Deutsche Schlösser u. Burgen.

Von

Schulte vom Brühl

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

728.81
Sc 8/1 A8H
v.

Deutsche Schlösser und Burgen.

Von

Schulte vom Brühl.

Erster Band.

Mit fünfundneunzig Abbildungen.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Vorwort.

Als mir der Herr Verleger dieses Buches die Mittheilung machte, daß er mit der Absicht umgehe, ein vaterländisches Werk über die deutschen Schlösser und Burgen herauszugeben und daß er mir die Ausführung übertragen möchte, entstand die Frage, wie sich dieses Werk gestalten sollte. Bei dem heutigen Stand des Buchhandels hätte es am nächsten gelegen, ein Prachtwerk fertigzustellen und dies wäre vielleicht auch am einträglichsten gewesen. Aber wir entschlossen uns bald, von dem Publikum, welches ein Buch nur zum Zierrath und „zur gefälligen Ansicht" auf dem Salontisch paradiren läßt, ganz abzusehen. Unser vaterländisches Werk sollte vielmehr dem besseren Zweck dienen, ein Hand- und Hausbuch für die gebildete Familie zu werden. Dazu war es hinsichtlich seiner äußern Gestaltung nöthig, daß es ein bequemes Format erhielt. Was die innere Gestaltung betrifft, so sollte es in textlicher Beziehung das Unterhaltende mit dem Belehrenden in angenehmer Weise verbinden, weshalb ich mich bemühte, den trockenen, rein wissenschaftlichen Ton zu vermeiden und dort, wo die Wucht geschichtlicher Thatsachen nicht eine andere Behandlung erforderte, eine mehr

feuilletonistische Schreibart in Anwendung zu bringen, denn, wie gesagt, für das gebildete Publikum, nicht für den Fachgelehrten ist dieses Werk geschrieben. Daß es allem in seiner Richtung Wissenwerthem nicht aus dem Wege gehen und sich stets auf den Standpunkt der neuesten Forschung stellen sollte, ist selbstverständlich. Was uns aber besonders wesentlich erschien, war die einheitliche Durchführung des Ganzen. Manche ältere Sammlungen, so z. B. Gottschalcks neunbändiges Werk: „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands", Gustav Schwabs: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern", u. a. m. sind aus Aufsätzen der verschiedensten Autoren zusammengestellt. Hier ergeht sich ein Gelehrter in doctrinärer Weise über seinen Stoff und läßt es an gefälliger Darstellung mangeln, dort schreibt ein Laie vielleicht einen angenehm lesbaren Artikel, dem aber jede Gründlichkeit fehlt. Der eine beschäftigt sich mehr mit dem Architectonischen, der andere mehr mit dem Geschichtlichen und ein dritter findet nur das Landschaftliche der Betrachtung würdig. Um nun aber schon in Stil und Darstellung dem Ganzen ein einheitliches Gepräge zu geben, habe ich mich entschieden, sämmtliche Aufsätze selber zu verfassen und, soweit es thunlich erscheint, dem Landschaftlichen, dem Architectonischen und Künstlerischen, sowie dem Geschichtlichen und Sagenhaften jeder Burg in gleicher Weise gerecht zu werden. Ähnliche Gründe wurden für die Illustration maßgebend, die ich im Großen und Ganzen ebenfalls selber besorgte. Um dem Werke so viel wie möglich den Eindruck zu benehmen, als sei es nur in stiller Arbeitsstube zusammenstudirt und zusammengeschrieben worden, erachteten wir es für nothwendig, daß ich die Burgen, deren Lage und Geschichte ich beschreiben sollte, auch persönlich besuchte. Dies ist in allen Fällen geschehen und

es würde mich freuen, wenn dadurch das Werk einen gewissen Anstrich von Frische und Anschaulichkeit erlangt hätte. Um einem größeren Leserkreise Gelegenheit zu geben, auf etwaige, kleine Unrichtigkeiten hinzuweisen, habe ich fast sämtliche Aufsätze vor der Buchausgabe in größeren Zeitungen, meist in der „Didaskalia", erscheinen lassen und es ist mir denn auch aus dem Publikum, wie aus Fachkreisen, mancher schätzenswerthe Hinweis zugekommen.

Meine Aufgabe war im Allgemeinen keine leichte. Nicht nur, daß bei einzelnen Burgen überhaupt kein übersichtlich geordnetes Material vorlag und daß ich mir den Stoff höchst mühsam aus Quellenwerken zusammensuchen mußte, ich war auch gezwungen, meine Thätigkeit zwischen einem anstrengenden, redaktionellen und kritischen Beruf und meiner gegenwärtigen Arbeit zu zersplittern. Um so mehr weiß ich die liebenswürdige Beihülfe zu schätzen, die mir von mancher Seite bei meinen Bestrebungen zu Theil wurde. Den Herren Hofbuchhändler Schmithals in Kreuznach, Archivrath Koennecke, Dr. von Knoblauch und Referendar a. D. L. Bickell in Marburg, Premier-Lieutenant Graf zu Leiningen-Westerburg in Breslau, Dr. B. Waltz, Rath Mays und C. Christ in Heidelberg, Kgl. Kastellan Sange auf Hohenzollern, Friedr. Bürkli in Zürich, Adolf Werth, Vorsitzender des Bergischen Geschichts-Vereins, und Architect G. A. Fischer in Barmen und Julius Schuhmacher in Wermelskirchen, Vorsitzender des Vereins zur Erhaltung des Schlosses Burg, bin ich besonderen Dank schuldig für das thätige Interesse, welches sie meinem Werke in zuvorkommendster Weise gewährten.

Ich gebe mich nun der Hoffnung hin, daß die Deutschen Schlösser und Burgen in den weiten Kreisen der Geschichtsfreunde und aller derer, welche Interesse an der deutschen

Heimatskunde haben, freundlich aufgenommen werden und daß ich dadurch den Muth finde, für das kommende Jahr wiederum einen Band über denkwürdige Burgen folgen zu lassen.

Frankfurt a. M., im October 1888.

Schulte vom Brühl.

Einleitung.

(Ueber Burgen.)

Wenn wir dem Ursprung der Burgen nachgehen wollten, so verlören wir uns in das graue Alterthum und würden bei vielen seßhaften, kriegerisch gearteten Völkern das Bestreben finden, ihre Einzelsitze vertheidigungsfähig und sicher zu machen oder aber, innerhalb größerer Ansiedlungen, einen Punkt zu befestigen, der dann zum Schutze aller dient. Burgen im weiteren Sinne des Wortes begegnen wir demnach überall. Wir lassen uns von Homer erzählen, wie die Königsfeste von Troja fiel, wir staunen die stolzen Trümmer der

Burg von Athen, der Akropolis, an, wir vernehmen die sagenhaften Ueberlieferungen von den stolzen Kazikenburgen und befestigten Städten Alt-Mexikos und sehen im Geist unsere kampfesfrohen, germanischen Vorfahren in der Walhalla der Himmelsburg Asgard ein schönes, materielles Dasein bei Meth und Wildschweinbraten führen. Der Ursprung der Burgen aber, die für das vorliegende Werk hauptsächlich in Betracht kommen, in Sonderheit die zum Wohnsitz dienenden befestigten Höhenburgen, reichen kaum bis auf die Zeit der Karolinger zurück. Sie gingen hauptsächlich aus jenen, nach dem Vorbild römischer Kastelle erbauten kleinen Festen hervor, die lediglich zur Vertheidigung und nicht zur Wohnung erbaut waren. Aber auch eine selbstständige natürliche, freie Entwickelung des ursprünglichen Edelhofs zum befestigten Hause läßt sich verfolgen. Eine starke Umpfählung, ringsher ein mehr oder weniger tiefer Graben, war wohl die erste Schutzvorrichtung der altgermanischen einstöckigen Halle. Unseren nordischen Vettern, den räuberischen Normannen, scheint es dann zuerst deutlich geworden zu sein, daß ein nämlich beschränkter Wohnsitz leichter zu vertheidigen sei, als ein ausgedehnter, und so kamen sie nach und nach dazu, die einzelnen Theile ihrer Siedlung dem Hauptraum, der Halle, enger anzuschließen und sie endlich sogar, soweit es anging, über dieselbe zu legen. So entstand der Etagenbau. Mit ihm trat die bauliche Verwendung des Holzes immer mehr in den Hintergrund, und schließlich entwickelten sich die Anlagen zu thurmartigen, festen, steinernen Gebäuden, die von ihren Erfindern Donjons genannt wurden. Durch Ringmauern und Gräben, die sie umzogen, wurden sie verstärkt, kleine Thürme, Wälle, Wehrgänge und andere Befestigungen kamen dazu und schließlich entwickelten sich Anlagen, die oft mehr von Riesen,

als von Menschen gemacht schienen. Die Deutschen folgten bald dem Beispiel ihrer Stammesgenossen. Der Donjon, der feste Wohnthurm, begegnete auf seiner Wanderung nach Deutschland dem römischen Thurm und aus beiden entstand der Bergfried, der, anfänglich noch in Holzbau aufgeführt, bald auch zu einem starkmaurigen, festen, steinernen Rittersitz wurde.

Natürlich entsprach es dem Vertheidigungs- und Sicherungszweck des Gebäudes, auf einem schwer zugänglichen Platz zu stehen, von dem aus man einen möglichst weiten Ausblick genießen und sowohl herannahende Feinde, wie Gäste von weither erspähen konnte. Auch nach Einzelreisenden und Kaufmannszügen hielten manche der Edelfalken von ihrem hochragenden Horst aus fleißige Umschau, zumal, als das Faustrecht immer mehr in Blüthe kam und der Ritter seines Schwurs vergaß, den er bei Empfang des Ritterschlags thun mußte, nämlich — ohne Falsch immer Recht und Treue, Menschlichkeit und Milde zu üben und alle Schwachen und Unvermögenden zu beschirmen.

An Orten, wo es dem Adligen versagt blieb, sein festes Haus auf Bergen oder Hügeln zu errichten, entstanden, im Gegensatz zu den Höhenburgen, die Wasserburgen. Den Schutz, den bei ersteren neben ihren Ringmauern unzugängliche Abhänge gewährten, mußten hier tiefe Wassergräben ersetzen, die um die ganze Burg liefen und über die, gleichwie über die trockenen Burggräben der Höhenburgen, eine Zugbrücke ins Freie führte.

Daß die ersten Burgen oder Burgställe von ungefüger, roher Bauart waren und in ihrer ganzen Anlage noch die denkbar einfachsten Formen zeigten, ist selbstverständlich. Das Hauptstück, der Bergfried mit seinen verschiedenen Stockwerken, dann eine Ringmauer, die sich um ihn und um seinen engen

Hof zog und die nach außen ein trockener Graben umgab, das war die einfachste Anlage der Burg.

Gewöhnlich war der meist auf Felsen gegründete, häufig scheinbar mit ihm verwachsene, großsteinig (megalithisch) aufgeführte Bergfried folgendermaßen eingetheilt. Zu unterst, oft halb unterirdisch und selten nur dem Licht und der Luft zugänglich, befand sich das Verließ, jener schauerliche Ort, in dem die Barbarei der damaligen Zeit unglückliche Gefangene, an denen der Burgherr seine Rache kühlen oder von denen er ein Lösegeld erpressen wollte, lebendig begrub. Durch eine im Fußboden des ersten Stockwerkes befindliche Oeffnung wurden die armen Opfer vermittelst eines Strickes in die finstere, feuchte Tiefe hinabgelassen; auf die gleiche Weise wurde ihnen die Nahrung zugeführt, die mitunter so kärglich ausfiel, daß der Gefangene eines langsamen und qualvollen Hungertodes starb. Gegen Standesgenossen, die ihm bei einer Fehde in die Hände fielen, verfuhr der Burgbesitzer in der Regel glimpflicher und gewährte ihnen ritterliches Gefängniß.

Der Umstand, daß die Gefangenen ins Verließ hinabgelassen wurden, deutet bereits darauf hin, daß zum unteren Theil des Bergfrieds keine Thür von außen führte. Eine solche ist vielmehr erst in ziemlicher Höhe, oft acht bis zehn Meter vom Boden, zu finden, mit dem sie durch eine zum Aufziehen eingerichtete Treppe oder Leiter verbunden war. Durch jene Oeffnung, die Pforte, gelangt man zunächst in die Küche, in deren Ecke ein offner, steinerner Feuerherd Platz gefunden hat. Dem Rauch war es gestattet, sich durch schmale Mauerscharten oder enge Fenster einen Ausweg zu suchen. Die Küche diente auch gewöhnlich zum Aufenthaltsort für die Knechte, deren Lagerstätten sich oft in Nischen nächst dem Herde befanden.

Das über der Küche liegende Stockwerk war zum Wohnraume für die Frauen bestimmt. Dort weilte die „züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder", sammt ihren Mägden. Eine Holzwand zur Seite der höher hinaufführenden Treppe schützte vor dem Einblick in das Gemach, das die Bezeichnung Kemenate trug und verhältnißmäßig bequem eingerichtet war. Teppiche, von der Hand der Frauen gewebt, verkleideten die Mauern, Truhen standen an den Wänden, und während die dienenden Mägde ihre Schlafstätte vielfach auf harten, fellbelegten Pritschen fanden, hatte die Burgfrau mit ihren Kindern ein schon bequemeres Lager. Die Kemenate wurde von einigen Fensterchen erhellt, die weit in die Mauer hinausgebrochen waren, so daß die dadurch entstandene Nische Raum zu einigen steinernen Sitzen bot. Von einer Verglasung der Fenster war zu jenen Zeiten keine Rede. Zwar wurden im Jahre 820 in Venedig bereits Fensterscheiben verfertigt, aber sie waren Jahrhunderte später noch so theuer, daß sich ihrer nur die reichsten Klöster und Kirchen vereinzelt bedienen konnten, welcher Schmuck dann als höchst kostbar angestaunt wurde. Als die ersten bewohnten Burgen entstanden, waren die Fenster überhaupt noch unverschlossen, höchstens, daß im Winter durch vorgehangene Decken dem Eintritt der kalten Luft in etwas gewehrt wurde. Weit später erst mögen ölgetränkte Blasen, Marienglas und durchscheinende Horntäfelchen zum Verschluß Verwendung gefunden haben. Ein behagliches Wohnen aber ist auch dann im kalten, zugreichen Bergfried noch nicht möglich gewesen, denn er hatte außer in der Küche keine Feuerstätten aufzuweisen. Wenn Wiese und Wald verschneit lagen und der einsame Thurm auf kahler Höh' trostlos in die öde Weite starrte, wenn der Nordwind durch Fensteröffnungen und Mauerscharten pfiff und vom Wald

her ein hungriger Wolf heulte, dann muß der Aufenthalt in der Burg kein gerade beneidenswerther gewesen sein und nur ein abgehärtetes, anspruchsloses Geschlecht mochte es dort erträglich finden.

Doch setzen wir unsern Aufstieg im Thurme fort. Ueber der Kemenate liegt der Raum, der zum Wohngemach des Burgherrn diente und welcher der ursprünglichen Halle am meisten entsprach. Rüstkammer, Wohn- und Schlafzimmer, sowie Rittersaal zugleich, ist er entsprechend ausgeziert. Jagdtrophäen, Waffen und Trinkhörner schmücken die Wände und die Lagerstätten für den Herrn, seine Söhne und etwaige Gäste sind mit den Fellen erlegter Thiere bekleidet. Von einer gemüthlichen Bettstatt wußte man noch nichts. Als sich im Jahre 1234 der König von England eine Bettstelle mit Strohsack bauen ließ, galt dies für einen großen Fortschritt und zugleich für einen bedeutenden Luxus, der aber schnell Nachahmung fand. Tische und Stühle, wenn sie auch, wie vielleicht das schwere eichene Gebälk der Decke, einige unbeholfene Schnitzereien und Verzierungen aufwiesen, erschienen roh und ungefüge und das Einzige, auf das man sorgfältigere Kunst verwendet hatte, waren die Waffenstücke an den Wänden.

Ueber dem Herrensaal lag der Söller, ein weiter, heller Raum, von dem aus der Thurmwärter stetig Ausschau in die Gegend hielt, um jeden Ankommenden mit Hornsignalen zu melden. Vom Söller aus, an dessen Stelle später bei den Rundthürmen wohl eine zinnenumkränzte Plattform trat, wurde bei den ursprünglichen Burgen hauptsächlich die Vertheidigung geleitet. Er diente den Belagerten noch als letzte Zufluchtsstätte, wenn schon die ganze übrige Burg erobert war. Dann verbarrikadirten sie sich droben manchmal, und oft genug mag

es vorgekommen sein, daß sie nach verzweifelter Gegenwehr in den Flammen des brennenden Thurmes umkamen, falls sie es nicht vorzogen, sich dem Feind auf Tod und Leben zu überantworten. Der Söller enthielt gewöhnlich auch eine kleine Wurfmaschine, eine Katapulte oder Balliste, denn aus der Höhe ließen sich durch ihre Hülfe die Schutzdächer der Belagerungsmaschinen am besten mit schweren Steinen, mit Balken und dergleichen bewerfen.

Daß diese einfachste und ursprünglichste Anlage der Burg, nämlich der bewohnte, dickwandige Thurm innerhalb einer Ringmauer oder an derselben lehnend, mit der Zeit erweitert und vervollkommnet wurde, ist selbstverständlich. Schon das mißliche Treppen- oder Leitersteigen mußte den Burgherrschaften bald zuviel werden, und so machte man sich denn daran, den Hauptthurm bequemer zu gestalten. Nachher verfiel man darauf, die Kemenate und den Herrensaal in ein besonderes Gebäude zu verlegen, das sich, gleichsam wie zum Schutze, an den Bergfried anlehnte und dessen eine Seite manchmal aus der höher geführten Ringmauer bestand. Ebenso vergrößerte und verstärkte sich die Burg nach außen. Natürlich gab den ersten Anstoß zu diesen Veränderungen und Verbesserungen der Fortschritt der Zeit und der zunehmende Luxus, während die schnelle und ungeheure Ausdehnung des Lehenswesens und die Fehdesucht derer, denen die Gewalt ihrer Waffen und die persönliche Ehre eins waren, die Burgen fast wie Pilze wachsen ließen. Allerdings hatten die Einfälle der Hunnen, Wenden und Normannen, besonders in den Grenzländern, deren Entstehen vielleicht noch mehr veranlaßt und befördert, wie die Lehenswirthschaft und das Faustrecht, auch gaben einzelne kriegerische Herrscher, wie z. B. Heinrich IV. in Niedersachsen, Anstoß zu einer ungemein regen Errichtung

derartiger Festen. Aber bald machten sich die schlimmsten Folgen in der zunehmenden Unsicherheit des Landes bemerklich. Kaiserliche Erlasse suchten deshalb oft genug den Bau der festen Häuser, die so häufig Raubhäuser waren, von der Erlaubniß des Herrschers abhängig zu machen und zu hindern, jedoch vergebens. Bald starrte das Land von den Alpen bis zum Strand von diesen Edelsitzen, die vom kleinsten Burgstall bis zur stolzen Herrenburg alle zu Trutz und Wehr erbaut waren.

Zu der erwähnten natürlichen Entwickelung des Burgenbaues kam bald ein mächtiger, gewissermaßen künstlicher Anstoß, der das Ganze erst zur eigentlichen Blüthe brachte. Dieser Anstoß geschah vornehmlich durch die Kreuzzüge. Der Krautjunker, der bisher ziemlich stumpfsinnig in seinem Felsennester gesessen hatte und dessen ritterliche Ausbildung kaum über die Führung der Waffen hinausreichte, wurde plötzlich zum Reisenden großen Stils. Der Trieb zum Wandern und unwiderstehliche Abenteurerlust kam über ihn. Es war Modesache geworden, sich im fernen Morgenlande mit den Heiden um den Besitz des heiligen Grabes zu raufen, und diese dem thatenlustigen Ritter so angenehme Mode hatte noch den praktischen Nutzen, den Grabespilger von seinen Sünden zu entlasten. Der kulturgeschichtliche Einfluß der Kreuzzüge für das Abendland ist ungeheuer. Auch die Ideenkreise der deutschen Ritterschaft fingen an, sich über die Grenzen des engen Burgfriedens und die ererbten und vom Lehnsherrn erhaltenen Hufen Landes auszudehnen. Der fromme Kreuzespilger hatte im oströmischen Reich oder in Italien, durch welches Land ihn nun gerade seine Wanderung führen mochte, die theils verfallende, theis noch blühende Cultur alter Reiche kennen gelernt, und dem Eindruck der Schönheit vermochte sich selbst

das roheste Gemüth nicht ganz zu verschließen. Ueberall gab sich bald das mächtige Bestreben kund, dasjenige, was man im Ausland als schön oder nützlich erkannte, in der Heimath in Anwendung zu bringen. So wurden auch die Burgen im Innern wohnlicher, im Aeußern prächtiger und wehrhafter ausgestattet. Der byzantinische Stil kam stark in Aufnahme und brachte die Steinmetzkunst in Flor. Neben dem roh gefügten mächtigen Bruchstein gelangte der wohlgepaßte, sorgfältig behauene Buckelquader zur Herrschaft, und reich ornamentirte Capitäle, zierliche Säulen und hübsche Gesimse schmückten die besseren Rittersitze, wie sie denn auch in den immer mehr aufblühenden Städten zur Anwendung kamen. Byzantinischer, romanischer und gothischer Stil kämpften um die Herrschaft und dieser Wettstreit brachte die Architectur zu immer reicherer Entfaltung. Aber auch gewisse Fortschritte in der Bewaffnung brachten mehr oder minder große Aenderungen im Festungsbauwesen der Zeit, vornehmlich im Burgenbau, mit sich. So erfand z. B. Richard I. von England, der überhaupt ein vortrefflicher Ingenieur war, zur besseren Wirkung der von ihm wieder in Aufnahme gebrachten Armbrust ein eigenes Befestigungssystem. Er ließ, um eine Seitenbestreichung zu ermöglichen, aus den Ringmauern halbrunde, mit Schießscharten versehene Thürme hervortreten, die überdies den Sturmböcken und Rennwiddern kräftigeren Widerstand boten.

Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß die verschiedenen, nach und nach in Aufnahme kommenden Stilarten nicht nur zur Verschönerung der Burgen beitrugen, sondern daß sie auch für die Befestigungskunst dieses oder jenes Wesentliche mitbrachten. So z. B. lernte man von den Byzantinern, die Hauptringmauer durch eine parallel laufende,

niedrigere zu schützen. Auch waren sie es, die zuerst größere, weit hervortretende Tragsteine oder Balken aus den Mauern vortreten ließen. Diese bildeten alsdann den Boden zu einem kleinen Vorbau, der arca hieß, daher das deutsche Wort Erker. Der Erker wurde ungemein wichtig für den Burgenbau, denn er, der gewissermaßen wie ein Schwalbennest an der Mauer hing, beanspruchte nicht wie der aus der Ringmauer hervorspringende Thurm den bei den Höhenburgen oft so knapp bemessenen Boden zum Fundament. Dann auch konnte von ihm eine bequeme Bestreichung der bedrohten Mauern bewirkt werden, nicht allein eine seitwärtige durch die Seitenscharten, sondern auch eine vertikale, denn Gießlöcher im Fußboden ermöglichten es, dem stürmenden Feind mit heißem Wasser, mit geschmolzenem Pech und dergleichen unangenehm zu werden. Eine weitere Vervollkommnung des Burgenbaues wurde durch die Fortschritte in der Geschützkunst herbeigeführt. Die immer weiter tragenden Wurfmaschinen, als Tyrbock, Mange, Blyde, Schleuder, anderseits auch die von den Griechen gelernte Feuerwerkerkunst machten es nötig, daß die innere Burg stärker befestigt wurde. So entstanden denn ihre hohen und starken Deckungsmauern, der sogenannte Mantel. Endlich brachte das Aufkommen der Feuerwaffe das Entstehen kugelsicherer Räume, der Kasematten, mit sich, während sich nach außen mächtige Bollwerke, Bastionen oder Basteien vorschoben, von denen aus die Geschütze der Belagerten denen der Belagerer antworteten. Freilich heulten die aus dem Metallrohr sausenden Eisenkugeln der Wehrhaftigkeit der einfachen Ritterburgen das Todtenlied, und selbst das feste Schloß, das im dreißigjährigen, ja im Befreiungskriege noch eine gewisse strategische Bedeutung besaß, bereitet jetzt „denen von der Artillerie“ keine Schwierigkeiten mehr.

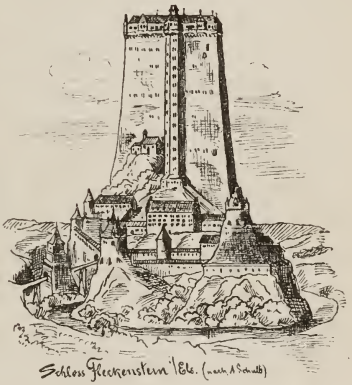
Es war mir nicht darum zu thun, hier eine sorgfältige Studie von der Entwickelung des Burgenbaues zu geben, dazu würde ein Band in der Stärke des vorliegenden kaum ausreichend sein. Nur einen ungefähren Einblick in die Einrichtung und Entwickelung der Burgen soll dieser einleitende Aufsatz verschaffen. Von der einfachen Anlage der ursprünglichen Burg, des ritterlichen Wohnsitzes habe ich bereits ein flüchtiges Bild entworfen. Es dürfte angebracht sein, nun auch einmal eine ausgedehnte Burg zu beschreiben, die Hofburg eines Dynasten, wie sie um jene Zeit war, als Berthold Schwarz das verhängnißvolle schwarze Pulver erfand. Es mag erläuternd vorausgeschickt werden, daß sich die umfangreiche Burgfeste je nach ihrer Lage auf einem Berges- oder Hügelkamm oder auf einer Spitze entweder in Vorder-, Mittel- und Hinterburg, oder in Unter-, Mittel- und Oberburg schied. Wandern wir einmal einer solchen Burg entgegen, die uns von fernher schon mit Thürmen, Erkern und Zinnen vom Berge her begrüßte. Noch haben wir kaum den steinigen Pfad beschritten, so schauen wir mit einem Gefühl gelinden Grauens auf eine rohe Schilderei, die an einem Pfahl angenagelt ist. Eine blutende, abgehauene Hand und ein Beil daneben sagt, daß der Wanderer die Grenze des Burgfriedens überschritten habe. Aber während heutzutage der Verüber eines Hausfriedensbruchs schlimmstenfalls einige Zeit ins Cachot wandern muß, war es damals üblich, dem Burgfriedensbrecher die Hand abzuschlagen. — Der Weg schlängelt sich am Abhange dahin und wir nähern uns einem durch zwei vorspringende Thürme flankirten Thor; der Pfad dahin ist listig so angelegt, daß, wären wir bewaffnete Feinde, wir unsere rechte, von dem am linken Arm getragenen Schilde nicht bedeckte Seite schutzlos der Burg zukehrten. Ein trocke-

ner Graben umschließt die Zingeln, jene aus Mauer oder Pfahlwerk bestehende, mit einer Brustwehr versehene Schutzwand, die rings um die äußere Burganlage läuft und hie und da von Eingängen oder Ausfallpforten durchbrochen und von seitwärts vorspringenden Thürmen besonders befestigt wird.

Das Thor durchschreitend gelangt man in den äußern Zwingerhof, der, zwischen der Ringmauer der eigentlichen Burg und der erwähnten, zweiten Umfassung gelegen, sich ringsher zieht, wenn es die Bodenbeschaffenheit erlaubt. Stallungen, Viehhöfe, Reitplätze, oft auch Nutz- und Ziergärten, haben in diesem Vorhof zur eigentlichen Burg Platz gefunden, natürlich auch nur dort, wo das Terrain dies zugab. Zur obern Burg, deren Mauern ebenfalls durch einen Graben vom Zwinger (auch Zwingelhof, Zwingolf genannt) getrennt war, führte der Weg wieder in der Weise empor, daß des Ankommenden rechte Seite der Mauer zugekehrt ist. War schon das früher durchschrittene Thor, dem sich oft noch ein zweites, drittes u. m. zugesellten, häufig an sich ein starkes Bollwerk, das dem stürmenden Feinde große Schwierigkeiten bereitete, so war dies erst recht bei dem eigentlichen, aus dem Mauerwerk kräftig vorspringenden Burgthor der Fall, zu dem eine Zugbrücke führte und in dessen oft hallenartiger Wölbung drohend die Eisenspitzen des Fallgatters hervorschanten. Hinter dem Thor zog sich meist ein Wehrgang („Wer", „Letzte") hin, von dem aus durch schmale Luken auf die

Angreifer geschossen oder mit Steinen geworfen wurde. Oftmals mußte man durch einen zweiten, engen Zwinger schreiten, ehe man durch ein starkes Thor in den eigentlichen Burghof gelangte. Dieser war in der Regel ein enger, von den verschiedensten Gebäuden umschlossener Raum, in dessen Mitte die Burglinde grünte.

Von den Gebäuden fällt dort zunächst der mächtige Bergfried ins Auge, um den sich, wie die Vasallen um ihren Gebieter, die andern Bauten gruppiren. Da ist der Palas, ein stattliches Haus, das sich mit seiner Rückseite meist auf die Ringmauer lehnte und diese verstärkte. Zu seinem Hauptgemach, dem Rittersaal, führt gewöhnlich eine Treppe, die „Gräde", empor. Er diente der burgherrlichen Familie zur Wohnung, konnte aber auch in kriegerischen Zeiten durch die Stärke seiner Mauern Trutz bieten.



Häufig ragte dieser Bau, der neben der großen Halle, dem Rittersaal, gewöhnlich eine ganze Anzahl anderer, kleiner Gemächer, Kemenaten, enthielt, um mehrere Stockwerke empor und schaute, gleich dem Bergfried, stolz in die Lande. Bei Burgen größter Ausdehnung fand sich ein besonderes Frauenhaus, das auch Kemenate hieß. Die übrigen Gebäude, die den Hof der stolzen Dynastenburg umgaben, waren Wirthschaftsgebäude, Rüstkammern, ein Schutzhaus zur Herstellung der Waffen, und Häuser für die Dienerschaft, für die Knappen

und Gäste. Selten fehlte eine besondere Kapelle, die gewöhnlich an der Ostseite der Anlage stand. Große Kellerräume, ein Badehaus, eine Cisterne oder ein tiefer, oft durch einen Thurm geschützter Ziehbrunnen mangelten nicht.

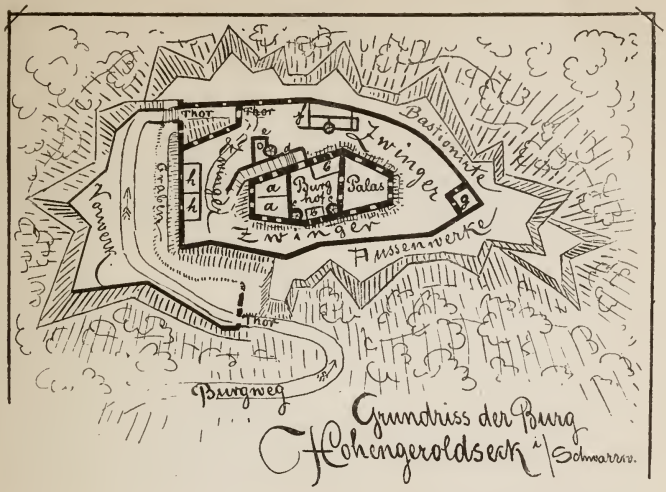
So ungefähr gestaltet sich die Anlage einer Hofburg. Denkt man sich nun zu dem Beschriebenen noch mehrere, zerstreut liegende Wart- und andere Thürme, desgleichen eine Anzahl von Erkern, Altanen und Säulengängen und ein Heer von Zinnen auf Mauern und Thoren, so muß eine solche Burg zur Zeit ihrer Blüthe einen ungemein romantischen Anblick gewährt haben, malerischer vielleicht, als ihn heutigen Tages die Ruinen der verschwundenen Herrlichkeit bieten. Dazu kommt die meist erhabene Lage des Bauwerks auf starrem Felsen, der oft mit den Mauern wie ein Stück erschien.

Der verstorbene, elsässische Maler Gustav Doré hat uns, namentlich in seinen Illustrationen zum rasenden Roland, manche alterthümliche phantastische Burg vor die Augen gezaubert, aber auch die Wirklichkeit hat im Mittelalter Burgen geschaffen, wie sie sich kaum die kühnste Phantasie erdenken konnte. Besonders die in Nordfrankreich angesiedelten Normannen leisteten in dieser Hinsicht das Möglichste. Von deutschen Burgen will ich wegen der gigantischen Kühnheit ihrer Anlage an dieser Stelle nur zwei in Abbildung wiedergeben, nämlich Wildenstein an der Donau und Fleckenstein im Elsaß. Um die Anlage einer Hofburg großen Stils zu zeigen, möge ein Grundriß der Schwarzwaldburg Hohengeroldseck bei Lahr folgen, wie sie im Jahre 1692 vor der Zerstörung durch die französischen Mordbrenner Ludwigs XIV. war.

So wichtig und interessant nun auch das Architectonische

bei mancher Burg sein mag, das wesentlichste Interesse bieten uns jene, meist nur noch als morsche Trümmer bestehenden Denkmäler vergangener, finsterer oder wildbewegter Zeiten neben ihrem reichen, poetischen Sagenschatz durch ihre culturgeschichtliche und geschichtliche Bedeutung. Wir sehen wie in so mancher stolzen Herrenburg helle Geistesfackeln strahlten. Wir gedenken der Zeiten der ritterlichen Minnesänger und des Sängerkrieges auf der Wartburg, wir denken daran, welch glänzende Rollen z. B. die Wartburg, die Marburg und die Ebernburg in der Geschichte der Reformation gespielt haben und welch geistiges Leben sich oft in den prächtigen Pfalzen Kaiser Rothbarts entwickelte. Mochte in dem finstern Burgstall des Raubritters oder des niedern Adeligen auch zumeist Roheit und Unbildung herrschen, so ist doch anderseits von den Burgen auf der Höh' nicht minder, wie aus den Klöstern im Thal ein gut Theil Cultursaat ausgestreut worden, und nicht von den Städten allein ist das Heil gekommen. Der abenteuernde Ritter, der die Paläste Italiens und die Prachtbauten des griechischen Kaiserreichs gesehen und vor den Festen der Sarazenen gelegen hatte, gab, wie gezeigt, nicht in letzter Linie den Anstoß zu dem regen künstlerischen Leben, das sich mit den Kreuzzügen in Deutschland auf allen Gebieten entfaltete. Mit dem Burgen- und Ritterwesen steht die Geschichte unseres Vaterlandes in directester Beziehung, so zwar, daß gewissermaßen die Geschichte der Burgen eine vollständige Geschichte des deutschen Mittelalters geben könnte. Von Burg zu Burg spinnen sich historische Fäden und tausend Berührungspunkte finden sich. Zwar ist es für das Ganze unwesentlich, ob sich zwei ritterliche Nachbarn in den Haaren gelegen, ob sie ihre festen Steinhaufen berannten und sich die Hälse brachen, aber jeder hervorragende, feste Sitz eines bedeutenderen

Geschlechts darf ein Blatt im Buch der Geschichte beanspruchen. Soll ich Beispiele anführen, so erinnere ich an Hohenzollern, an die Habsburg, von denen mächtige Herrschergeschlechte ausgingen, ich erinnere an Trausnitz, wo Friedrich der Schöne von Oestreich gefangen saß, und ich erinnere an Landstuhl, wo Franz von Sickingen, der letzte Ritter, den Heldentod starb und wo die Artillerie des Trierschen Erzbischofs dem ganzen Ritter- und Burgwesen ein dröhnendes Sterbelied sang.



Erklärung zum Grundriß der Burg Hohengeroldseck.

Die obere Burg erhob sich auf einem engen, steilen Felsklotz, der auf der nördlichen Seite den vier Stockwerke hohen Palas und an der südlichen andere Wohngebäude (a) enthielt. Im Burghof befanden sich einige Wirthschaftsgebäude (b) und zwei Treppenthürme (Gräden) (c) zu den Wohnhäusern. Am Wege zur obern Burg, der über eine Zugbrücke (d) führte, lag ein fester Brunnenthurm (e). Im äußern Burghof, dem Zwinger, befanden sich Stallungen (h), Wohnhaus und Kellerei (f) und ein starker Wartthurm (g) an der nordöstlichen Spitze der Ringmauer, um die später bastionirte Außenwerke errichtet wurden. Der Burgweg führte in den äußern Zwinger durch drei Thore. Von dem wahrscheinlich früher um die Ringmauer gezogenen Graben zeigt sich noch ein Stück an der westlichen und östlichen Seite. Nach dem vorliegenden Plan aus dem Jahre 1693 scheint die Burg merkwürdigerweise eines besonderen Bergfrieds entbehrt zu haben, hingegen hatte der thurmartige Pallas sehr starke Mauern, wie denn die obere Burg auf ihrem unzugänglichen, steilen Felsen fast uneinnehmbar schien.

Die

Kaiserpfalz Gelnhausen.

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,

Voß' Sortiment.

G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort III

Einleitung VII

Die Kaiserpfalz Gelnhausen 7

Vom Rodensteiner und seiner Burg 37

Die Ebernburg 65

Die Marburg 110

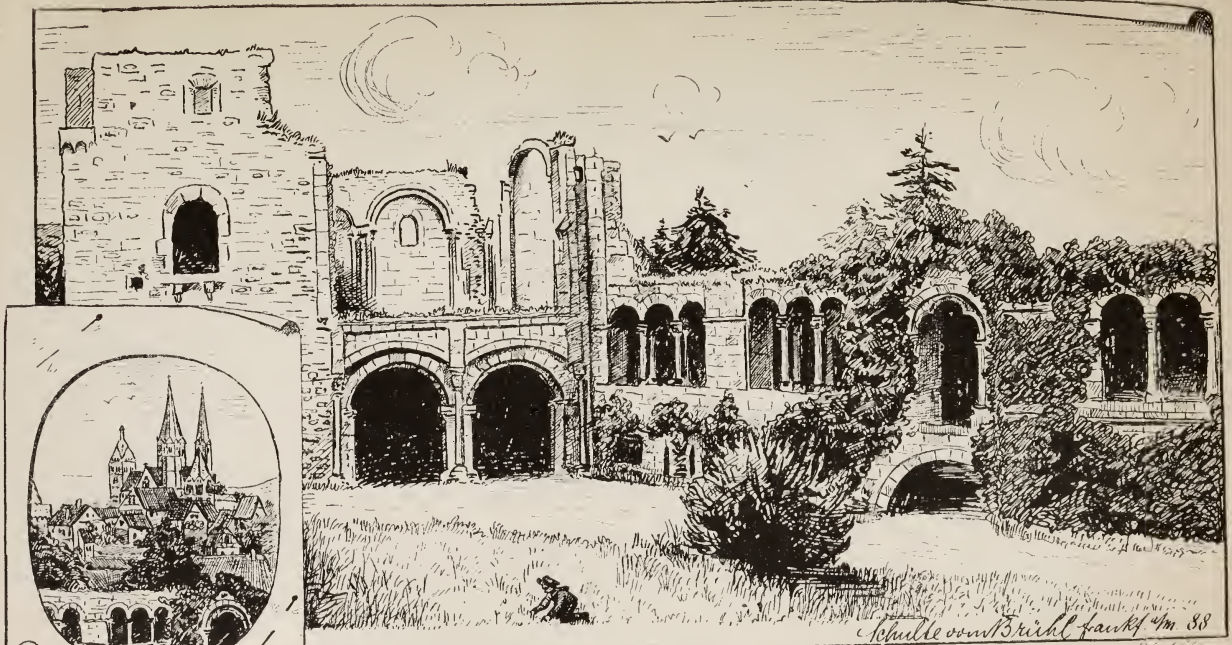
Dilsberg und die vier Burgen zu Neckarsteinach 146

Die Hohenzollernburg 179

Die Habsburg 245

Anmerkung. Einem der nächsten Bände wird ein knapper Nachtrag angefügt werden, der über wesentliche Veränderungen, welche etwa bei den beschriebenen Burgen stattfinden sollten, berichtet, ebenso wie über neue Forschungen, die für die Geschichte jener Stätten von Wichtigkeit sind oder vorhandene Irrthümer beseitigen.

Druck von Pöschel & Trepte in Leipzig.



Die Kaiserpfalz Gelnhausen.

ach dem Tode des Kaisers Wilhelm ist allenthalben in deutschen Landen der Gedanke aufgetaucht, dem Verewigten Denkmäler zu errichten, ihm zum Ruhm und zum Gedächtniß der glorreichen Einigung und Festigung unseres Vaterlandes. Jede einigermaßen volkreiche Stadt denkt an die Errichtung eines solchen Denkmals, aber es sind auch weithallende Stimmen lautbar geworden, die von einer Zersplitterung der Kräfte abmahnten und einem allgemeinen, nationalen Denkmal großen Stils das Wort redeten.

Der Vergleich zwischen der Kaiser- und Reichsherrlichkeit der ersten Hohenstaufen und der Blüthe des neudeutschen Reichs liegt in mancher Beziehung nahe, nicht minder zeigt sich vielerlei Aehnlichkeit in der Herrschergröße eines Friedrich Barbarossa und Wilhelm Barbablanca. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man für das unter Umständen zu errichtende National-Denkmal drei Orte zur Auswahl vorschlug,

die in engster Beziehung zum Ruhm des alten Reiches stehen, nämlich den Hohenstaufen, von dem das Kaisergeschlecht gleichen Namens ausgegangen, die prächtige Kaiserpfalz Gelnhausen, die sein glanzvollster Vertreter: Friedrich I., gegründet und in der er mit Vorliebe geweilt, und der Kyffhäuser, wo er am steinernen Tische Jahrhunderte lang gebannt saß, bis endlich der Schlachtendonner von 1870—71 die um den Zauberberg fliegenden Raben verscheuchte und die glorreiche Wiedergeburt Deutschlands den verzauberten Heldenkaiser aus dem langen Schlaf erlöste.

Der Gedanke, eine dieser sagenumrankten, vom Flügelschlag der Geschichte umrauschten Trümmerstätten in alter Herrlichkeit auferstehen zu lassen und in ihnen eine Ruhmeshalle für die größten deutschen Fürsten zu errichten, ist in der That erhaben und schön.

Vom Kyffhäuser reden zahlreiche Lieder, und der Hohenstaufen schaut weit in die schwäbischen Lande. Der Name der Kaiserpfalz Gelnhausen aber klingt märchenhaft an unser Ohr. Selbst den Wenigen, denen ein Begriff ihrer Schönheit aufging, wenn sie in kunstgeschichtlichen Werken zerstreut der Abbildung eines ihrer Säulenkapitäle, eines ihrer Fenster oder Thürbogen begegneten, mag sie erscheinen wie ein schlummerndes Dornröschen.

Nicht nur der Umstand, daß ein National-Denkmal für Kaiser Wilhelm durch den Aufbau dieser interessanten Ruine in Anregung gebracht wurde, sondern mehr noch der Wunsch, auf einer historischen Stätte den Geist der Geschichte reden zu hören und zugleich ein Juwel mittelalterlicher Architektur kennen zu lernen, veranlaßten mich zu einem Ausfluge nach den Ruinen des alten Palastes.

Gelnhausen, der Geburtsort Grimmelshausens, des Vaters

des Simplicissimus, der Ort, der den Erfinder des Telephons, Philipp Reiß, zu seinen Söhnen zählt und in dem Brentano sein Märchen von Gockel, Hinkel und Gockeleia spielen läßt, liegt an der Eisenbahn Frankfurt-Bebra. Eine einstündige Schnellzugfahrt von der alten Krönungsstadt am Main aus, an dem industriereichen Offenbach und dem an geschichtlichen Erinnerungen reichen Hanau vorbei bringt uns ans Ziel. Erwartungsvoll verlassen wir das schlichte Bahnhofsgebäude und sehen mit Staunen das uralte Städtchen, Dach über Dach, Giebel über Giebel vor uns liegen. Ein ungemein malerischer Anblick, dieses aufsteigende Häusergewirr mit seinen graurothen Dächern, die sich kaum von der Farbe des Dietrichsberges, an den es sich enge angeschmiegt, abheben. Durch dieses Aufgehen der Farbentöne ineinander, das sich naturgemäß in der Abenddämmerung am bemerklichsten macht, dann auch durch die überall aufragenden, alten Stadtthürme erhält die ganze Erscheinung des Ortes schier etwas gespensterhaftes; man glaubt fast, eine vielgestaltige Feste des phantasiereichen Doré vor sich erstehen zu sehen, so bizarr ist der erste Anblick. Die hoch über dem Ganzen mächtig aufragende, stolze Pfarrkirche gibt dem Bilde den rechten Abschluß. Das interessante Bauwerk ist in den Jahren 1230—60 im Uebergangsstil aufgeführt und neuerdings restaurirt worden. Dabei wurde auch ein schiefer Thurm, welcher ähnlich wie der zu Pisa, lange Zeit ein Wahrzeichen seiner Stadt war, wieder „in die Richte“ gebracht.

Mit den Augen vergebens den häuserumstarrten Berg nach den Ruinen der Kaiserpfalz absuchend, wandern wir durch eine Vorstadt dahin. Ein Amtsdiener, der eine große Schelle in Bewegung setzt, um dann die stille Gasse mit dem

Hall seiner Stimme zu füllen und „allsündhaft Vieh und Menschenkind“ mit dem Wortlaut einiger amtlicher Erlasse bekannt zu machen, verschafft uns durch diese Thätigkeit den erfreulichen Anblick einiger niedlichen Mädchenköpfe. Sie schauen durch die niedrigen Fenster, horchen neugierig auf die gebellähnliche Vorlesung und betrachten noch neugieriger den vorbeiwandernden Fremden. Für einen solchen kann es unter Umständen tragisch werden, wenn er seine Aeugelein nicht, wie es im Liede heißt, rund um sich gehen läßt, sondern sie nach anderer Leute Töchter wendet. Eine Heerde halbwüchsiger, wild aus einer Seitengasse hervorstürmender Schweine hätte mich bald zu Fall gebracht. Das Fleisch dieser Vielhufer scheint im Orte ungewöhnlich beliebt zu sein, denn beim späteren Durchwandern der Straßen sahen wir Dutzende von säuberlich halbirten und rasirten Schweineleichnamen verlockend zur Schau ausgehängt, was um so merkwürdiger ist, da ungefähr der zwanzigste Theil der ca. 4000 Köpfe zählenden Bewohnerschaft des Städtchens aus Israeliten besteht.

Mit dem Ueberschreiten der Kinzig lassen wir die Vorstadt hinter uns; zu unserer Rechten, in der Thalsohle auf einer Insel des Flüßchens, erblicken wir nun den Trümmerrest eines mächtigen Thurmes über einem Gewirr niederiger Hütten emporragen. Die Pfalz, die wir auf freier Höhe liegend glaubten, streckt sich behaglich auf dem kleinen Eiland aus.

Um zu unserem hinüberlockenden Ziele zu gelangen, müssen wir einen Thorthurm passiren und dann, rechts abbiegend, einen Theil der Stadt durchschreiten. Es war gerade Aushebung an dem Tage und eine Anzahl mit Blumen und Bändern grell verzierter, künftiger Vaterlandsvertheidiger ließen das schöne Lied erschallen:

Drum Brüder stoßt die Gläser an,
Es lebe der Reservemann.
Wer treu gedient hat seine Zeit,
Dem sei ein volles Glas geweiht.

Der weithintönende Gesang dieser neuzeitlichen, wehrhaften Germanen mußte die etwa noch umgehenden Manen alter Reisigen und Burgmannen in der Pfalz da unten seltsam berühren, denn zu ihrer Zeit erklangen andere Liedestöne. Und wenn die durstigen Mannen des Kaisers bei einem Wirth in der Stadt oder vor den Thoren einfielen, dann mochten sie etwa ein Liedlein folgender Art gesungen haben:

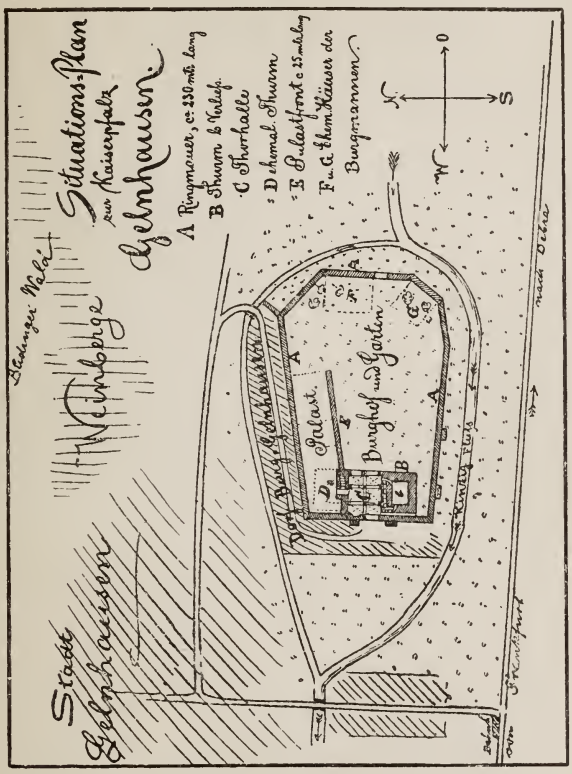
Wirt, durch mich ein strâze gât:
dar ûf schafe uns allen rat
manger hande spîse.
wînes der wol tribe ein rat
hoeret ûf der strâze pfat.
minen slunt ich prise, etc.

Unsere „strâze“ wand sich nun über einen Arm der Kinzig in zwei Häuserreihen hinein, deren eine zum größten Theil an die mächtige Ringmauer der Pfalz angeklebt erscheint wie Schwalbennester am Hüttensims. Ein Schild am Eingang des Dörfchens belehrte uns deutlich, daß wir uns nun in dem preußischen Dorfe: Dorf-Burg-Gelnhausen befänden und daß in diesem Dorfe das Betteln bei Strafe verboten sei. Dieser Bekanntmachung gegenüber, an der andern Seite der Straße, zeigte sich ein Theil der Ringmauer, welche die Pfalz einschließt. Ein zierlich gearbeitetes Doppelwappen war darin eingelassen, das aber in seiner ornamentalen Verschnörkelung auf seine künstlerische Geburt in der Zeit der Schönheitspflästerchen hinwies. Wie ein neuer, heller Flicken auf einem abgetragenen dunkeln Mantel saß es in der

altersgrauen Mauer. Wir wanderten weiter, an den minimalen Häuschen des Dorfes vorbei. Nun hieß es, dem Bürgermeister der malerischen Siedelung, der zugleich den alten Beinkleidern seiner unterthänigen Dorfsassen zu neuen Gesäßen verhilft und neben dem Stahlfederscepter der Obrigkeit und der wuchtigen Schneiderscheere den Schlüssel zur Pfalz als Oberstkämmerer führt, die schuldige Reverenz zu erweisen. Die Frau Bürgermeisterin in eigener Person bewaffnete sich mit dem erwähnten Schlüssel, und führte uns vor das Thor der Ruine. Hochauf ragen die Mauern, aus rothen Sandsteinquadern gefügt. Rechts befindet sich ein mächtiger Thurm, der, wie auch die hohe Ringmauer zur Linken, durch je einen neuen, gewaltigen Stützpfeiler von einer vielleicht beabsichtigten Neigung abgehalten wird. Die preußische Regierung habe gesorgt, daß die Ruine nicht ganz verfalle. Auch sei ein Gärtner angestellt, der drinnen den Burghof und Garten in Ordnung halte; früher, als Gelnhausen noch zu Hessen-Cassel gehört habe, sei so gut wie nichts geschehen, erzählte uns die Frau, die, ebenso wie ihr Gatte, über die Geschichte der Burg und ihre innere Anlage gut unterrichtet schien.

Wir betraten nun die mit sechs Kreuzgewölben überspannte, durch Mittelpfeiler und Säulen in zwei Hälften abgetheilte Thorhalle, die nach dem Burghofe zu offen ist und einen freundlichen Blick in den weiten Raum mit seinem großen Rasenplatz und seinen alten Bäumen gewährt, nicht minder auf das eigentliche Juwel der Ruine, die letzten Reste des einstigen Kaiser-Palastes. Rechts befindet sich, wie schon erwähnt, der noch erhaltene Thurm. Der Eingang zu diesem war früher, wie bei allen Burgthürmen, in bedeutender Höhe vom Erdboden und nur durch eine Treppe zu erreichen. Von dort aus wurden etwaige Gefangene mittelst eines Strickes

in die untere Abtheilung, in das Burgverließ, hinabgelassen. Spitzhacke und Brecheisen haben aber mit großer Mühe den heutigen Besuchern der Barbarossaburg in Gelnhausen einen



bequemeren Weg in das Verließ gebrochen. Wir kriechen mit einem leisen Gefühl des Schauers durch diesen in die zehn Fuß starke Mauer gehauenen Gang und befinden uns in einem viereckigen Raum, der 15 Fuß im Quadrat halten

mag. Eine eisigkalte Moderluft versetzt uns fast den Athem. Feucht ist der Boden, feucht sind die Quadersteine der Wände, die, wie auch eine Anzahl am Boden liegender Steinwappen und Sculpturen ältester und neuerer Zeit, mit einer grünen Flechte überzogen sind. Vielleicht rührt die Nässe von der um die äußere Ringmauer fließenden, vom Thurm vielleicht zwanzig Schritt entfernten Kinzig her. Es ist ein entsetzliches Loch, dieses Verließ. Nicht Ratte und Kröte hätte es dort auf die Dauer auszuhalten vermocht, ebensowenig jene Natternbrut, mit der alte Balladen und Ritterromane solche Thürme so gerne bevölkern. Ob in diesem lebenden Grab, in dieser feuchten, ehemals fast lichtlosen Gruft Gefangene geschmachtet haben mögen? Es ist unseren Gedanken fast unmöglich, neben die lichtvollen Gestalten der Hohenstaufen das abgemagerte Skelett eines „Jammermanns“ und „Thurmbewohners“, zu stellen. Mir fiel bei dem Besuch dieses feuchten Verließes ein Lied von Strachwitz ein, in dem König Gunnar, der Harfner, von Atlis Frau Gudrunur mit seiner Harfe in den Thurm geworfen wurde, nachdem sie ihm beide Hände abgehauen hatte. Da heißt es:

„Nun fahre du sammt der Harfe hin
Und spiele vor Schlang und Wurm!“
Ihn werfen ließ die Königin
In den tiefen Schlangenthurm.

Es lag der Degen todeswund
Und blickte wild im Kreis,
Da hub sich über'm feuchten Grund
Das wimmelnde Geschmeiß.

Und aus den Ritzen rechts und links
Vorkam's und kroch's und quoll's
Und zischend um den Ritter rings
Zehntausendzüngig scholl's.

Ein zitterleibiges Gewühl,
So wand sich's durcheinand',
Es reckt in zuckendem Wellenspiel
Schwarzwimmelnd sich Grund und Wand.

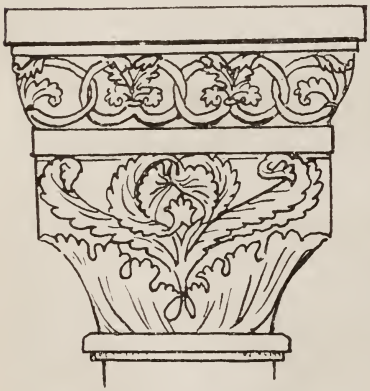
Und um des Helden Bein und Arm,
Da schnürte sich's dort und hier,
Es legte sich über die Wunden warm
Das glatte, kalte Gethier. —

Ich glaube, das Verließ im Schlangenthurm der rachgierigen Königin Gudrunur oder Krimhild hat ähnlich ausgesehen, wie das in der Kaiserpfalz Gelnhausen. Doch fort aus dem schauerlichen Raume.

Eine enge Treppe führt durch die Mauer aufwärts in die ehemalige Kapelle. Diese befindet sich über der Thorhalle und ist ganz verfallen, obgleich sie noch bis zum Jahre 1811 zur Abhaltung des Gottesdienstes diente. Die Decke mangelt ihr und die Wand nach dem Burghof zu ist eingestürzt. Säulenreste mit den herrlichsten Kapitälen zieren sie. Auch findet sich dort noch ein steinerner Altar. Seitwärts zur Linken ist ein Treppenflur, der auch als Sakristei gedient haben mochte. Die abwärts führende Stiege mag früher in den Palast sowohl, wie in einen nun verschwundenen Thurm geführt haben, der, wie der noch in den Trümmern erhaltene und ihm äußerlich gewiß ähnlich gewesene, den Eingang zur Burg schützte. Wahrscheinlich ist er früher als baufällig abgetragen worden. Darauf deutet wenigstens die Anzeige hin, welche anno 1431 der Burggraf und die Baumeister an den König Sigismund richteten, „weil Sein- und des Reichs-Saal, das Meßthor (Eingang in die Thorhalle) und die Kapelle wollten niederfallen und sich sehr gesetzet hätten, auch gräßlich gerissen seyen. Und es vergehe doch solch Kai-

serliches Gebäude, das auch fast schädlich und unredlich dastehe.

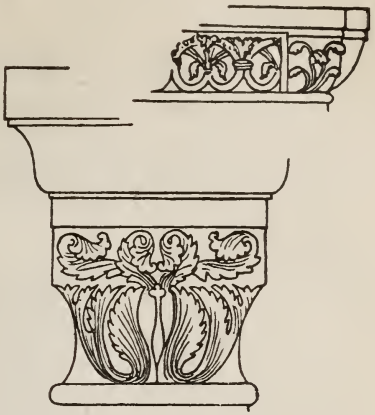
Da habe sich mit Namen ein Thurm gesenkt, dessen Fall man alle Tage besorgen müsse. So dieser Thurm falle, werde er die eine Seite des Saals mit sich nehmen, und die Kapelle ihr folgen. Sie hätten, Meister, Werkleute, dabei geführt, ob ihm recht zu wehren sei; diese hätten gesprochen: Nein, man müsse den Thurm bis zu Grund ablegen; es sey anders nicht zu behalten."



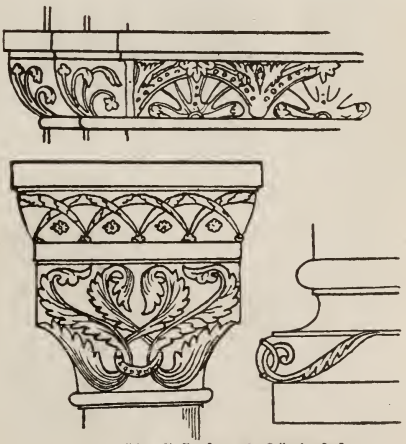
Kapitäle aus der Kaiserpfalz Gelnhausen.

Darauf bestimmte der Kaiser, daß die Pfandherrn der Burg unverzüglich Geld zum Bau geben sollten, wo nicht, so sollte die Besserung auf ihre Kosten dennoch geschehen. Die jüngsten Hauptveränderungen des Palastgebäudes mögen in dieser Zeit stattgefunden haben. Dieses Gebäude, welches sich an die östliche Seite jenes baufälligen Thurmes anschloß, die Kaiserwohnung, die Pfalz (palatium), war das eigentliche Prunkstück der ganzen Anlage. Jetzt steht nur noch die ungefähr 25 Meter lange Fassade des

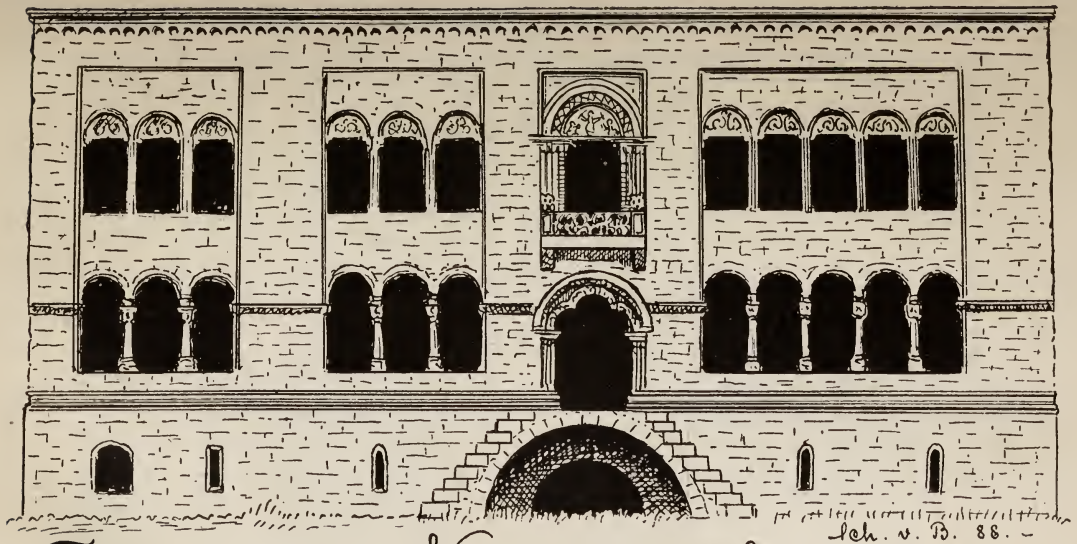
unteren Stockwerkes von ihr da; aber die von dichtem Epheu umrankten Trümmer geben beredtes Zeugniß von einstiger Pracht und Herrlichkeit.



Das noch erhaltene Stockwerk der Front, die früher zweistöckig war, steht auf einem mannshohen Unterbau und enthält noch drei Reihen gekuppelter Fensterſäulen, zwei davon mit je zwei und eine mit vier Doppelsäulen. Die Steinmetzarbeit an den Kapitälen und Säulenfüßen derſelben ist geradezu bewundernswerth an Reichthum und Geschmack. Der rothe, den umliegenden Bergen entnommene Sandstein, aus dem die ganze Burg aufgeführt wurde, mußte auch zu diesen künstlerischen Arbeiten das Material liefern, ein Material von seltener Güte. Der Sandstein, der wegen



Kapitäle, Gesimse und Säulenfuß aus der Kaiserpfalz Gelnhausen.



Frontansicht des Kaiserpalasts Gelnhausen

wie er vermuthlich zur Zeit der Hohenstaufen ausgesehen hat.

(Nach der Reconstruction von B. Hundeshagen.)

seines Mangels an dem der Verwitterung leicht ausgesetzten Thon, mit dem er sonst oft durchsetzt ist, dem Zahn der Zeit den hartnäckigsten Widerstand leisten konnte, hat sich sehr gut erhalten und so ist es gekommen, daß uns heute noch die Verzierungen, die der Meisel schuf, so scharf und klar in den Umrißlinien erschien, als seien sie vor kurzem erst ausgehauen worden. Außer den Fensterarkaden ist noch eine gut erhaltene Thüröffnung in dem Rest der Palastfront zu sehen. Eine Treppe (die Gaden), überkragte die halbrunde Oeffnung, die zu den im Unterbau befindlichen Kellern führte, und leitete zu der Thür empor. Wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Verzierungen, der höchst geschmackvollen Anordnung ihrer Theile und ihrer vollständigen Erhaltung darf diese wohl als das schönste und characteristischste Ueberbleibsel der Burg bezeichnet werden. Sie bildete den Eingang zu dem Reichssaal, der den größten Theil des unteren Stockwerks einnahm und neben dem die Gemächer des Kaisers gelegen waren. Von der äußeren Pracht des oberen Stockwerkes, das die Kemenaten für die Kaiserin und ihre Frauen enthielt, legt ein auf Grund genauer Studien angefertigter Aufriß Zeugniß ab, den Bernh. Hundeshagen in seinem im ersten Viertel dieses Jahrhunderts unter dem Titel: „Kaiser Friedrichs I. Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen" in Frankfurt erschienenen Buche gab. Die ganze Front muß einen ebenso harmonischen, wie reichen Anblick gewährt haben. Die erwähnte Thür des Reichssaales und die Säulenreihen der Fenster nöthigen uns heute noch die größte Hochachtung ab vor dem Meister, der diese Pfalz, ein Kleinod byzantinischer Baukunst, erschuf, und sie geben uns gleichzeitig einen Begriff von der Kunstliebe, die zur Zeit der Hohenstaufen geherrscht haben muß. Es finden sich auch sonst noch einige kleine

Reste einstigen, architectonischen Prunkes, so in der auf der Ringmauer sich erhebenden Rückwand des Palastes, die auch zum Theil noch erhalten ist und in die sich an den Seiten eines kleinen Ausbaues zwei herrlich gearbeitete Steintafeln eingelassen finden.

Unter ihnen sollen einst die Thronsessel gestanden haben. So reich, lebendig, und hochkünstlerisch sich übrigens die Ornamentik zeigt, so wenig zulänglich ist das wenige, was an figürlicher Darstellung noch vorhanden, so namentlich ein äußerst steif ausgeführter Kopf, der wegen seines langen Bartes als ein Porträt des Erbauers, als Barbarossakopf, bezeichnet wird und von dem Max von Schenkendorf singt:

Zu Gelnhausen an der Mauer
Steht ein steinern altes Haupt,
Einsam an dem Haus der Trauer,
Das der Epheu grün umlaubt.

Und das Haupt, es scheint zu grüßen,
Fragend uns, halb streng, halb mild,
Laßt es uns in Demuth küssen,
Das ist Kaiser Friedrichs Bild.

Der mächtige Hohenstaufe hat sich keinen schlechten Platz ausgesucht, als er an dieser Stelle eine Hofburg zu errichten befahl. Kein Adlerhorst auf steiler Höhe sollte es sein, wo er mit gegebenen Raumverhältnissen rechnen mußte, sondern

eine weite, behagliche Wohnung, wo der im Reich herumreisende Herrscher bequem rasten konnte. Im Thale wurde sie erbaut, und wenn sie auch nicht weit in die Lande schaute, so gewährte sie doch einen schönen Blick in die bewaldeten Ausläufer des Spessart und des Vogelsberges, die hier zusammentreffen, und nach anderer Seite in die schimmernde, fruchtbare Wetterau. Von der östlichen Seite der Ringmauer zeigt sich die Landschaft besonders anmuthig. Zwischen den Bergen her durch ein üppiges Wiesenthal schlängelt sich das schmale Silberband der Kinzig, (die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von ihrer Mündung bei Hanau bis aufwärts nach Gelnhausen weit wasserreicher wie heute und schiffbar gewesen sein soll), auf die Burg zu und fließt an der südlichen Seite der Umfassungsmauer in der Entfernung von wenigen Schritten vorbei. Doch machte sie sich der Burgherr dienstbar, indem er, seinem Wohnsitz eine größere Sicherheit gegen etwaige feindliche Ueberfälle zu geben, einen Arm abgraben ließ, der sich noch heute um die nördliche Seite der Anlage hinzieht, so daß die Pfalz auf einer Insel gelegen ist. — So idyllisch und anmuthig der Ausblick in das Kinzigthal von der Ostseite der Ringmauer aus ist, so malerisch zeigte sich uns von gleicher Stelle aus der innere Theil der Ruine, namentlich die von dichtem Epheu übersponnene Palastfront. Vor ihr ein grüner Plan, auf dem gerade ein niedliches Bübchen in Matrosentracht, das Söhnchen eines mit nach Gelnhausen „ausgeflogenen", befreundeten Herrn, Veilchen sucht. Einst mögen sich hier schöne Burgfrauen, vielleicht gar die holdselige Kaiserin Beatrix selber, nach den bescheidenen Blümchen im Grase gebückt haben. Hinter der Ruine steigt am Dietrichsberge die thürmereiche Stadt empor, hoch überragt von der Pfarrkirche. In der

That ein so malerisches Bild, wie es sich selten bietet. Und je länger man sich in sein Anschauen vertieft, um so mehr verliert sich die Phantasie in die Bilder der Geschichte, welche der mittelalterliche Anblick erweckt.

Da droben auf der Höh', als hier unten noch keine Insel und keine Hofburg war, hat einst eine gräfliche Burg gestanden. Sie beherbergte um die Mitte des 12. Jahrhunderts ein schönes Frauengebilde, die Gräfin Gela. So wenigstens erzählt die Sage und da eben diese Sage mit dieser Gräfin die Gründung der Pfalz in Beziehung bringt, so möge die Geschichte kurz und so sagenhaft, wie möglich, in freier Gestaltung wiedergegeben werden.

Gräfin Gela, (Comtessen gab es damals noch nicht,) war eine eben so junge, wie schöne und gelehrte Dame. Sie hatte die üblichen blauen Augen, goldenen Haare, milchweiße Haut und ein erdbeerrothes Mündlein. Nebstbei verstand sie außer der nützlichen Kunst des Webens auch die des Lesens, womit ein starker Hang zum Träumen und Poetisiren verknüpft war. Das brachte sie einst in große Fährlichkeit. Ihr Vater, ich glaube er hieß Dittmar, trug dem geliebten Kinde, von einem Fehdezug heimkehrend, als Beutestück ein artiges Büchlein zu: die Lieder des Herrn Walther von der Vogelweide. (Dieser edle Sänger kam zwar erst zwanzig Jahre später zur Welt, wie der Zeitpunkt, von dem wir reden, aber da es sich hier um eine Sage handelt, so ist dieser Umstand ohne Belang.)

Gela war also in den glücklichen Besitz eines Walther von der Vogelweide gelangt, und der Minnedichter nahm sie so ganz und gar durch seine Reimkunst gefangen, daß sie ihn stets in der Tasche bei sich trug, um bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit in ihm blättern zu können. So verließ sie denn auch eines Tages, um ungestört diesem Genusse

zu fröhnen, die väterliche Burg und stieg sinnend ins Kinzigthal hinab. Drunten, wo jetzt die Burgtrümmer ragen, dehnte sich dazumal ein lauschiges Gehölz, in dem sie sich zu Füßen einer Eiche niederließ. Sie zog den Herrn Walther hervor und las und las. Und las und las immer weiter, ohne auf das verdächtige Rauschen zu achten, das sich in ihrer Nähe bemerklich machte, ohne die blutunterlaufenen Augen zu sehen, die bald hier, bald dort aus dem grünen Gehölz gierig auf die Jungfrau starrten. Eben buchstabirte diese in seliger Versunkenheit das schöne Lied von der Blumenruhestatt, schlürfte den Wohllaut der Worte ein:

„Vor dem Wald in einem Thal,
Tandaradei
Sang ihr Lied die Nachtigall,"

als ein glühheißer Hauch ihren schlohweißen Nacken traf. Entsetzt wandte sie sich um und starrte in den gierig geöffneten Rachen eines Wolfes. Ohne zu wissen, was sie that, halb wahnsinnig vor Schreck, schob sie ihr kostbarstes Gut, schob sie den Herrn Walther von der Vogelweide in den gähnenden Schlund. Weit entfernt, an der pergamentenen Handschrift zu ersticken, schluckte Isegrimm dieselbige hinab. Doch diese Vorkost erhöhte seine Gier auf die zartere Speise des jungfräulichen Leibes. Er sprang auf Gela ein. Vergebens wehrte sie sich mit den wohlgepflegten Nägeln des apfelblüthenweißen Gehändes. Ihr Tod schien unvermeidlich und laut und weit tönte ihr Hülfeschrei hinaus ins Kinzigthal. Da plötzlich, o Wunder, läßt der Wolf ab von seinem Opfer. Feige will er den Schwanz einklemmen und von dannen streichen, aber der Schwanz ist nicht mehr vorhanden. Ein jägermäßig gerüsteter Ritter ist unbemerkt herbeigekommen und

hat mit raschem Schwertstreich die befreiende That vollbracht. Ein weiterer Hieb spaltet dem Räuber den Schädel. Gela, die Befreite, glaubt ein Gebild aus Himmelshöhen zu sehen und mit weitaufgerissenen Augen starrt sie in das lächelnde Gesicht des Fremden, das von einem langen, bis zum Gürtel wallenden, goldrothen Bart eingefaßt ist. Dann stammelt sie erröthend die Geschichte des Ueberfalls, worauf der Ritter dem Wolf den Leib aufschneidet und den edlen Minnesänger Walther aus dem Magen des Räubers hervorzieht, um ihn der Geretteten mit einer höfischen Verbeugung zu überreichen. Bei der Gelegenheit gab er sich dann als Herzog Friedrich von Schwaben zu erkennen, der im Büdinger Forst dem edlen Waidwerk obgelegen. Diese denkwürdige Begebenheit war die Ursach seligen Minneglücks und soll auch die Ursach gewesen sein, daß der liebesfrohe Herzog Friedrich, der nachmalige Kaiser Rothbart, an jenem Orte die Burg erbauen ließ, die er der Geliebten zu Ehr Gelahausen nannte, woraus dann mit der Zeit Gelnhausen wurde. Leider fand die Liebesidylle betrübsamen Abschluß und die Minne, die bisher „zwier Hertzen Wonne was", wurde zwier Herzen Leid. Gela, oder Gilsa, wie sie nach andern geheißen haben soll, war nämlich einsichtsvoll genug, zu begreifen, daß der hochgeborene Fürst nicht ihr Gemahl werden könne. So schrieb sie ihm denn einen Brief, in dem sie ihn schmerzlich frei gab. Sie selbst aber ging ins Kloster. Friedrich soll ihren Brief, dies Zeichen treuer Liebe und heldenhafter Entsagung, stets auf dem Herzen getragen haben.*)

---

*) Die Gelasage hat der Dichtkunst verschiedentlich Stoff geben müssen, so erschien kr. Zt. ein Buch von Karl Zettel: „Gela". Ein epischer Sang von Kaiser Rothbarts Lieb. (Eichstätt 1874.)

Vielleicht ist die der Sage nach aus den Klauen des Wolfes errettete Jungfrau dieselbe Gräfin gewesen, welche die Kirche zu Haingründen, unweit der Stadt, gestiftet und deren Name noch das gleichzeitige Gebäude einer Capelle, die Gilfacapelle genannt, bewahrt.

Doch abgesehen von jener Sage, in welche der größte Hohenstaufe verflochten wurde: Thatsache ist, daß er die Pfalz Gelnhausen, die inmitten großer, der deutschen Krone unmittelbar zugehöriger Ländereien lag, um das Jahr 1144 erbauen ließ.

Die wildreichen Forsten der Umgegend, vor allen der Büdinger Wald, mochten zur Wahl dieses Ortes mitbestimmt haben. Friedrich war ein großer Freund der Jagd, und bald entstanden in der Umgegend Gelnhausens die kaiserlichen Jagdschlösser: Wächtersbach, Büdingen und Ortenberg, nachmals die Stammburgen angesehener Geschlechter. Ein merkwürdiger Zufall brachte mir die altdeutsche Jägerfreude so recht ins Gedächtniß. Im Hof der zertrümmerten Pfalz, von einem Maulwurf ans Licht gewühlt, fand ich einen starken, abgebrochenen Hauer eines Ebers. Seitwärts an der Spitze war er ein wenig abgewetzt; er war halbmorsch und von Alter gebräunt. Wer weiß, wie lange er in der Erde gelegen und welche ritterliche Faust seinem rauhborstigen Träger den Fang gegeben.

Jedenfalls konnte Kaiser Friedrich in jener Gegend vollauf seiner Jagdlust fröhnen. Sonderlich in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit weilte er oft und gern in Gelnhausen. Wichtige Urkunden finden sich von diesem Orte datirt und große Reichsversammlungen haben dort stattgefunden. So erhielt der mit der Burg neugegründete Ort im Jahre 1170 vom Palast aus seinen Freiheitsbrief als Reichsstadt, und

zehn Jahre darauf, in der Fastenzeit, fand in der Kaiserpfalz die Hauptverhandlung gegen den widerspenstigen Heinrich den Löwen statt. Die Acht gegen ihn wurde daselbst bestätigt und deren Vollziehung den Reichsfürsten übertragen.

Nicht minder wichtig war das dort abgehaltene Concilium von Fürsten und Bischöfen im Jahre 1186. Es handelte sich um die Forderung des Papstes: daß die Zehnten und Advocaturen über die Klöster und Kirchengüter von den Laien abgetreten werden sollten. Der Kaiser meinte dazu: er sehe nicht ein, wie man ihm den verjährten Besitz der zur Vertheidigung der Kirche erlangten Rechte entziehen könne und er frug die anwesenden Väter der Kirche um ihre Ansicht über diesen Fall. Da erhob sich der ehrwürdige Erzbischof Conrad von Mainz und sprach Namens der anwesenden Kirchenfürsten: Es sei schwer, nach des Kaisers Erinnerung zu entscheiden, da sie dem Papst, ihrem geistlichen Vater und dem höchsten Haupt der Christenheit, zum Gehorsam, ihm, dem Kaiser aber, welchen Gott zum Fürsten und Kaiser des römischen Weltreichs erhoben, dem sie gehuldigt und von dem sie alles Zeitliche besäßen, zum Verfolg seiner Rechte gehalten seien. Möge es dem Kaiser gefallen, durch einen der Erzbischöfe den Papst schriftlich zu bewegen, friedliche Gesinnungen zu hegen und gerecht in seinen Forderungen zu sein.

Die Antwort gefiel dem Kaiser so sehr, als sie dem Papst mißfiel. Der heilige Vater entrüstete sich ob dem Schreiben um so stärker, da er sich den Schein gegeben hatte, als habe er die Sache nur im Interesse der Bischöfe angeregt. Und nun ließen ihn die deutschen Kirchenfürsten im Stich, um dem Kaiser und Reich zu dienen.

Kaiser Friedrich, dessen rother Bart inzwischen grau geworden, verweilte noch im letzten Jahre seines Lebens in

Gelnhausen. Er brachte die Ostern dort zu, um später die Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande anzutreten, von der er nicht wiederkehrte. In den Fluthen des Kalykadnus fand der große deutsche Kaiser sein Ende.

Wie Barbarossa die wohnliche Burg an der Kinzig liebte und schätzte, so auch seine ersten Nachfolger. Sie weilten oft in dem Palast und hielten dort Hof. Nur Conradin wird schwerlich diese Burg seiner Väter gesehen haben. Rudolf von Habsburg noch verweilte dort zu Zeiten und bestätigte, wie auch die nächsten Kaiser, der Burg Freiheiten und Rechte. Aber der alte Glanz begann zu verscheinen, als im Jahre 1349 der Kaiser Karl IV. Stadt, Pfalz und Liegenschaften an den Grafen von Schwarzburg verpfändete, welcher wiederum die Pfandschaft halb an den Pfalzgrafen bei Rhein und halb an den Grafen von Hanau verkaufte. Die edelsten Geschlechter der Gegend trugen Güter des alten Kronguts zu Lehen und bildeten eine starke und angesehene Ganerbschaft, die sich bis zur Auflösung des alten deutschen Reiches erhielt und deren letzte Vertreter die Forstmeister von Gelnhausen, die Krempen von Freudenstein und die Schelmen vom Berge waren. Es läßt sich nicht behaupten, daß die vielköpfige Burgmannenschaft der Pfalz dienlich gewesen, ganz abgesehen von dem Umstand, daß seit der Verpfändung des edlen Gutes kein gekröntes Haupt mehr längeren Aufenthalt im alten Reichspalast genommen. Er verfiel immer mehr. Wir erwähnten schon, daß der nördliche Thurm wegen Baufälligkeit zu Zeiten des Kaisers Sigismund abgetragen werden mußte. Aus seinen Steinen, aber auch zum Theil schon aus denen des Palastes, bauten sich die adeligen Burgmannen innerhalb der Ringmauern stolze Gebäude; die hörigen Burgsassen vermauerten nicht minder in ihre niedrigen Hütten manchen Stein,

der einst vielleicht mit seinen schön ausgehauenen Verzierungen der Pfalz zum Schmuck gedient hatte. Die Mauern derselben wurden immer mehr zum bequemen Steinbruch benutzt und von der alten Herrlichkeit war schon nicht viel mehr vorhanden, als der dreißigjährige Krieg zerstörend über die 1400 reichsunmittelbaren Herrschaften und selbständigen Staatengebilde brauste, die den Sammelnamen „Deutschland" führten. Auch die Hanauischen Lande hatten entsetzlich unter der Kriegsfurie zu leiden und mit ihnen natürlich der Grafen von Hanau-Münzenberg getreue „Krondominats-Reichspfandschaft" Gelnhausen. Das gewaltige Ringen mächtiger Feinde erschütterte diese Lande.

So hatten Bernhards von Weimar „recolligirte desperate Truppen" die Wetterau jämmerlich eingeäschert und die Grafschaft Hanau-Münzenberg mußte allein die mehr oder minder gründliche Zerstörung von siebenunddreißig blühenden Ortschaften (1 Stadt, 3 Flecken und 33 Dörfern) beklagen. In Hanau saß, wie in einer Löwenhöhle, der entschlossene, schwedische Feldherr Ramsay. Die Kaiserlichen unter Mansfeld vermieden anfänglich seine gefährliche Nähe und ließen sich an kleineren Erfolgen in der Umgegend genügen. Dazu gehörte auch die Ueberrumplung von Gelnhausen am 26. Jan. 1635, wobei einige Leute der Hanauer Bürgermiliz den Kaiserlichen in die Hände fielen, was dem Rath so schmerzlich war, daß er die Bürger „um ein bis zwei Tönnchen Häringe" auszulösen versuchte. Ob die Kaiserlichen die Gefangenen um die Fische hingegeben, davon steht allerdings nichts geschrieben.

Durch die endlich mit Energie in Angriff genommene Belagerung Hanaus wurde in dieser Stadt, wie auch in der ganzen Umgegend, das Elend so entsetzlich, daß man nicht nur „Katzen vor Wildpret estimirte", sondern daß sogar in

einzelnen Fällen Menschen geschlachtet und verspeist wurden. Im Jahre 1634 war Gelnhausen eingeäschert worden, im folgenden wurde es neu verwüstet und mit ihm die ehemalige Kaiserpfalz. Vorher aber führte dieser entsetzliche Krieg noch einmal ein gekröntes Haupt, einen großen Herrscher, in ihre Mauern. Das war Ende Januar 1632. Gustav Adolf, der Schwedenkönig, weilte in Hanau. Seine junge und schöne Gemahlin Marie Eleonore, eine Brandenburgische Prinzeß, war ihm, von liebender Sehnsucht beflügelt, nachgeeilt und schloß ihn nach langer Trennung zum ersten Male wieder in die Arme und zwar mit den Worten: „Endlich ist der große Gustav Adolf gefangen!“ Es war dies dieselbe humorvolle Dame, von welcher der Benediktiner-Prior Leonard Walz erzählt: sie sei ihrem Gemahl an Sitten und Lebensart sehr unähnlich gewesen und habe bei ihrem Durchzug durch Seligenstadt vor ihrer Kutsche einen zu Pferde sitzenden Affen mit Kapuzinerkutte, Rosenkranz und Tonsur mitgeführt und sich an dieser unwürdigen Posse höchlich belustigt (. . . . „in totius catholicae religionis despectum, sed dignum ridicula muliere spectaculum“). Zu den Zerstreuungen des Königspaares in Hanau gehörte auch ein gemeinsamer Ausflug nach der von den vandalischen Händen roher Kriegsbanden noch nicht geplünderten Kaiserpfalz, bei welcher Fahrt Gustav Adolf in der Kirche des Dorfes Rückingen, wo sich damals die einzige Lutherische Gemeinde der Gegend befand, das heilige Abendmahl genommen haben soll.

Noch mehrmals ist die an historischen Erinnerungen so reiche Gegend gewaltsam aus der Ruhe einer friedlicheren Entwicklung emporgeschreckt worden. Die Kriege Friedrichs des Großen führten wohl französische Truppen an der Kaiserpfalz vorbei, und in den Zeiten des corsischen Eroberers mußte

Gelnhausen, das inzwischen an Hessen-Cassel gefallen war, wieder schmerzlich erfahren, was es heiße, in solchen Zeiten unmittelbar an einer so wichtigen Heerstraße zu liegen, wie die von Frankfurt nach Leipzig war.

Immer mehr verfiel die Kaiserpfalz, auf welche von der Höhe jener Straße, die am Dietrichsberg entlang führte, die Augen fremder und vaterländischer Heere, siegreicher und flüchtiger Schaaren niedergeschaut hatten. Aber dennoch fand, wie im Märchen, ein Kaisersohn noch einmal den Weg zu ihr, um diese geheiligte Stätte einer reichen und rühmlichen Vergangenheit anzusehen. Es war des deutschen Reiches Kronprinz Friedrich Wilhelm, der am Sonntag, den 25. Mai 1884 auf der Fahrt von Berlin nach Rumpenheim Stadt und Burg besuchte. In der letzteren verweilte er fast eine Stunde, besah sich alles und machte sich eigenhändig eine Skizze der ganzen Anlage. Vorher hatte er sich die alten Sehenswürdigkeiten der Stadt angesehen, sich auch von dem Wein credenzen lassen, der an den Hängen des Dietrichsberges wächst. „Einfach, aber schön," lautete sein Gutachten über das Getränk, und wir können, nach einer Probe dieses 1868 ers aus der Kellerei der Weinhandlung von Schoener aus eigener, gründlicher Untersuchung bestätigen, daß der „Gelnhäuser" jenes Urtheil höchster Instanz voll und ganz verdient.

Nicht in hehrer, weihevoller Felseneinsamkeit hoch über dem Geräusch des Alltagslebens liegen die Ruinen der Kaiserburg. Sie ruhen in engster Umrahmung eines armseligen Dörfchens, aber dennoch mangelt den wie in tiefem Schlummer weilenden Trümmern die Stimmung nicht; der Hauch der Vergangenheit, die Schatten glanzvoller Tage, die Geister großer Fürsten schweben durch die verödeten Hallen und lassen

sich selbst durch den Pfiff des unweit vorbeisausenden Dampfrosses nicht vertreiben.

Ob wohl jemals die alte Herrlichkeit neu erstehen, ob sich die Pracht des alten Palastes jemals als ein hehres Denkmal einer neuen Reichsherrlichkeit und Reichseinigkeit in den hellen Fluthen der Kinzig spiegeln wird?

Vom Rodensteiner

und

seiner Burg.

Von

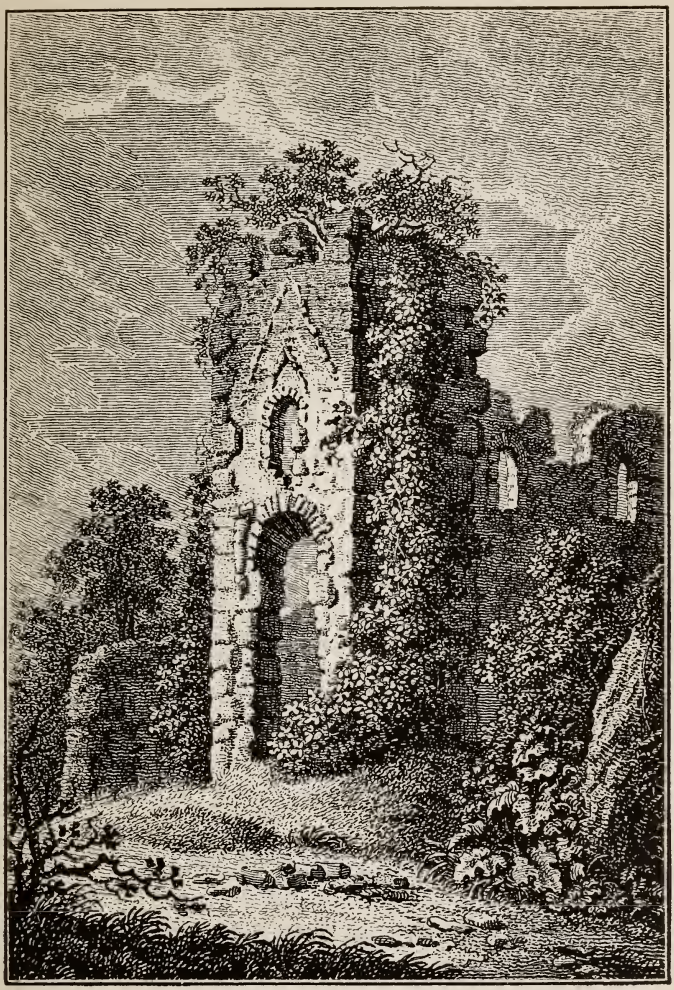
Schulte vom Brühl.

Leipzig,

Voß' Sortiment.

G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.



Ruine Rodenstein.

(Nach einem Stich in Gottschalcks Ritterburgen u. Bergschlösser Deutschlands, Lpzg. 1818.)

Wie oft geschieht es, daß eine örtliche Sage, die nur Wenigen bekannt ist, durch volksthümliche Behandlung von Seiten eines rechten Poeten urplötzlich zum Gemeingut der ganzen Nation wird und „überall, all überall — auf Wegen und auf Stegen“ im Lied erklingt, wenn ein Tondichter den rechten Klang für des Dichters Worte fand. Auf diese Weise ist die Loreleisage populär geworden, und ebenso wurde der Rodensteiner, der alte, odenwälder Sagenheld, zu neuem Leben erweckt. Josef Victor von Scheffel hat in einer tollen Laune

dem Geisterdasein des Ritters, der mit dem Harzer Hackelberend sich früher in die Rolle des wilden Jägers theilte, eine weniger schauerliche Wendung gegeben, indem er ihn als einen allezeit Durstigen zu nachtschlafener Zeit mit seinem Heer an verschlossenen Wirthshausthüren anklopfen läßt. Ein Geist, der kläglich, wenn auch ungestüm, wimmert:

„'raus da, 'raus aus dem Haus da.
Herr Wirth, daß Gott mir helf',
Giebt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein
Des Nachts um halber Zwölf!"

hat gewiß einen gemüthlich humorvollen Anstrich, der dem ursprünglichen Rodensteiner wahrscheinlich abging. Dieser war vielmehr, der Sage nach, ein rauher Kriegsmann, der vielleicht einem guten Tropfen nicht abhold gewesen, dessen Leben aber in erster Linie dem ernsten Spiel der Waffen geweiht war. Treu habe er seinem kaiserlichen Herrn gegen die Türken Gefolgschaft geleistet als diese einmal wieder die Kaiserstadt an der schönen, blauen Donau bedrohten. Und des Ritters überaus große Tapferkeit habe den Kaiser so für ihn eingenommen, daß er sein Wohlwollen durch einen schönen Gnadenact mit höchst praktischem Hintergrunde bekundet: — er löste nämlich des Rodensteiners verpfändete Güter ein und bezahlte dessen sonstige Schulden, so daß der eiserne Kriegsmann, tiefer Rührung voll, den Schwur that, im Leben und im Tode dem Kaiser und dem Reich treulich zu dienen.

Darauf nun zog er vergnügt von hinnen, sich seiner „schuldlosen" Besitzungen im Odenwald zu freuen. Doch, der Heimath nah, stürzte er in der Nähe der Burg Schnellerts mit dem Pferde, starb alsbald und soll auch da begraben worden sein. Gleich dem getreuen Eckart ein gespenstischer Warner, verkündet er nun jeden dem Reich drohenden Krieg

durch seinen Ausritt von Schnellerts nach seiner Burg Rodenstein und den nahenden Frieden durch die umgekehrte Geisterfahrt. So hält er seinen Schwur: auch im Tode dem Kaiser und dem Reich getreu zu sein. Wie man sich im Gersprenzthal erzählt, wählt der Geist mit seinem Gefolge niemals den geraden Weg zwischen den beiden Burgen, die jetzt Ruinen sind. Er soll, von Rodenstein ausziehend, durch eine Scheune in Ober-Kainsbach reiten, überhaupt in der ganzen Gegend dort umherspuken. In einer bestimmten Schmiede letztgenannten Ortes soll er sich sogar öfter von einem seiner Knappen das Pferd beschlagen lassen, bei welch nächtlichem Werke die feuersprühenden Augen des Rappen dann die nöthige Beleuchtung liefern. Gesehen hat das Geisterheer noch keiner, — gehört aber will es mancher haben, und in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind darüber sogar verschiedene amtliche Protokolle aufgenommen worden; ja, Anno 1804 noch hat es Leute gegeben, die es auf ihren Eid nahmen, den Geisterzug gehört zu haben, wie er hergebraust sei durch die Lüfte mit Pferdegetrappel und Hundegeheul, mit Waffenschall und Peitschenknall und lautem Ruf. Dies deutet dann aber wieder mehr auf den Zug des wilden Jägers, den Amtsnachfolger des in den Frühlingsnächten mit seinem Göttergefolge segenbringend über die Lande sprengenden Odin, als auf den Umritt eines kriegsgerüsteten Recken. Sicher ist, daß die Sage in ihren verschiedenartigen Lesarten (nach deren einer der Ritter beim üppigen Mahle vom Blitz erschlagen sein soll) den Rodensteiner und den wilden Jäger vielfach zu einer Person macht und, wenn man bei Sagen von Logik reden kann, nicht ohne logische Begründung. Oder könnte der Umstand, daß die stattliche Burg der Rodensteiner einsam in einem der Heerstraße fernen Waldesthal gelegen war, wohl

einen anderen Schluß zulassen, als den, daß es den Herren darum zu thun gewesen, inmitten eines wildreichen Gebietes zu horsten und dem ritterlichen Vergnügen des Waidwerks ungezügelt zu fröhnen? Der Odenwald war stets durch Wildreichtum ausgezeichnet. Das Nibelungenlied schon verlegt die Jagd, bei der Siegfried als edelstes Wild von Hagens meuchlerischer Hand fiel, in dieses Gebirge, in dem sogar zwei Siegfriedsbrunnen um die Echtheit nebenbuhlen.

Nicht unmöglich, daß es dem sagenhaften Rodensteiner noch vergönnt gewesen, in einsamen Schluchten seines Waldgebiets den Wolf und den Bären zu jagen und sich als ein gewaltiger Jäger eines so bedeutenden Rufes zu erfreuen, daß sich späterhin die Sagen von dem nächtlichen Ausritt des kaisertreuen Ritters und die von dem gespenstischen Einherfahren des wilden Jägers berühren und verquicken konnten.

Die Sage und die Gerüchte von dem nächtlichen Toben, dessen wir schon erwähnten, reizten die dem Wilden und Phantastischen nicht abholde Dichterseele des jungen Studenten Scheffel, an Ort und Stelle Umschau zu halten, und so zog er mitten im Winter, Anfang Februar 1847, mit drei gleichgesinnten Genossen von Heidelberg, wo er damals studirte, in den Odenwald hinein. Johannes Prölß theilt in seinem dankenswerthen und gründlichen Buche: „Scheffels Leben und Dichten“ den Brief Scheffels über diese für die weitere Gestaltung der Rodensteinsage so wichtige Reise mit. Er schrieb ihn im genannten Jahre an den Thüringer Freund Schwanitz und es heißt u. a. darin: „Anfang Februar habe ich mit Kamm, Rahn und einem unserer Füchse eine Winterreise in den Odenwald gemacht, nach Hirschhorn, Erbach, Lindenfels, auf die in einer schauerlich wilden Thalschlucht gelegene Geisterburg Rodenstein.... Wir marschierten vier Tage lang,

zum Theil in einem Wetter, das uns die Zustände aus dem russischen Feldzug sehr anschaulich machte, aber stets heiter und frisch."

Dem letzterwähnten Umstand, überhaupt der „Cumpaneia" dreier Heidelberger Burschen, Frankonen, und eines Fuchsen ist es vielleicht zu danken, daß der nachherige Poet „Meister Josefus vom dürren Ast" die Anregung der Rodensteiner Fahrt nicht in einer Geisterballade im Genre von Bürgers Leonore ausließ, sondern in jenen durstigen Liedern, wie wir sie von ihm kennen. Der Volkssage-Rodensteiner wurde zu einem — Studentenlied-Rodensteiner, zu einer ganz anders gearteten Persönlichkeit. Von dem eisernen Recken, der den Schwur gethan, im Leben und im Tod dem Kaiser und dem Reiche treu zu sein, finden wir in jenen urwüchsigen Sängen nichts, nur in einem gesonderten Liede, auf welches wir noch zurückkommen, wird seiner gedacht. Auch die Jägerthätigkeit des Odenwälder Ritters wird nur kurz erwähnt in den Versen: „Und als mit Spieß und Jägerrock — Sie ihn ins Grab gethan." Scheffel hat eben die ganze Sage in launiger Weise zu einer eigenen Schöpfung seiner Dichterphantasie umgestaltet. Sein Herr von Rodenstein pirscht auf Rheinwein zu Heidelberg im Hirschen, vertrinkt mit seinen zwanzig Knappen im ersten Jahre „den frommen, den züchtigen Ort" Gersprenz und im folgenden Semester ist auch „Reichelsheim, der treue, schnapsbrennende Ort", „veritrunken". Nun aber ist's mit der „feuchtfröhlichen" Trinkerherrlichkeit vorbei, denn als Folge der gewaltigen Zecherei hat sich das Zipperlein bei dem ritterlichen Bruder Saufaus eingestellt und kläglich genug hört sich sein Wunsch an: — „Herr Wirth, ein Kännlein dünnes Bier — Und einen Harung im Salze." Was er, seiner Presthaftigkeit halber, selbst nicht mehr vertrinken kann, „Pfaffen-

beerfurt, die duftige Mistfinkenhöhl', — Pfaffenbeerfurt, des Odenwalds Kronjuwel", vermacht er der Hochschule, seinen Durst aber den Herren Studenten. Das lustigste bei dieser Scheffel'schen Geschichte ist der Umstand, daß die beiden erstgenannten, vertrunkenen Dörfer niemals in Rodensteiner Besitz waren. Ihre Verwendung in angedeuteter Weise Seitens des durstigen Ritters wäre demnach ein Streich, der des genial-liederlichen Zechers vollkommen würdig.

Scheffel ist, wie bereits erwähnt, der ursprünglichen Sage doch nicht gänzlich aus dem Wege gegangen und hat wenigstens in einem gesonderten Liede, das als eine schnellgereifte Frucht jener Winterfahrt zu betrachten, dem Geister-Ritter die ihm gebührende Ehre angethan. Dieses sein ältestes Rodensteinlied, welches einen patriotischen Anstrich hat, lautet:

„Es regt sich was im Odenwald,
rumpumplum,
Und durch die Lüfte hallt's und schallt's:
rumpumplum,
Der Rodenstein, der Rodenstein, der Rodenstein zieht um.
Vom Rhein her streicht ein scharfer Luft,
Der treibt den Alten aus der Gruft.
Ein rostig Stahlwamms ist sein Kleid,
Ein rostig Schlachtschwert hängt zur Seit'.

Der Schmied von Kainsbach steht am Herd:
Mein Schmied putz' blank das lange Schwert,

Jeweder thu', was seine Pflicht!
Der Wind vom Rhein, der g'fällt mir nicht.

O römisch Reich, du bist nicht mehr.
Doch reit' ich noch zu deiner Ehr'.

Ich reit' und reit' und such' einen Mann,
Der meinen Flamberg führen kann."

Wie der Dichter des „Gaudeamus" über die Rodensteinsage, der er in seinen anderen Liedern eine so selbstständige Gestaltung gegeben, gedacht, sagt uns ein Brief, den er seiner Zeit an Herrn Oberamtsrichter Mittler in Großumstadt richtete und der mir in liebenswürdiger Weise zur Kenntniß gebracht wurde. Das Schreiben lautet:

Hochgeehrter Herr!

Mit freundlichem Gruß an alle Herren Ihrer Gesellschaft danke ich verbindlich für die Rodensteinacten, die ich mit Vergnügen zurückbehalte.

In Darmstadt erschien ums Jahr 1816 eine auf den Landgeist bezügliche Schrift, deren Autor mit Z beginnt — aber nicht Zimmermann, eher Zettwach, Zehfuß*) oder ähnlich. Der Bericht des Landrichters Welcker auf Lichtenberg scheint einer Anfrage dieses Verfassers, dessen genauer Namen meinem Gedächtniß entfallen ist, zu entsprechen.

Die Sage vom Auszuge des wilden Heeres vom Schnellertberg an der Kainsbacher Schmiede vorbei zur Burg Rodenstein ist uralt — viel älter als die Ritter und Edlen von Rodenstein, deren Grabdenkmale in der Kirche zu Fränkisch-Crumbach ich in jüngeren Jahren besucht habe. Sie erinnert an Odins Götterfahrt durch seinen Odenwald; die Götterbilder der Germanen wurden in den Julinächten oder in „den Zwölften" in Wagen mit feierlichem Gesang durchs Land geführt, daß sie es schirmen, Sieg und Wohlfahrt verleihen sollen und wurden unbemerkt zu dem Berg, von dem sie ausgezogen, bis aufs nächste Jahr zur nächsten Ausfahrt zurückgebracht. Daher fabelt die Oberkainsbacher Frau im Protokoll von 1759 noch von der Kutsche, die erst feierlich den Berg herunter, dann rasselnd davon fahre.

Wahrscheinlich trug sich auch viel Grenzkrieg der Chatten und Römer in jenen Odenwaldgegenden zu; die Riesensäule am Felsmeer

*) Zehfuß ist richtig. Das Werk ist weiterhin noch von mir citirt. D. V.

liegt noch unvollendet im Bergwald, statt nach Trier zu den Kaiserbauten, wohin sie bestimmt war, abgeliefert zu sein.

So kann eine Krieges- oder Siegeserinnerung mit jenem Umzug verbunden sein.

Später wird der heidnische Odin als wilder Jäger auf die Person eines Herrn von Rodenstein übertragen, — die Sage wandelt sich mit den Jahrhunderten und so ist erklärlich, daß wildes Heer (exercitus antiquus) — ein historischer Rodensteiner, der zu Gunsten der Heidelberger Universität testirt hat, und meine Lieder zusammenwuchsen.

1884 auf dem Carneval zog ein vielspänniger, mächtiger Festwagen mit großem Reitergefolge, doch wenig Getös in der Kaiserstadt Aachen ein, seine Umschrift lautete:

Zieht Rodenstein in Aachen ein,
Wird Euer Carneval fröhlich sein.

Aber auch im Casino des großen Generalstabs zu Berlin wirkt und ergötzt sich eine Tafelrunde „Die Rodensteiner".

Vielleicht werde ich selber dereinstmals im Hegau und am Untersee eine mythische Figur; gehe aber hierlands nur geräuschlos und zu Fuß um, wie anliegendes Contrefey zeigt, welches ich das Casino als freundlichen Gegengruß anzunehmen bitte.

Radolfzell Seehalde
3. April 1884.

Dr. J. Victor von Scheffel.

Aus dem bisher über die Rodensteiner Sage Mitgetheilten wird man ersehen, daß es sich hierbei nicht allein um interessante, culturgeschichtliche Momente handelt, sondern auch um litterarische. So hat denn auch die Ruine der Burg, auf der einst die Ritter jenes Geschlechtes hausten, mancherlei Anziehungspunkte vor jenen Trümmern voraus, um die „der grauen Vorzeit schöne Lügen" nicht ihr Gespinnst schlingen und die auch mit den poetischen Lügen eines neueren Dichters keine Bekanntschaft jener Art machten, wie die einsame Ruine im Odenwald, welche Scheffel in ihrem Winterkleide bewunderte. Ruine Rodenstein hat überdies den Vorzug einer

romantischen Lage und so wird sie denn, obgleich ziemlich abgelegen von der gewöhnlichen Touristenstraße, öfter besucht. Auch mich trieb das Verlangen, die „Geisterburg“ zu besuchen. Ich fuhr mit einem befreundeten Leipziger Verleger, den die historischen und literarischen Reminiscenzen, die sich an den alten Steinhaufen knüpfen, ebenfalls stark interessirten, mit der Odenwaldbahn zunächst nach dem reizend gelegenen Erbach. Im dortigen, gräflich Erbach-Erbach'schen Schlosse befindet sich eine der prächtigsten Waffensammlungen Deutschlands und die Betrachtung dieser Schätze, unter denen Rüstungen von Götz von Berlichingen, von Franz von Sickingen, von Gustav Adolf noch nicht die kostbarsten Stücke sind, war wohl geeignet, Stimmung zu dem für den nächsten Tag beabsichtigten Besuch der Ruine Rodenstein zu machen. Doch der Anblick alter, prächtiger Rüstungen und Waffen hunderterlei Art war nicht der einzige Vorgenuß unseres eigentlichen Wanderzieles. Die schier ungeheuerlichen Geweihe, Wildschweinhauer und sonstigen Jagdtrophäen früherer Jahrhunderte, welche Stücke zum guten Theil den Odenwald-Revieren entstammen, gaben einen Begriff davon, daß auch die Jagdgründe der Rodensteiner früher vielerlei Wild in sich bergen mochten, zu dessen Erbeutung ein „wilder Jäger“ ganz am Platze.

Nach Besichtigung der Sammlungen brachen wir auf gen Reichelsheim, welches wir nach mehrstündigem Marsche bald über heiße, schattenlose Straßen, bald durch schattige Wälder oder durch grüne Wiesenthäler an hellen forellenreichen Bächen entlang gegen Abend erreichten. Im Gasthof „zum Engel“, der dem Bürgermeister jenes hessischen Marktfleckens zugehörte, kehrten wir ein und fanden dort nicht nur gute Unterkunft, sondern auch alsogleich einen interessanten Hinweis auf die Rodensteinlieder, nämlich — ein Antwortschreiben des Fürsten

Bismarck auf eine Adresse reichstreuer Bürger des Oertchens. In jenem säuberlich eingerahmten Briefe erwies sich der Reichskanzler als Kenner der betreffenden Sage in Scheffel'scher Version, denn er nahm in launiger Art Bezug auf „Reichelsheim, das treue", welches in den Liedern des Gaudeamus-Dichters mit jenen Worten ja auch in folgender Strophe verewigt wird:

„Ein Dorf, was ist's, nur Mist und Rauch,
Ich hab' ja ihrer dreie:
Gersprenz und Pfaffenbeerfurt auch
Und Reichelsheim, das treue."

Eine nicht minder interessante Reliquie schleppte der Herr Bürgermeister nicht ohne Mühe am nächsten Morgen an unseren Frühstückstisch. Es war ein altes, schweres Prachtwerk aus jener glücklichen Zeit, wo derartige Bücher noch nicht mit einer so zahlreichen Nebenbuhlerschaft zu kämpfen hatten, wie heutzutage, und wo der naive Leser beim Anblick schnöder, aber umfangreicher Lithographien noch bewundernden Staunens fähig war. Dieses Werk im größten Folio verdient hier, wie folgt, mit Titel und Würden vollständig verzeichnet zu werden: „Rheinische Bilder, herausgegeben von Nicolaus Voigt. Mit 24 Steinzeichnungen. Frankfurt a. M., Verlag der Herrmann'schen Buchhandlung. 1821." — Es enthielt neben anderen schönen Sagen der Rheinlande, die dort zum Theil von bekannten Dichtern behandelt waren, eine eigenthümliche Variante der Rodensteinsage. Wir lassen den Hauptinhalt dieses in seltsamen Versen verfaßten Gedichtes, dessen Autorschaft man wohl dem Herrn Herausgeber des Buches in die Schuhe schieben darf, hier folgen und können es uns nicht versagen, einige Verse im Wortlaute wiederzugeben. Der Leser wird seine Freude daran haben. Das be-

betreffende Gedicht, welches ziemlich umfangreich, verbindet die Sage vom gespenstischen Kriegsboten und vom wilden Jäger in eigenthümlicher Weise mit einem mehr novellistischen Stoff, den der Poet jedenfalls seiner eigenen Phantasie entlehnte.

Das schöne Lied beginnt mit der Mittheilung, daß der schreckliche „Rotenstein" ausziehe; dann heißt es erklärend weiter:

„Dort auf der zertrümmerten Feste
Hat einst dieser Ritter gehaust,
Von Jugend zum Kämpfer gebildet
Mit männlich schöner Gestalt.

„Er zoge die Augen der Frauen
Er zoge die Herzelein an.
Er hörte viel lieber Trompeten
Als süßeren Minnegesang.

Und nun wird in Versen gleicher Güte weitererzählt, wie Graf Johann der Chatte in „Dormundstadt" (Darmstadt) ein großes Turnier gegeben, an dem sich auch der Rodensteiner, wie ein Gott zu Pferde kommend, betheiligt, und aus dem er siegreich hervorgegangen. „Das schüchterne Fräulein von Hochberg" gab ihm den Dank. Doch als der streitbare Ritter das reizende Fräulein erblickt, „so war ihm im Herzen die Liebe — zum ersten Male entbrannt". Er sagt zu ihr: „Du hast mich die Liebe gelehret — ich hasse von nun an den Krieg" und schwört gleichzeitig (etwas voreilig), die Dame „ewig zu lieben und treulich — ein glücklicher Gatte zu sein." Die Trauung wird bald vollzogen und das junge Paar zieht ein in die Burg, „die, hoch auf dem Felsen gethürmet — mit Mauer und Bollwerk stolzirt". — Beim Eintritt aber erblickt das „schüchterne Fräulein" an Thor und Mauer allerlei Attribute eines wilden Jägers, als da sind: „Gerippe von Geiern

und Eulen — und anderem Räubergesind." Und weiter bemerkt sie, daß die ganze Burg von Waffen und Jägergeräth starrt. „Dies Alles beklemmte mit Aengsten — des Fräuleins weibliche Brust." — Schnell naht nun das Verhängnis. Kaum sind die allerersten Flitterwochen vorbei, so sehnt sich der Rodensteiner wieder nach Jagd und Schlachtgeräusch. Mit dem Frühroth zog er aus, um erst zur Mitternachtsstunde von seinen Fehden in der Nachbarschaft zurückzukehren. Umsonst schlang das unglückselige, junge Weib „zärtlich die Arme — „um seinen geharnischten Leib". Er setzte sein Treiben fort und schließlich verfiel die von Sorge und Angst stetig gepeinigte Frau in ein schlimmes Fieber. Nachdem sie vier Wochen darin gelegen, „zum hagern Gerippe verzehrt", gebar sie ein sterbendes Kindlein zur Welt. „Und als sie das Kindlein erblickte — in bleichgelber Todesgestalt, — Brach schnell ihr das Herz und das Auge, — sie zuckte noch einmal und starb." (Wörtlich!) Ihrem Gemahl, der währenddeß im nächtlichen Walde des Feindes harrte, erscheint sie nun mit dem Kind auf dem Arme als Geist, ihn verfluchend, weil er seinen Schwur gebrochen. Als „scheußlicher Bote des Krieges" soll er im Lande umherfahren. „Und wenn Du vom Schlosse herzieheſt — Beginnt von Neuem der Krieg." Bald nach diesem Fluch der todten Gemahlin durchbohrte ihn ein feindliches Schwert.

„Und seit seinem blutigen Tode
Geht er als Gespenste umher,
Mit Reutern und Rossen umgeben
Und schrecklich bei finsterer Nacht.

„Und wenn in dem römischen Reiche
Sich fern eine Fehde entspinnt:
So zieht er aus seinen Ruinen
Verkündend den kommenden Krieg."

Diesem herzergreifenden Poëm ist eine nicht minder effectvolle Zeichnung, „in Stein gearbeitet und gedruckt in der Susenbeth'schen Steindruckerei zu Frankfurt a. M." beigefügt, die das wilde Heer zeigt, wie es in ein gothisches Burgthor einzieht. In der Mitte reitet der gespenstige Rodensteiner in Gestalt eines Adlers auf einem mit Leintüchern behangenen Pferdegerippe. Höllische Mißgestalten zu Fuß umgeben den Reiter und einen ihm folgenden Sichelwagen. Eulen und Fledermäuse umflattern den Zug, der für ein wildes Heer einen verhältnißmäßig gemüthlichen Eindruck macht.

Daß wir uns nach dem Genuß dieses „Prachtwerkes" vergangener Tage danach sehnten, nun endlich den Schauplatz der Dinge, die Ruine Rodenstein, zu betreten, ist erklärlich. Sie liegt eine halbe Stunde von dem Orte entfernt. Bald hatten wir „Reichelsheim den treuen, schnapsbrennenden Ort" mit seinem auf hohen Bergesrücken, dem Reichenberg, gelegenen, malerischen Schloß des Grafen von Erbach hinter uns und schritten auf sonnenheißer Landstraße, den klaren Gersprenz-Bach kreuzend, dahin. Dann zweigt ein Feldweg ab in ein grünes Thal, von sanften Höhen umschlossen. Ihn verfolgend passirt man Eberbach, einen aus mehreren Bauernhöfen bestehenden Weiler, hinter dem der Pfad westwärts fortläuft. Eine kurze Strecke noch ging es durch schönen Laubwald und dann erblickten wir unser Wanderziel vor uns.

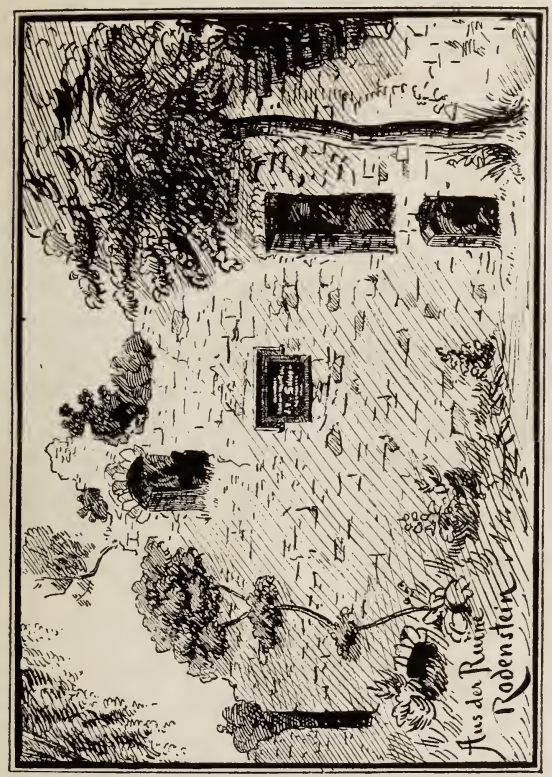
Fast unmittelbar über dem rothen Ziegeldach eines Bauernhauses, welches halb am Abhang unter ihr ruht und auf welchem sie fast zu fußen scheint, erhebt sich die Geisterburg. Das Thal, in das sie hinausschaut, hat mehr einen idyllischen, als romantischen Charakter; auch die Lage der Burg an dem unbedeutenden Hügel ist nicht eben abenteuerlich und drohend. Dennoch schaut das graue, vielgestaltige Gemäuer so finster

und spukhaft aus dem dunkeln Rahmen des ringsum grünenden Waldes hervor und über das Ziegeldach des Gehöftes ins Thal hinaus, daß selbst ein wenig phantasievoller Be-

Ruine Rodenstein nach einem ältern Bilde.

schauer den Eindruck gewinnen könnte, als luge ein ungeheuerer Riese, dessen Rumpf im Walde versteckt, mit grauverwittertem Antlitz hervor. Ein sanft ansteigender Pfad führt

uns nach wenigen Minuten in die eigentliche Ruine. Sie bildet einen großen Trümmerhaufen und ihre ursprüngliche Anlage ist nicht leicht mehr zu erkennen, da der Wald ihre



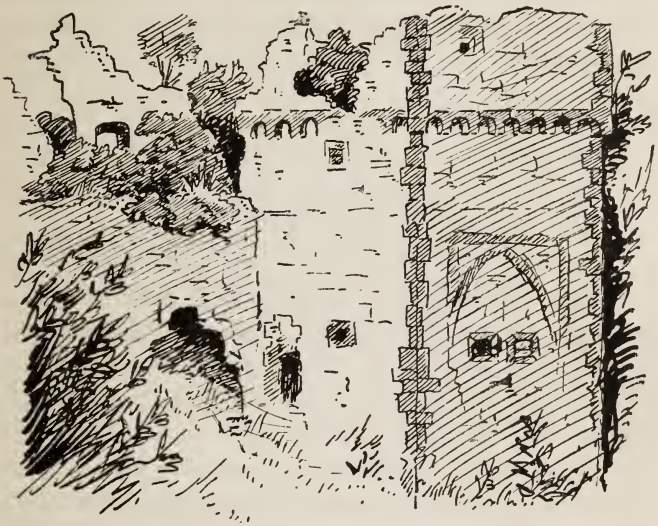
Schwellen längst überschritt und sich im Palas wie im Stalle, im Burghof wie im Zwinger als Herr geberdet. Wo einst schlanke Säulen das Deckengebalk des Rittersaals gestützt haben

mögen, da steigt, aus dem Boden hoch emporwachsend, nun der Säulenschaft der Buche schlank und glatt in die Luft und droben wölbt sie ihre Krone zum grünen Dache. Wo einst, dem oben erwähnten Lied zu Folge, in enger Kemenate vielleicht das „schüchterne Fräulein von Hochberg", beziehentlich die Freifrau von Rodenstein, noch einmal zuckte und starb, da sproßt jetzt eine schüchterne Birke aus dem zerborstenen Gemäuer, an dessen oberen Kanten Gras und Blumen wuchern. Im Schloßhof, in welchem man eben beschäftigt war, einen runden Tanzplatz für die tanzlustige Jungbauernschaft der Gegend herzurichten, lagen wüste Steinhaufen, von Brombeersträuchern und anderem Gestrüpp überwuchert. Ein Epheu mit armdickem Stamm war, fast in Gestalt eines Baumes, an einer Mauer emporgeklettert, die er überrankte, um sich an ihrer andern Seite wie ein dichtes grünes Gespinnst auszubreiten. Von außen schaute durch Fenster und Mauerhöhlen der dichte Laubwald herein, als wolle er, der in einigen seiner Vertreter noch das ritterliche Treiben in der Burg gesehen, erforschen, was der moderne Mensch in den gewaltigen Mauerresten aus der Vorzeit zu suchen und zu spähen habe.

Der Graben, der nach Nordwesten zu den Hochwald von den Ruinen trennt, ist halb verschüttet.

Ein mächtiger Thurm ragt daraus hervor, ebenfalls halb verfallen, aber doch mit seinen grauen Quadern, die von rothen Saudsteinecken und einem hübschen Gesims aus gleichem Gesteine eingefaßt werden, Zeugnis ablegend, daß die Burg voreinst keine armselige Ritterwohnung, sondern der stark bewehrte, wohlerrichtete Bau eines kräftigen Freiherrngeschlechts war. Auch der räumliche Umfang der ganzen Anlage weist auf einen sehr stattlichen Burgsitz, nicht auf einen „Burgstall" oder den Horst eines hungrigen Raubritters. Wohl mochte

den Erbauer der Feste die einsame Lage in wald- und wildreicher Umgebung veranlaßt haben, sich dort niederzulassen, nebenbei vielleicht auch die Rücksicht auf die landschaftliche Schönheit dieser Gegend. Eine echte Jägernatur, ein Freund der Einsamkeit, der sich gerne in den Anblick einer lieblichen Berggegend versenken mochte und den es trieb, in wildem



Aus der Ruine Rodenstein.

Forst in fröhlichem Gejeide inneren Thatendrang zu stillen, ist der Gründer der Rodensteinburg (das Geschlecht wird in Urkunden des 13. Jahrhunderts zuerst erwähnt) jedenfalls gewesen, und diese Neigung wird sich auf die Nachkommen wohl in so starkem Maße vererbt haben, daß irgend einer unter ihnen im Volksmunde zum „wilden Jäger" werden konnte.

In dem bereits erwähnten Bauernhof am Fuße der Ruine gab's ein Glas kühlen „Aeppelwein" für den Durſt und für unſere Wißbegier zwei Fremdenbücher, in denen ſich die Beſucher der Burg ſeit dem Jahre 1836 einzutragen pflegten. Es wurde uns nicht ſchwer, in dem älteren Buche die Einzeichnung des Dichters der Rodenſteinlieder aufzufinden, die jener bei der betreffenden Winterfahrt gemacht. In Scheffel's ſchönen, markigen Schriftzügen ſteht dort ſein Name und der ſeiner Begleiter, wie folgt, zu leſen:

„Ed. Rahn, stud. jur., v. Breslau
B. Aſchenheim, stud. cam., v. Elbing
E. Kamm, stud. jur., v. Carlsruhe
J. Scheffel, stud. jur., v. Carlsruhe
} aus Heidelberg.

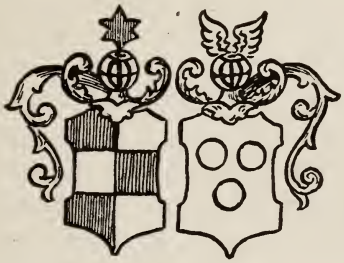
den 6. Februar 1847, bei Schneegeſtöber.

NB. In guter Jahreszeit kann Jeder in Odenwald gehen!!!"

Letztere ſelbſtbewußte Bemerkung muß gewiß als richtig anerkannt werden. Vielleicht hätte „Meiſter Joſefus" aber ſtatt deren ein „Lied der Klage" ins Fremdenbuch geſchrieben, wäre er, wie wir, in ärgſter Hundstagshitze des Weges gekommen und hätte er ſeinen Durſt mit dem von ihm in ſeinem „Gaudeamus" verhöhnten „Aeppelwein" ſtillen müſſen. Das ältere Fremdenbuch, welches in jener Bauernwirthſchaft aufliegt, liefert auch den Beweis, daß der Odenwaldclub ſeine ſorgende Hand bis hierher ausgeſtreckt. Er, der ſich auch vielfach um die Erhaltung der Ruine bemüht zeigt, hat dem Buche einen ſchmucken Zierrath in Geſtalt einer gravirten Metallplatte verliehen, welche die Bezeichnung trägt: „Fremdenbuch der Ruine Rodenſtein. 1836—1884" und welche den nebenſtehend abgebildeten heraldiſchen Schmuck zeigt.

Das linke Wappen iſt jedenfalls das des Geſchlechtes, denn die Schraffirung des Schmelzwerks deutet auf drei rothe Steine

(daher Rotenstein) auf weißem (silbernen) Grunde. Das rechtsseitige Wappen aber erachte ich für eine heraldische Darstellung der drei vertrunkenen Dörfer, deren Schicksal in sein symbolischer Deutung durch die Helmzier, einen Flug (zwei Flügel), angedeutet scheint. Wenn dieser Aufsatz einen mehr wissenschaftlichen Charakter tragen sollte und etwas anderes vorstellen, als eine Plauderei über das erwählte Thema, so würde man sich durch den Odenwaldclub vielleicht eine andere Deutung der Zeichnung verschaffen können. Die gegenwärtige aber



Wappenverzierung auf dem älteren Fremdenbuche der Ruine Rodenstein.

scheint mir den Verhältnissen so angepaßt zu sein, daß es mir als Barbarei erschiene, sie muthwillig durch nähere Forschung zu zerstören. (Wer sich eingehender über die Rodensteinsage und über das Rittergeschlecht unterrichten will, dem sei das 1825 zu Darmstadt erschienene Schriftchen von Zehfuß: „Die Herren von Rodenstein, nebst den Sagen von den Wandergeistern auf Schnellerts und Rodenstein“ empfohlen.) Der vorgenannte Club, der sich die Erschließung der landschaftlichen Schönheiten des Odenwalds hauptsächlich zum Ziel setzte, hat auch eine Gedenktafel mit der Inschrift: „Dem

Dichter der Rodensteinlieder J. V. von Scheffel der Odenwaldclub. 1887" an passender Stelle in der Ruine angebracht. Er läßt das Gemäuer von dem überwuchernden Gesträuch säubern, sorgt für Erhaltung der Ruine in ihrem jetzigen Charakter und umgibt sie mit Anlagen, in denen Bänke den Besucher des Ortes zur Rast einladen. Es zeigen sich aber auch ältere Spuren davon, daß man sich sorgend um die verfallene Burg oder um die Verschönerung ihrer Umgebung bemühte. So befindet sich an der östlichen Seite ein Rondell, um welches, regelmäßig im Kreise gepflanzt, zehn hohe Fichten emporragen. Sie sind bis zu einer bedeutenden Höhe von Zweigen entblößt und oben schließen sie, bis auf eine kleine Oeffnung, durch welche der Himmel schaut, ihre Kronen zu einer grünen Kuppel. Dieser natürliche Säulentempel, der vielleicht einem längst vermoderten Förster, dessen Pflege dies Gebiet anvertraut war, seinen Ursprung dankt, gewährt einen ebenso stolzen, wie anmuthigen Anblick. Unten huscht die Eidechse durch Farn, Immergrün und dürftiges Gras, und oben wiegt sich ein singend Vöglein in den schwankenden Zweigen.

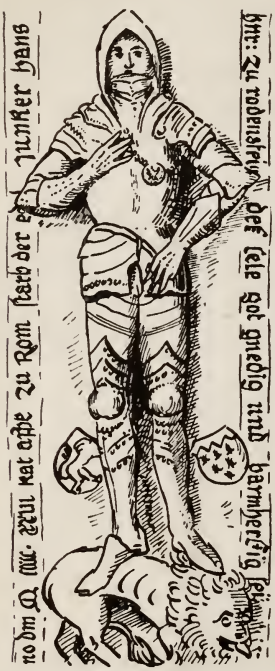
Nachdem wir uns das Geisterschloß in „odanawalt", welchen Namen das Gebirge seiner Oede wegen oder auch wegen seiner einstigen Beziehungen zu Odin bereits zu Ludwigs des Frommen Zeit und früher führte, genügend angesehen, wanderten wir wiederum in das grüne, idyllische Wiesenthal, in die feiertagsstille Landschaft hinaus, die von der einstigen Oede nichts mehr an sich trägt. In Reichelsheim, dessen „Engel" ich wegen des Mittagsmahles (es gibt u. a. gute Forellen dort), nochmals aufsuchte, trennte ich mich von meinem Gefährten, der gen Süden zog. Nachmittags bin ich dann auf sonnheißer Landstraße gen Fränkisch-Crumbach mar-

schirt, um den Gräbern, oder vielmehr den Grabdenkmälern mehrerer Rodensteiner, die in der dortigen Kirche begraben liegen und deren letzter 1671 starb, einen respectvollen Besuch abzustatten und den Stein des sagenhaften Ritters abzuzeichnen, falls er vorhanden. Unterwegens hatte ich eine Erscheinung, die mich lebhaft an eines der Scheffel'schen Rodensteinlieder, „der Knapp" betitelt, erinnerte. Ich fand unter einem nur mäßigen Schatten spendenden Obstbaum am Wege einen schlottrigen Greisen sitzen, dessen tiefliegende Augen unter weißborstigen Brauen finster und fast irr hervorschauten und dessen verwittertes Gesicht von langen, gebleichten Haaren umwirrt war. Er murmelte allerlei Unverständliches, wackelte mit dem Kopf und stärkte sich aus einer Branntweinflasche, die er mir bei meinem Näherkommen triumphirend zeigte, indeß er ein heiseres Lachen ausstieß. Ob dieser gespenstische Alte nicht der störrische Knappe war, der, im Bremeneck beim Biere sitzend, dem Ruf seines Herrn nicht Folge leistete und verflucht wurde, „über zu sitzen" bis an den jüngsten Tag? Ganz unmöglich schien mir das, zumal in der Nähe des Geisterschlosses, in der spukreichen Gegend, nicht, und daß selbst ein Geist in einigen hundert Jahren vom Bier auf den Schnaps kommen kann, ist gewiß auch nicht undenkbar.

Ein junges Mädchen aus dem Küsterhause in Fränkisch-Crumbach, einem ansehnlichen Flecken, eine Stunde von Rodenstein entfernt, öffnete mir die schmucke 1484 erbaute, neuerdings restaurirte Kirche, in deren reinlich getünchten Innenwänden eine Anzahl Grabsteine der Rodensteiner eingelassen ist. Auf meine Frage nach dem Steine des Ritters, von dem man sage, daß er in der Gegend „umgehe", bezeichnete mir das Mädchen denjenigen, der umseitig abgebildet steht, obgleich sie bestrebt war, meine Aufmerksamkeit vorerst auf einen ihr

interessanteren Ritter zu lenken, der, inmitten seiner beiden Frauen, breitspurig und wichtig in Stein gehauen dastand.

Bald befand ich mich allein in dem Kirchlein und zeichnete, auf harter Bank sitzend, den eisenbekleideten Herrn, der sich nächtens umhertreiben soll, obgleich er auf dem Grabmal, gleichsam seine Unschuld betheuernd, die mit eisernem Handschuh bewehrte Rechte auf die Brust legt. Auch die gothische Umschrift sagt nichts davon, daß er bei Schnellerts des Todes verblichen, sie bekundet vielmehr, daß er in Rom gestorben, — wer weiß, vielleicht auf einer frommen Pilgerfahrt. Die Schrift erzählt folgendes: „Im Jahre des Herrn 1526, am 1. April, starb zu Rom der edle Junker Hans, Herr zu Rodenstein, deß Seele Gott gnädig und barmherzig sei." Darf man dem Grabstein, der, wie alle andern in der Kirche, eine künstlerische, nicht handwerksmäßige Ausführung zeigt, trauen, so war Ritter Hans ein recht schmucker Ritter, schlank und geschmeidig. Auch seine Züge zeigen, wie die seiner ebenda versammelten steinernen Stammesgenossen, eine edle Bildung, gewissermaßen etwas, was an den Kopf eines Edelfalken erinnert. — Ob nun das bezeichnete Grabmal in Wirklichkeit das jenes sagen-



Grabmal des Ritters Hans von Rodenstein.

haften Helden oder wilden Jägers ist oder nicht, darüber wollen wir keine weitere Untersuchung anstellen. Die ganze Angelegenheit gehört ja mehr oder minder zu der grauen Vorzeit schönen Lügen, diese jedoch sind mit dem Fühlen und Denken des Volkes enge verwachsen und bieten dem Freunde vaterländischer Geschichte, der heimischen Sagen-Literatur Markantes und Interessantes, dem schaffenden Poeten aber eine Fülle anregenden Stoffes. Darum auch wollen wir mit dem unchristlichen, geisterhaften Treiben des oder eines Rodensteiners nicht weiter rechten und dem Betreffenden wünschen, daß

„got seiner sele gnedig und barmhertzig sey".

Die Ebernburg.

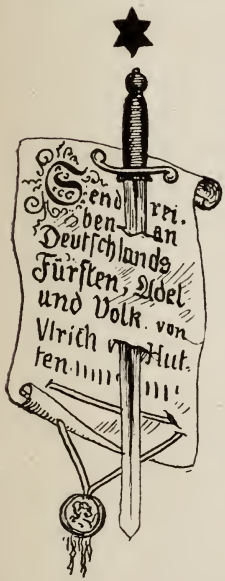
Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.

Dorfkirche
zu Ebernburg
Die Ebernburg.
Schulte vom Brühl.
– 1888 –



n einem seiner schönsten Gedichte spricht Emanuel Geibel von einer goldenen Brücke, die der funkelnde Schein des Mondes bei Rüdesheim über den Rhein baue. Zur Zeit der Traubenblüthe nun steige der Kaiser Karl aus seiner Gruft zu Aachen nächtlich empor, wandere über diese Brücke und segne die Rebengelände des grünen Stromes, um dann wieder heimzukehren und in seiner Gruft zu schlafen, bis ihn im nächsten Jahre der Traubenduft aufs neue erwecke. Geibel hat sich zu diesem „Weinsegen“ wahrlich ein Bild von erhabenster, poetischer Vollkraft gewählt, aber die große Zeit

der Neueinigung unseres Vaterlandes hat ein nicht minder erhabenes Gleichniß geschaffen, sie hat die eherne Germania hoch auf der Höh' des Niederwaldes errichtet, hat das Sinnbild All-Deutschlands auf die Wacht am Rhein gestellt.

Die hehre Göttin löste den alten, gewaltigen Kaiser ab; sie ist es, die nun die Reben des Rheingaues segnet und mit liebendem Blick die Westmark des Reiches hütet. Einem Kinde des alten Vater Rhein aber scheint sie besonders gewogen zu sein, nämlich der lieblichen Nahe, die sich, zu ihren Füßen fast, mit dem mächtig gewordenen, stolzen Sohne der Alpengletscher vereinigt. Weit hinaus ins Nahethal blickt die Germania und nur Erfreuliches und Anmuthiges bietet sich ihrem Auge dar. Am Himmelfahrtstage führte mich das unermüdliche Dampfroß von Bingerbrück aus den hellen Fluß hinauf, der sich friedlich durch saftgrüne Wiesen dahinschlängelt und nickenden Blumen und flüsternden Erlen gestattet, ihm in's klare Auge zu schauen. Die Nahe hat wirklich etwas von einer Braut: so etwas Hoffnungsvolles und Sinnendes, so etwas Freudiges und doch Feierliches liegt in ihrem Wesen und theilt sich dem ganzen, breiten Thal mit, das sie am Ende ihres Laufes durchströmt. Eine eigenthümliche herzerquickende Ruhe lagert über dem grünen Gelände, eine Ruhe, die kaum durch den Pfiff der Lokomotive gestört wird. Die stillen Dörfchen am Ufersrand erhöhen den Reiz der Idylle, ebenso die Gänse, die sich im Ufergeröll sonnen. Ihre gelbflaumigen Sprößlinge blicken verwundert mit schiefgeneigten Köpfen dem vorbeisausenden Zuge nach und begrüßen die herausschauenden Reisenden durch anmuthiges Wedeln mit ihrem Bürzelchen.

So gehts bis nach Kreuznach, der freundlichen Badestadt. Noch macht sich kein buntes Treiben der Kurfremden auf

dem Bahnhof und den Wegen bemerklich und fast allein zog ich die wohlgepflegte Straße hin, dem Orte entgegen. Ein blitzsauberes Städtchen, dies Kreuznach. Die Häuser sehen alle so einladend aus, gleich als wollte jedes sagen: Willkommen, lieber Fremdling Du; laß Dich häuslich hier nieder — für Geld und gute Worte. Und dieser stummen Einladung folgen auch alljährlich an die 6000 Kurbedürftige, so daß fast auf je zwei Eingesessene ein Fremder kommt. Ich will übrigens bei dieser Gelegenheit gleich anerkennend bemerken, daß man nach meinen allerdings geringen Erfahrungen in Kreuznach nicht „hochgenommen" wird, und wenn in der „Saison" der Wein und Imbiß nicht höher im Preise steht, wie bei meiner Anwesenheit, so ist dort das Kranksein billig. An das letztere wurde man, Gott sei Dank, jetzt in der Badestadt noch wenig erinnert; nur einmal fiel mir beim Durchwandern der Straßen eine große Anzeige an einer Hauswand auf, wonach Krankenfahrstühle da und da billig zu verleihen seien; — Krankenfahrstühle — welch häßliches Wort, während die Natur sich allenthalben verjüngt und der Lenz überall seine Fahnen in Gestalt blüthenbedeckter Bäume ausstteckt.

Es war mir ein Vergnügen, die reinliche Stadt mit ihren hübschen Häusern und geschmackvollen Anlagen zu durchschreiten, aber, ehrlich gestanden, ein größeres Vergnügen war es mir doch, als ich sie hinter mir hatte und wieder hinaus wanderte ins Thal der Nahe. Hinter Kreuznach verliert es den Charakter des Idyllischen und wird romantischer. Die wellenförmigen Rebenhügel gestalten sich zu hoch aufragenden, steilen Porphyrbergen, die drohend gegeneinander rücken. Ein struppiger Wald bedeckt sie, aber die Reben sind hier und da erobernd vorgedrungen und einige, noch kahle Weinberge

schneiden zungenförmig in sein grünes Kleid ein. Wenn man so dort unten im Thale wandelt, aus den Gärten an der Straße von freundlich winkenden, mit rosenrothen Blüthen überdeckten Mandelbaumzweigen begrüßt wird und die Blicke aus dem Blüthenbade der Obstbäume schier nicht herauszufinden vermögen, dann wird man sich so recht des Frühlings bewußt, das Herz wird so weit und der Sinn so leicht, und die frohe Ahnung, daß an den Rebenhängen des Thals ein guter Edeltropfen wächst, trägt auch sein Theil dazu bei, die wonnige Grundstimmung zu erhöhen. Immer weiter gehts den wilden Felsen zu. Nun zeigen sich auch die ausgedehnten Salinen, deren starkgradige Soole die Bäderstadt Kreuznach berühmt gemacht hat. In langen Linien strecken sich die Gradirhäuser durch die grünen Wiesen, stöhnend neigen sich die Pumpwerke langsam her und hin und durch die ungeheuern, schwarzen Dornenhecken treten Millionen von Tropfen ihren Martergang an. Von Dorn zu Dorn, von Zweiglein zu Zweiglein fallen sie hernieder. Und die Sonne blitzt hinein, daß die feucht durchsickerten Wände wie mit einem Brillantschleier überdeckt scheinen.

Bald treten die Felsen rechter Hand bis dicht an die Straße. Zum Theil gewähren ihre steil abfallenden Halden nur kümmerlichem Haidekraut einige Nahrung. Es sieht noch schwarz und todt aus, aber die stets geschmackvolle Malerin Mutter Natur hat einen recht wirksamen Farbengegensatz auf solch ödem Untergrund zur Erscheinung gebracht, indem sie eine Anzahl blühender Schwarzdornbüsche darüber hinstreute, so daß es ganz feierlich und fromm aussieht. Eine Schaar weißgekleideter Confirmandinnen kann nicht lieblicher dreinschauen, wie diese Schlehen im Frühlingsgewande. Die Porphyrfelsen an sich gewähren auch einen recht malerischen

Anblick, nicht allein durch ihre oft seltsame Form, sondern auch durch ihr reiches Farbenspiel. Von Natur aus ist das Gestein roth, aber je nach der Dichtigkeit seines Gefüges, nach der Art des ihm beigemischten Minerals und dem Fortschritt der Verwitterung erscheint es hier braun, dort grünlich, gelb oder schwärzlich. Mauerpfeffer, dieses genügsame Pflänzchen, hat sich allenthalben darauf angesiedelt, aber wo eine kleine Mulde oder Ebene einer schwachen Humusdecke Raum gewährte, da grünt die Hasel und anderes Gebüsch und aus dem frischen Laubgezelt singt es und klingt es in schmelzenden Tönen, herüber und hinüber in Hall und Widerhall, von Ufer zu Ufer, von Fels zu Fels. Zahlreiche Nachtigallen singen dem jungen Frühling ihr Morgenlied. — Von solch lieblichem Getön und dem freundlichen Rauschen der Nahe geleitet, wandere ich eine kurze Strecke durch das Felsenthor. Ein wunderbarer Blick thut sich dem Wanderer plötzlich auf. Das Thal weitet sich und hoch in seiner Mitte, auf dem Gipfelausläufer einer langgestreckten Bergzunge, liegt das Ziel der Wanderung, liegt die Feste Franz von Sickingens, die Ebernburg. Es ist eine große Trümmerstätte, aber noch schaut sie so drohend ins Thal hinaus, als wolle sie bekunden, daß sie es einst beherrscht.

Sie ist es jedoch nicht allein, die in der Thalweite den Blick auf sich zieht. Rechts erheben sich die steilen Massen des Rotenfelsens, und ihm und der Ebernburg gegenüber ragt der Rheingrafenstein, der dem ihm zu Füßen liegenden Soolbad Münster den Beinamen „am Stein“ gegeben hat. Die beiden Felsen, gewissermaßen einzeln vorgeschobene Posten des Gebirgsrückens der „Gans“, sind unter sich und von dem Berge selbst durch tiefe Spalten getrennt und ragen, gleich Nadeln, 140 Meter über den Spiegel der Nahe em-

por, während der Aussichtspunkt der Gans 213 Meter hoch ist. Ich mochte es erst nicht glauben, daß auf diesen Felsenspitzen, die nur dem Fluge des Vogels erreichbar schienen, eine Burganlage vorhanden, aber das Fernglas belehrte mich bald, daß dort oben noch Mauertrümmer zu sehen und daß in der That ein kühnes Geschlecht sich die schier unzugängliche Höhe zum Horsten auserwählt. In hochgeschwungenen

Bogen wurde der trennende Felsenspalt, ähnlich wie bei dem Felsenhorst Wildenfels a. d. Donau, überbrückt und so erhob sich denn über dem Thal eine Burg, die wie durch Zauberkunst dort aufgeführt schien. Kein Wunder, daß eine Sage dem Gottseibeiuns selber den Bau zuschreibt. Danach habe der Teufel auf den einst leichthin geäußerten Wunsch eines Rheingrafen, dort oben möge er eine Burg besitzen, das Werk unter der Bedingung übernommen, daß ihm die erste Seele, die aus dem Fenster erfreut ins lachende Thal schaue, ver-

fallen sei. In einer Nacht vollbrachte der Böse den Bau, doch keiner wollte der kitzlichen Bedingung halber das Schloß zuerst betreten, bis die listige Rheingräfin ein Aushülfsmittel fand. Ein lastbares Eselein wurde mit einem Krägelchen und einem Pfaffenhut säuberlich ausstaffirt und ohne sonderliche Mühe dazu gebracht, den Kopf zuerst aus dem Fenster der Burg zu stecken, worauf Satanas alsbald herbeifuhr und mit seinen höllischen Krallen die arme Seele packte. Als er jedoch, durch das Geschrei des Ergriffenen belehrt, entdeckte, daß die arme Seele nicht die eines Pfäffleins, sondern die einer unvernünftigen Creatur sei, ließ er einen großen Stank von sich und warf den Grauschimmel in einen Abgrund. Seitdem soll sich, gänzlich unverbürgten Erzählungen zufolge, der geprellte Herr Urian nicht mehr im Thale haben blicken lassen. Die Rheingrafen aber freuten sich ihres Besitzes, fehdeten während des Mittelalters tapfer in der Gegend herum, trieben auch, nachdem sie (nach der Schlacht bei Sprendlingen 1279) ihrer so reichen Besitzungen im Rheingau verlustig gegangen, von diesem ihrem letzten Besitzthum aus nach der Weise der Zeit ritterliche Wegelagerei, weshalb ihre Burg einst vom rheinischen Städtebund belagert wurde und nur durch schleunige Uebergabe und das Versprechen des Besitzers, fortab Ruhe zu halten, der Zerstörung entging. Später hat sich das Geschlecht durch Erbschaften und Heirathen wieder in die Höhe gebracht und heute blühen als Nachkommen der Wild- und Rheingrafen noch die namentlich in Westfalen begüterten, fürstlichen Geschlechter Salm-Salm, Salm-Kyrburg und Salm-Horstmar.

Die Burg an den Ufern der Nahe und ihre Sage und Geschichte hat mehreren Dichtern Stoff gegeben. Irren wir nicht, so hat die Dichtkunst auch den „Trunk aus dem Stie-

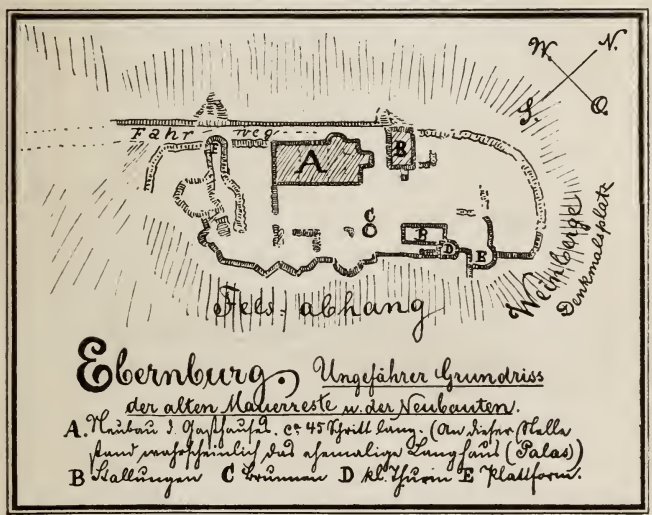
fel" in das Schloß verlegt. Jedenfalls aber hat sich dort oben auch in Wahrheit manch tolles Trinkgelage abgespielt, bis der Freude durch den Orleanschen Krieg ein Ende gemacht worden. Anno 1689 sprengten die vandalischen Hor=

den der Franzosen auch dieses Schloß in die Luft, indem sie vorgaben, daß es unter Umständen der von ihnen befestigten Ebernburg gefährlich werden könnte.

Doch nun endlich zu dieser Burg.

Eine kurze Wanderung durch den sauberen Ort Münster und nach Ueberschreitung der Nahe, die hier den links ein=

mündenden, den Burgfelsen umspülenden Alsenzbach aufnimmt, kann der Aufstieg beginnen. Er ist nicht sonderlich beschwerlich; in kurzer Zeit führt uns ein Schlangenpfad zu der Ruine empor, die ungefähr 80 Meter über dem Spiegel der Nahe liegt. Sie ist eine Ruine im vollsten Sinne des Wortes; von ihren Mauern ist fast nichts mehr erhalten,



denn sie wurden i. J. 1698 geschleift und dem Erdboden gleich gemacht, soviel es anging. Nur einige Plattformen und gleichsam mit dem Felsen verwachsenes Gemäuer haben sich erhalten. Daß aber die einstige Feste nicht nur sehr umfangreich, sondern auch trutzig und stark gewesen, davon geben diese Trümmer beredtes Zeugniß.

Eine kleine Skizze, die ich dort aufgenommen, bietet einen annähernden Ueberblick über die noch vorhandenen Mauer-

reste und die Neubauten, welche die Gegenwart dort geschaffen.

Diese Neubauten können schwerlich den Anspruch erheben, eine Restaurirung der Burg vorzustellen, aber das Gasthaus, welches sich vielleicht an derselben Stelle erhebt, wo sich das einstige Langhaus, der Palas, mit dem Rittersaale erhoben, sorgt wenigstens in erfreulicher Weise für die Restaurirung des inneren Menschen, wenn der äußere mit einem vom Steigen erhitzten Angesicht die kühlen Hallen betritt. Wie gut thut einem da eine Flasche Ebernburger, der den Hängen des Burgfelsens entstammt. Er ist ein ziemlich blasser Geselle, aber er hat Schneid im Leibe und ist würdig, auf historischem Boden gewachsen zu sein. Uebrigens ist die gastliche Halle, die der rothe Bädeker „ein langes, seltsames Gebäude mit gekrönten Zinnen" und der fleißige Schilderer des Nahethals, W. Schneegans*) „ein beträchtliches Gebäude in halb antikem Stil" nennt, doch nicht aller Historie entkleidet. In ihr Mauerwerk sind alte, mit Bildwerk geschmückte Steine aus der ursprünglichen Burg eingelassen, die Zeugniß abgeben, daß der stolze Rittersitz in seiner Blüthe nicht nur dem Trutz, sondern auch der architectonischen Schönheit Zugeständnisse gemacht hat und daß Franz von Sickingen, der die Burg vergrößern und verschönern ließ, nicht nur für Kampf und Fehde, sondern auch für höhere Dinge Sinn gehabt. Diese eingemauerten Steinreliquien sind Wappen, naive Thierfiguren in Relief, wie z. B. ein balzender Auerhahn u. dgl. Dinge mehr. Auch einige Steine mit

*) In seinem empfehlenswerthen Werkchen: Kreuznach, Münster am Stein und das Nahethal nebst Ausflügen an den Rhein und in die Pfalz. (Kreuznach, Verlag der Hofbuchhandlung von Reinhard Schmithals).

Inschriften fanden sich vor, so z. B. einer mit Sickingens Wahlspruch: „Doch beger ich niemands Uebels zu thun. Zur Noth wird mir der Herr Beistan“, und ein anderer, dessen Inschrift zwar nur zum Theil erhalten ist, die aber gelautet haben dürfte: „Halt Wacht allhie vest und stet, weis' ab wer mir zu nahe geht.“ Ferner mahnt an diesem Neubau noch eine Rüstung, die drohend, aber unbegründet, in der Giebelluke steht, an die alte, eiserne Zeit. Der Wanderer, der heute den Burgfrieden und die Burg betritt, denkt an keine blutige That. Er hat es nur auf Trank und Speise abgesehen, oder er will die schöne Aussicht genießen, die sich hier auf den Rotenfels und Rheingrafenstein, auf die Gans und Münster a. St. und in das liebliche Alsenzthal mit den Trümmern der Altenbaumburg bietet. Die Ebernburg ist denn auch ein beliebter Ausflugsort von Nah und Fern. An manchem schönem Tage sind Wirthssäle und Burghof mit fröhlich zechenden oder auch — kaffeetrinkenden Menschen angefüllt und oft mag es vorkommen, daß, wie bei meinem Besuch der Burg, ein feiner Cantus, von einem Gesangverein mehr oder minder schön gesungen, in die Lüfte steigt.

Ob nun die Besucher historisches Interesse und Verständniß mitbringen oder nicht, ob sie der Aussicht oder materieller Absicht wegen heraufgestiegen, einer geschichtlichen Denkwürdigkeit da droben bringen sie immer ein meist schreckhaftes Staunen entgegen. In einer Nische des Mauerwerks im Hofe, durch ein Drahtgitter „vor dem Mitnehmen“ geschützt, bieten sich allerlei verrostete, „gruselige“ Gegenstände zur Schau, die man theils zwischen den Trümmern der Burg gefunden, theils aus einem weiten und unversiegbaren Brunnen herausgefischt hat, der, im Hofe gelegen, bis zur Tiefe der Nahe in den Felsen gebohrt wurde. An Wasser ist also

wohl bei der hartnäckigsten Belagerung niemals Mangel gewesen. Die in der Nische aufbewahrten Gegenstände sind Dolche, Streitäxte, Sturmhauben, Schwerter, Schnallen u. dgl. Auch zwei bleiche Schädel fristen dort ein langweiliges Dasein, besonders der eine, der in fein symbolischer Weise mit einem an Ketten befestigten Halseisen in Beziehung gebracht wurde. Mehr als alles das aber reden von den bösen Zeitläuften, welche die Burg durchgemacht, die zahlreichen Stückkugeln, die sich dort in allen Größen zeigen. Einige bestehen aus Stein und erinnern an die erste Kindheit des Geschützwesens. Die meisten sind eiserne Vollkugeln von oft bedeutendem Durchmesser, die in kriegerischen Zeiten vom Rotenfels aus in die Burg gepflogen sein mögen. Einzelne Stücke von Hohlkugeln zeugen von späteren Kämpfen und so giebt diese zwanglose Geschoßversammlung Kunde, daß die Ebernburg durch Jahrhunderte hindurch manchen Sturm erlebte, bis sie schließlich gänzlicher Vernichtung anheimfiel.

Der Ursprung der Burg liegt weit zurück im Mittelalter. Der schon erwähnte Schriftsteller W. Schneegans, der sich eingehend mit ihrer Geschichte und der ihrer Besitzer beschäftigt hat und von dem auch in zweiter Auflage (Kreuznach, Reinh. Schmithals) ein fleißiges und vorurtheilsloses biographisches Werk über die Sickingen erschien, ist der Ansicht, daß der Name Ebernburg in heidnische Zeiten, und zwar auf den Eber Gullinbursti des altgermanischen Sonnengottes Freyr, zurückweise. Danach soll Ebernburg so viel wie Sonnenburg bedeuten. Ich kann mich dieser Meinung nicht anschließen, denn einmal ist der Nahegau sehr früh christlich geworden, zum andern gab es zu heidnischen Zeiten noch keine eigentlichen Burgen, wenigstens keine in unserem Sinne, und zum dritten scheint uns die Namenswahl der Burg nach

einem so starken, trutzigen Thier, wie der Wildeber ist und war, doch sehr einfach und natürlich. Man hat ja auch so manchen ritterlichen Hochsitz nach Adlern, Falken, Raben, Löwen, Luxen, Wölfen und sonstigem mehr oder minder edlem Gethier benannt, ohne dabei an eine mythologische Bedeutung zu denken.

Nach alten, allerdings sehr dunklen Sagen soll ein Rauhgraf Ruprecht auf der Jagd durch einen wilden Eber in große Bedrängniß gekommen sein; aber plötzlich sei das wüthende Thier durch einen gewaltigen Schwertesstreich gefällt worden, den der Rheingraf geführt habe. Gegen diesen Herrn, der in der Bewerbung um die Hand einer schönen Montfort glücklicher gewesen, als er, habe Ruprecht bisher einen tödtlichen Haß gehegt, der jedoch durch diese edle That so gänzlich umgekehrt worden sei, daß zum Gedächtniß der Stunde über das Thor der Rauhgrafenburg ein steinerner Eber Platz gefunden, nach dem die Burg benannt wurde.

Eine andere Sage erzählt von einer Belagerung, bei der die vom Hunger hartbedrängte Besatzung der Burg durch Schlachten des letzten, mörderlich schreienden Ebers die Meinung beim Feinde erweckte, sie sei noch mit Lebensmitteln reichlich versehen. Die Belagerer seien daraufhin entmuthigt abgezogen. Diese Sage ist keineswegs eigenartig, sie ist, in den verschiedensten Fassungen, manchen Gegenden gemein. Durch sie ist auch der „Schneider: Meckmeckmeck“ und der unpassende Vergleich der biedern Bekleidungskünstler mit dem Gaisbock entstanden. Soll doch einst ein Schneider seine hart belagerte, von Hunger gequälte Vaterstadt dadurch gerettet haben, daß er, als Bock verkleidet, lustig auf der Stadtmauer umhersprang und meckerte. Auch hier seien die Feinde, nachdem sie so von dem Lebensmittelüberfluß der Stadt durch

den fröhlichen Bock augenscheinlich überzeugt, entmuthigt davon gezogen. Den Nachkommen und Berufsgenossen des muthigen Schneiders aber blieb für die patriotische That jenes guten Bürgers nur Spott und Hohn. So dankt die Menschheit oftmals ihren Wohlthätern.

Doch kehren wir zur Ebernburg zurück. Die ältesten Urkunden, in denen sie genannt wird, entstammen dem Jahre 1237. Die Feste war damals, wahrscheinlich als Mitgift, in gräflich Leiningen'schen Besitz gekommen. Fast ein Jahrhundert später ist sie den Rauhgrafen zu Altenbaumburg zu eigen gewesen. Nach dem Tode des Rauhgrafen Heinrich des Aeltern (1330) entspann sich unter den Erben, wie das das so zu gehen pflegt, eine hitzige Fehde, welche zur Zerstörung der Feste führte, die aber bald wieder auferrichtet wurde, um, zu gleichen Theilen, zweien Familien: Sponheim und Blamont, anzugehören. Später, nach neuen Zwisten, ging die Burg durch Kauf in alleinigen Besitz der Sponheims über. Nach dem Aussterben dieser Grafen kam sie an Kurpfalz, von der sie an Reinhard von Sickingen verpfändet wurde. Von nun an erhält sie, die bereits eine reiche und nicht unblutige Vergangenheit hatte, erst ein mehr historisches Interesse für uns. Reinhards Sohn Schweighard, (Schwicker) Oberhofmeister des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, erhielt sie im Jahre 1482 förmlich als Erblehen übertragen, nachdem ihm im Jahre vorher, am 2. März, dort von seiner Hausfrau Margarethe Puller von Hohenburg sein nachmals berühmter Sohn Franz geboren wurde. Dieser war der einzige, männliche Sproß der Familie. (Von seinen fünf Schwestern hatte die älteste bereits den Schleier genommen.) Herr Schweighard, der auch ein Gelehrter und Astronom war, soll dem Söhnchen in dessen Geburtsnacht

das Horoscop gestellt haben, und die Sterne verkündeten, daß Franziskus auf Erden wunderbare Zeit hätte und ein treffliches Ansehen in der Welt bekommen würde, daß sein Ende aber „beschwerlich“ sei. Der Vater glaubte fest an das, was ihm die Sterne verheißen und vertheidigte deren Prophezeihung oft, namentlich auch der Mutter gegenüber. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß von vielen Historikern, so auch von Huttens Biograph D. Strauß, die Annahme vertreten wird, Schweighard sei, weil er den Landfrieden öfter gebrochen, auf Kaiser Maximilians Befehl gefangen und auf der Burg Koppenstein enthauptet worden. Diese Annahme scheint uns um so unsicherer, da die für die Kenntniß von Franz von Sickingens Geschichte so reiche Quelle, die Flersheimer Chronik, ausdrücklich bemerkt, Schweighard sei „zu Landshuett im Beyerischen Krieg gestorben im Amt.“ Und würde wohl der trotzige und eisenköpfige Franz jemals mit dem, der seinen Vater zum Tode verurtheilt, in ein freundliches Verhältniß getreten sein? Bei des Ritters ganzer Characteranlage ist daran nicht im Entferntesten zu denken.

Herr Schweighard widmete der Erziehung des ungestümen, aber trefflich beanlagten Knaben große Sorgfalt, nicht nur in Bezug auf ritterliche Leibesübung, sondern auch auf gelehrte Bildung; namentlich wurde Franz, älter geworden, viel in Geschichte und Kriegswissenschaft unterwiesen. Seine Muttersprache beherrschte er vollkommen, was für die Verhältnisse der Zeit viel sagen will.

Nach des Vaters Tode trat der junge Ritter als einziger Sohn das Erbe an, nämlich die: Ebernburg, Landstuhl und Hohenburg nebst den zugehörigen Dörfern. Auch ein beträchtliches Baarvermögen fand sich vor, welches er in Käm-

pfen durch Beute und Lösegelder bedeutend zu mehren wußte, nicht minder aber auch durch den Betrieb einträglicher Bergwerke, die er im erzreichen Gestein um die Ebernburg herum besaß. Daß er trotz seiner guten Wirthschaft kein Knauser war, beweist einmal die ausgedehnte Gastfreundschaft, die er Bedrängten aller Art stets erwiesen, dann auch der Umstand, daß er nicht nur zur Festigung, sondern auch zur Verschönerung seiner Hauptburg bedeutende Mittel aufwendete und einen fast fürstlichen Haushalt führte. Früh schon hatte er sich mit Hedwig von Flersheim vermählt, einer vortrefflichen Hausfrau, die ihm drei Söhne: Schweighard, Hans und Franz Conrad schenkte, aber leider schon früh an der Schwindsucht starb (1515). Wie sehr er sie geliebt, zeigt die Thatsache, daß er sich nicht wieder verheirathete, obgleich sein großer und glänzender Hausstand wohl einer tüchtigen Hausfrau bedürftig gewesen wäre.

Fränzchen, so hieß Sickingen im Volksmund ob seiner nicht großen Gestalt, wußte sich gleich nach Antritt der Regierung auf seinem Erbe in gebührende Achtung zu setzen, und eine Anzahl glücklicher Fehden erhöhte seinen Ruhm und sein Ansehen so, daß er als einer der letzten und glänzendsten Vertreter des dem schnellen Verfall entgegengehenden Ritterstandes bezeichnet werden darf. Seinen ersten glücklichen Strauß hatte er Anno 1508 mit dem Grafen von Zweibrücken-Bitsch; er verhalf dabei seinem Lehnsmann Georg von Rothalben, der an den reichen Grafen eine Forderung hatte, die dieser nicht zu zahlen gesonnen war, zu seinem Rechte.

Nachher konnte Ritter Franziskus fünf Jahre lang die Waffen beiseite legen, doch ließ er diese Zeit nicht ungenutzt vorübergehen, sondern knüpfte mit den hervorragendsten seiner

Standesgenossen Verbindungen an, die auf ein festes Zusammenhalten der Ritterschaft gegen den Uebermuth der kleinen Fürsten abzielten und denen gewissermaßen schon die Idee einer festen Einheit des Reiches und eine Stärkung des Kaiserthrones zu Grunde lag. Erst kurz vor dem Tode seines Weibes begann für den Ritter die wilde Sturm- und Drangzeit, die fortan sein Leben ausfüllen sollte, und von nun an wurde seine Feste Ebernburg immer mehr und mehr zu einem Felsen im tosenden Meer der politischen und religiösen Wirren. Wie mancher von Sturm und Wellen verschlagene muthige Schiffer hat sich zeitweise auf diesen sichern Felsen gerettet. Nicht nur der hohe Sinn für Gerechtigkeit, der Sickingen stets auszeichnete, sondern vielleicht eben so sehr seine angeborne Kampfesfreude und Fehdelust ließen ihn zum Verfechter mancher guten oder minder guten Sache derjenigen werden, die sich hülfesuchend an ihn wendeten.

Zunächst begann er mit der Stadt Worms, die den reichen „Balthassar Schlör, des bischoflichen hoffs zu Wörms geschwornen Notarii", an seinem Gute hart gekränkt, einen bittern Handel. Als Schlör keinen andern Ausweg sah, hatte er sich an Sickingen gewendet und mit dem Notar auch eine Anzahl anderer, vertriebener Wormser Bürger, die sich dort bei einem Aufstand betheiligt. Der Ritter brachte die ganze Gesellschaft sammt Kind und Kegel auf seinen Gütern unter, und machte den Schlör zu seinem Privatsecretair. Nachdem er sich vergeblich auf friedliche Weise mit der Stadt zu einigen versucht, ihr ebenso vergeblich Befehdung angedroht hatte und, statt Recht, schließlich nur die Aussicht auf des Reiches Acht und schwere Pön (Strafe) erhielt, begann er endlich nach vorausgegangenem Fehdebrief den Kampf mit der Stadt und schädigte sie schwer. Er fing ihr Meßschiff

nach Frankfurt auf, plünderte es aus, nahm die angesehensten und reichsten Wormser Bürger gefangen und ließ sie nur nach Ueberantwortung eines reichen Lösegelds ziehen. Er that überhaupt mit seinen Freunden, worunter auch Götz von Berlichingen*) und Hans von Selbitz den Städtern manchen Tort an. Nach zahllosen kleineren Plänkeleien aber machte er endlich Ernst. Mit 6000 Mann zu Fuß und 1100 Reisigen, in Begleitung einer ganzen Anzahl angesehener Grafen und Herren brach er auf, den Trotz der Wormser zu brechen. Diese hatten inzwischen den Feind beim Kaiser auf alle Art anzuschwärzen gewußt und erwirkt, daß unterm 15. Mai 1515 eine scharfe Acht- und Aberachtserklärung gegen ihn erlassen wurde, um die er sich aber wenig kümmerte, vielmehr mit seinen Genossen die Belagerung schneidig in Angriff nahm. Vorher erließ er einen gedruckten, „wahrhaftigen" Bericht über seine Sache mit der Stadt, den er überall hin versandte. In seinem neuen „feindßbrief" an die Stadt heißt es: „Ich, franciscus von Sickingen Embiete vch Burgemeister Rath vnnd vmb ewernt willen gantzer gemeinde der Statt Worms: Nachdem ich vilfaltig schrifftlich des meyn ver vberflüssig erbar vnnd recht erbieten von vch vnnd den ewern | das mir hat mügen widerfaren | Sonder biß anher mutwilligklich verhaltenn | darzu meinem botten | so ich deßhalb mit erbars Inhalts on helen den brieffen meiner notturfft nach | an alle ewere zünfft geschickt | aber söliche schrifften yne durch die ewere gewaltigklich entnommen | Jr auch vnuerursacht durch ewer onbegrünt anbringen bey keyserlicher majestat Camergericht erlanngt |

*) Die Goethesche Annahme, die Sickingen zu einem Schwager Götzens macht, beruht auf einem Irrthum.

Franz von Sickingen.
(Nach dem Hutten-Sickingen Denkmal.)

mich nechstkhomenden Montags in acht zu erkennen | dero vnnd anderer ewerer vilfel eigenn onerbarn handel halben Wil ich ewer Burgermeister vnnd Raths | abgesagter feynd sein | darzu gantzer gemeinde. Datum Ebbernburg. Anno Domini fünffzehenhundert fünffzehe | Sontags Judica."

Die Stadt bot dem großen Feindeshaufen Trotz und Sickingen ließ sie nun vom 23.—25. Juni gewaltig mit eisernen und steinernen Kugeln bewerfen. Verhandlungen wurden darauf angeknüpft, um den Ritter zum Abzug zu bewegen, aber dem Rath war seine Forderung von 15000 Goldgulden als Preis des Abzugs zu hoch.

Schließlich mußte Sickingen selber die Belagerung aufgeben, da ihm das starke Söldnerheer zu viel Geld kostete. Seine Reiter streiften aber fortwährend in der Gegend und machten manchen guten Fang, der auf der Ebernburg eingeliefert wurde. Auch vieles Lösegeld von einzeln aufgegriffenen Bürgern wurde erpreßt. Während der Fehde hatten sich die in Diensten Frankreichs stehenden Herren von der Mark mit Sickingen, der als ein Geächteter mächtige Verbindungen anzuknüpfen suchte, angefreundet, die zu Beziehungen des als Heerführer hochgeschätzten Ritters zu dem Könige Franz von Frankreich führten. Vorher aber focht Franz im Interesse seines Freundes Gangolf von Geroldseck eine Fehde mit dem Herzog von Lothringen, (der jenen in seinem Eigenthum geschädigt), aus und zwar mit solchem Glück, daß der Herzog den Geroldsecker in allen Punkten zufriedenstellte, eine bedeutende Kriegsentschädigung zahlte und Sickingen ein Jahrgehalt von 300 Goldgulden auf Lebenszeit zusicherte.

Der Huld, die unser Ritter dann bei einem Besuche am französischen Hof genoß, und die sich nicht nur in äußeren

Ehren, sondern auch in dem Geschenk eines Feldherrnstabs, einer güldenen Halskette im Werthe von 3000 Thalern und einem schriftlich zugesicherten Jahrgehalt von 5000 Francs äußerte, lagen verborgene Absichten zu Grunde, denn Monsieur François speculirte auf die deutsche Kaiserkrone.

Inzwischen dachte man in Deutschland an die Vollziehung der über Sickingen wegen seiner Wormser Fehde verhängten Acht und Aberacht, doch löste sich dadurch, daß das Exekutionsheer nicht zu Stande kam, die ganze Angelegenheit in Wohlgefallen auf, nachdem auch der Ritter auf dem Reichstag zu Mainz 1517, wozu ihm freies Geleit bewilligt, seine Sache mit großer Redegewandtheit und Diplomatie selbst geführt und schließlich dem schwergeschädigten Worms einen zweijährigen Waffenstillstand verwilligte. Mit dem alten Kaiser Maximilian söhnte er sich 1518 in Insbruck so vollständig aus, daß der Kaiser erklärte: „Nun, nun, Franz! was geschehen, ist geschehen; es ist ein Mißverständniß gewesen. Ich will Dir ein gnädigster Kaiser sein.“ Ein Jahrgehalt und eine Reiseentschädigung von 300 Ducaten heimste der Ritter obendrein ein, doch mußte er versprechen, sich an dem bevorstehenden Feldzug gegen den aufsässigen Herzog Ulrich von Württemberg zu betheiligen.

Er konnte nun befriedigt nach der Ebernburg heimkehren, doch lange Ruhe war ihm dort nicht beschieden. Es galt, einen Verwandten, den Grafen Philipp Schlüchterer von Erffenstein, gegen die Umtriebe der Metzer zu schützen und ihm zu Recht zu verhelfen. Franz belagerte die Stadt, in der eine furchtbare Hungersnoth ausbrach. In Folge dessen kam es rasch zum Frieden (6. Sept. 1518). Sickingen erhielt für seinen Abzug 25,000 Goldgulden und für sein Heer einen Monatssold. Noch ehe diese Fehde beendigt war,

stiegen neue Wolken auf. Der erst vierzehn Jahre alte Landgraf Philipp von Hessen, resp. die hess. Regierung, hatte sich Rechtsverletzungen gegen Sickingens Freunde und Verwandte zu Schulden kommen lassen und die Ritterschaft, deren Sache gegen die Fürsten zu verfechten ja Franzens eifrigstes Streben war, öfter gekränkt und bedrückt. Sickingen sagte dem Fürsten deshalb, zwei Tage nach dem Metzer Friedensschluß, Fehde an. Er fiel mit den ihm verbündeten Rittern in Hessen ein. Herr Philipp floh nach Gießen, indeß seine Hauptstadt Darmstadt eingeschlossen wurde. Die Beschießung derselben hatte bereits begonnen, als schleunigst Friedensverhandlungen angeknüpft wurden, die damit endeten, daß Ritter Franz mit zahlreichem, erbeuteten Geschütz und eine Kriegsentschädigung von 35,000 Gulden an seinen heimathlichen Herd zurückkehrte. Vorher jedoch pflückte er noch im Vorbeigehen mit der guten Stadt Frankfurt ein Hühnchen. Ein Kreuznacher Bürger hatte einige ihm von Sickingen anvertraute Güter heimlich bei den Frankfurter Juden Heynn und Meyer versetzt. Der Geschädigte forderte vergebens die Herausgabe, und da er nichts erzielte, auch an sich auf die Stadt ergrimmt war, weil sie die Hessen heimlich durch Mehllieferungen unterstützt hatte, so sandte er ihr sofort nach dem Darmstädter Friedensschluß den Fehdebrief. Die Bürger waren übel daran, zumal der Stadthauptmann Jacob von Kronberg, ein Freund des Ritters, sich weigerte, seine Pflicht zu thun. Er erklärte vielmehr, daß „er nit des Gemütes sey, wider franciscum von Sickingen zu dienen.“ Die Stadt wußte sich nun nicht anders zu helfen, als den Feind durch eine Entschädigung von 4000 Gulden zum Frieden zu bekehren. Nunmehr lag es Sickingen ob, dem Kaiser in dem Kriege gegen den trotzigen Ulrich von Württemberg Beistand zu leisten.

Für seine ruhmreiche Betheiligung an diesem Feldzuge wurde ihm später Stadt und Amt Neuburg zu Theil, doch einen größeren Gewinn in geistiger Beziehung brachte ihm der Krieg gegen den Württemberger: Die treue Freundschaft mit Ulrich von Hutten, der auch gegen den Herzog, den Mörder von Huttens Vetter Hans, gezogen war. —

Dasjenige, was ich bisher über Franzens Fehden in flüchtigen Strichen mitgetheilt, könnte den Schein erwecken, als sei Sickingen ein wilder Beutejäger und Raubritter großen Stils gewesen. In der That haben sich manche Geschichtsschreiber im Hinblick auf die fortwährenden Fehden Sickingens verleiten lassen, den berühmten Helden als solchen Raubritter höheren Stils aufzufassen, ganz abgesehen von denen, die den starken Freund der Reformatoren aus tendenziösen Gründen durch eine schwarze Brille betrachteten. Aber Franz, der Schützer der Bedrängten, der biederherzige, tapfere Kriegsmann, der freiblickende, freidenkende, wohlgebildete Geist, verdient wohl von der Geschichtswissenschaft so beurtheilt zu werden, wie ihn Hutten beurtheilte. Dieser schreibt in einem an Arnold von Glauberg gerichteten Briefe aus der Zeit des Krieges gegen den Herzog Ulrich u. a. folgendes:

„Mit größter Güte und Achtung werde ich von unserem Bundeshauptmann Franz von Sickingen behandelt, mehr Humanität habe ich (in Deutschland) in diesem Stande nirgends gefunden. Er hat mich beständig bei sich. Wir schlafen zusammen, und wenn wir in freien Stunden mit einander plaudern, beweist er eine wundervolle Gabe kurzweilig zu erzählen und in leichter anmuthiger Weise zu unterhalten. Die Wissenschaften liebt er wie kein anderer. Er ist ein wirklich großer Mann und werth, daß ihn alle aufs höchste schätzen. Sein hoher Geist bewahrt den Gleichmut in Glück und Un-

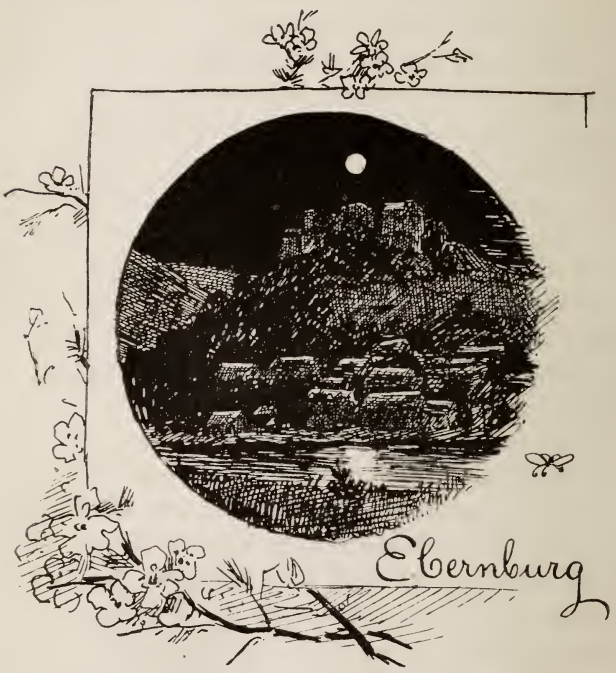
glück. Wenn es sich um bedeutendere Gegenstände handelt, so ist seine Rede gewichtig, seine Gedanken sind nie auf kleinliches gerichtet, sondern stets auf das Große und Bedeutsame; seine Unterhaltung im vertrauteren Umgang ist angenehm; er benimmt sich nie vornehm abstoßend, vielmehr trägt sein Reden und Handeln stets den Charakter verbindlicher Höflichkeit. Wie er selbst eine offene gerade Natur ist, so haßt er allen falschen Schein und leeres Gepränge. Bei den Soldaten ist er im höchsten Grade beliebt; sie bedauern, daß der Oberbefehl über das Heer einem anderen übertragen ist." — Und in einem Briefe vom 5. Juni 1519 an Erasmus urtheilt Hutten über seinen Freund:

„Einen solchen Mann hat Deutschland lange nicht mehr gehabt. Ich hoffe gewiß, daß Franz von Sickingen unserer Nation große Ehre bringen wird. Nichts bewundern wir an den Helden des Alterthums, daß er nicht nachzuahmen sich bestrebte. Er ist einsichtsvoll, beredt und thatkräftig, dabei ausgezeichnet durch seine Umsicht und Betriebsamkeit, wie man sie an Oberfeldherren sucht. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!" — Als Kaiser Maximilian noch während des Württemberger Krieges am 12. Januar 1519 gestorben war, speculirte auch König Franz von Frankreich, der, wie bemerkt, früher schon mit Sickingen in Verbindung gestanden, auf die Deutsche Krone und hoffte diese durch des Ritters Verwendung zu erlangen. Doch jener erinnerte sich seines Wortes, das er bei seiner Aussöhnung dem Kaiser Max gegeben, und nahm jetzt die Gelegenheit wahr, dem listigen Franzosen heimzuleuchten. Dieser hatte kurz vorher auf Veranlassung der Mailänder, an denen sich Franz dadurch für eine an sie habende Forderung schadlos hielt, daß er einige ihrer auf die Frankfurter Messe ziehende Kaufleute

niederwarf, von Sickingen, als seinem Dienstmann, Rechenschaft gefordert. Der aber hatte schnöde erwidert, daß sich in Deutschland eben so viel Rechtspflege finde, wie in Frankreich, auf welche Antwort ihm dann sein französisches Jahrgehalt entzogen wurde. Nichtsdestoweniger suchte der König den Ritter bald wieder für seine deutsche Thronandidatur zu gewinnen, indem er ihm durch eine eigene Gesandtschaft, die mit großem Pomp auf der Ebernburg eintraf, 3000 Kronenthaler und eine lebenslängliche Jahresrente von 8000 Sonnenkronen anbieten ließ. Doch Franzens Vaterlandsliebe siegte über die Versuchung. Er wies die gleißende Lockung zurück; und als mehrere deutsche Rheinfürsten rüsteten, die Wahl des Franzosen durchzusetzen, wußte er den nationalen Gedanken in seiner Partei groß zu ziehen und zu hegen, wußte, im Verein mit andern echt deutsch gesinnten Herren, durch sein starkes Heer „all die Wähler, die sieben" so einzuschüchtern, daß sie Karl V., den Enkel des verstorbenen Kaisers und Sohn des Erzherzogs Philipp von Oestreich, zum Kaiser kürten.

Er wußte sich dem neuen Herrscher weiter durch ein bedeutendes Darlehen zu verpflichten. Karl wollte ihn in den Grafenstand erheben, aber der Ritter, der stolz auf den selbsterworbenen Ruhm seines Namens war, wies diese Würde zurück, nahm aber den Titel eines kaiserlichen Raths, Kämmerlings, Hauptmanns und Dieners an. Die bezügliche Urkunde, ausgestellt am 23. Oct. 1519 zu Brüssel, redet in warmen Worten von Sickingens Verdiensten um das kaiserliche Haus und preist seine Tugend, Ehrbarkeit, Mannheit, Geschicklichkeit, sowie seinen Fleiß und guten Verstand. Der Ritter wurde hernach, zugleich mit Heinrich von Nassau, ausersehen, die Franzosen, die sich dem Reiche feindlich erwiesen, zu züchtigen. Die Deutschen fielen in Frankreich ein, eroberten

Mouſſon, wurden aber vor Mezières, welches gegen Sickingens Rath angegriffen wurde und den Helden Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, zum Vertheidiger hatte, zum Rückzug genöthigt. Bayard hatte es nämlich verſtanden, zwiſchen den beiden feindlichen Heerführern wilde Eiferſucht zu er-



regen und dieſem Umſtand hauptſächlich iſt das Mißglücken des ſo günſtig begonnenen Feldzuges zuzuſchreiben.

Wir haben den Ritter bisher durch eine Reihe kriegeriſcher Jahre begleitet und müſſen ihn nun endlich auch einmal in einem andern Lichte betrachten, als in dem des her-

vorragenden Kriegers und in dem eines der letzten Vertreter einer entschwindenden Zeit, eines leuchtenden Sterns des verlöschenden Ritterthums. Sickingens historische Gestalt zeigt gleichsam einen Januskopf. Mit dem einen Antlitz schaut er in die Vergangenheit, traurig trutzigen Auges, daß seines Standes eigentliche Blüthe vorbei, mit dem andern blickt er hoffnungsvoll und freudig in das Morgenroth der neuen Zeit.

Seiner Einsicht konnte der Verfall der Kirche nicht verborgen bleiben und ihm, wie jedem freien Geist, mußte ihre „Reformation an Haupt und Gliedern" wünschenswerth erscheinen. Die neuen Ideen Luthers fanden Wiederhall in seinem Herzen; aber mehr noch als die Reformationsbewegung mochte ihn die Kühnheit des Wittenberger „Mönchleins" einnehmen, mit dem er sich in dieser Beziehung geistesverwandt fühlte. Hutten besonders hatte ihn mit den Absichten Luthers und den Reformationsgedanken vertraut gemacht und bald wurde er ihr erklärter Anhänger, so zwar, daß er einigen ihn abmahnenden Freunden erklärte: Die Sache, welche er vertheidige, sei gar nicht bedenklich oder zweifelhaft, denn es sei die Sache Christi und der Wahrheit. Auch verlange es das Wohl des deutschen Vaterlandes, daß Luthers und Huttens Rathschläge gehört und der wahre Glaube vertheidigt werde. Damit nicht genug; seine schwertgewohnte Hand griff sogar zur Waffe des Geistes, zur Feder, um seinem Schwager Dietrich von Handschuchsheim über einzelne Fragen der neuen Lehre Aufklärung zu geben, so über den Genuß des Sacraments in beiderlei Gestalt, über die Messe, über den Austritt aus den Klöstern, die Anrufung der Heiligen und über den Bilderdienst.

Sickingen, der schon immer der Anwalt der Bedrückten gewesen, wurde nun auch Schützer derer, die ihrer religiösen

Meinung wegen Verfolgung erlitten. Die fahrenden Ritter des Geistes, die nach mancherlei Abenteuern, oft von allem entblößt, wie ein Wild gehetzt, seine Hülfe in Anspruch nahmen, fanden in ihm den opferwilligsten Freund und seine festen Burgen, besonders die Ebernburg, wurden, nach Huttens Ausdruck: Herbergen der Gerechtigkeit. Hutten selbst war der hervorragendste unter den Verfolgten, die gute Rast bei ihm fanden. Im September 1520 scheint er auf der Ebernburg eingetroffen zu sein, nachdem er durch römische Umtriebe seiner Stellung bei dem sonst freisinnigen Bischof Adalbert von Mainz verlustig gegangen und seines Lebens nicht mehr sicher war. Denn sein ganzes reformatorisches Wirken hatte in der heiligen Stadt nicht so viel böses Blut gemacht, als die Kühnheit, mit welcher er des großen italienischen Gelehrten Laurentius Valla († 1457) Schrift über die Schenkung des Kaisers Constantin neu herausgab und sie sogar dem Papste Leo X. zueignete. In dieser Schrift wird auf das schonungsloseste klar gelegt, daß jene Schenkung, auf welche der weltliche Besitz der Kirche fußte, nur ein Hirngespinnst sei.

Wie früher schon im Felde, so belehrte nun Hutten den Freund auch auf dessen Feste weiter über das Wesen und die Ziele Luthers und schrieb an den langen Winterabenden auf der Ebernburg seine geharnischten Sendschreiben, die gleich Feuerflammen durch die Lande flackerten, überall zündend und der guten Sache der wahren Religion und des Vaterlandes neue Anhänger werbend, vorhandene Schäden aber grell beleuchtend. Die Sprache der Gelehrten, deren er sich früher bedient, vertauscht er in diesen Schreiben an Deutschlands Fürsten, Adel und Volk mit gutem Deutsch und dieses Deutsch, so scharf und wuchtig, wie das Schwert, mit dem

Hutten einst in Italien vier seinen Kaiser schmähenden Franzosen die Wege gewiesen, verstand ein jeder. Diese Schriften sind wahrscheinlich auch durch eine eigens angeschaffte Presse auf der Ebernburg gedruckt worden. Wie sehr die letztere zu jener Zeit, gleich Wittenberg, als Hochsitz der Reformation betrachtet wurde, mag der Umstand beweisen, daß Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und Sickingen gepflogen wurden, auf dem Wormser Reichstage nur weltliche Fragen zu erledigen, auf der Ebernburg aber die Schlichtung der religiösen Angelegenheiten zu versuchen. Dazu kam es nicht, aber Sickingen hat auch dem kühnen Mönche, der dahin wanderte, wohin er beschieden, Schutz und Sicherheit in seiner Herberge der Gerechtigkeit angeboten. Ueber die Verhandlungen auf dem Reichstage waren die beiden Freunde auf der Ebernburg stets genau unterrichtet.

Bald genug kamen sie zu der Ueberzeugung, daß sie mit ihren religiösen und politischen Plänen bei dem kaltsinnigen Kaiser, der die Rathschläge seines Rathes Sickingen unbeachtet ließ, kein Glück hatten und daß sie auf sich selbst und die Hülfe ihrer Freunde angewiesen seien, wollten sie die erstrebte Einigung des Vaterlandes in politischer und religiöser Hinsicht erreichen und Deutschland die bürgerliche Freiheit verschaffen. So rüstete denn Sickingen auf Huttens eifriges Zurathen zum Kampf, um zunächst gegen den Hauptgegner der neuen Zeitrichtung, den mächtigen Kurfürsten Richard von Trier, zu ziehen.

Von Huttens Aufenthalt auf der Ebernburg redet heute noch der Name eines reizenden Thales am rechten Ufer der Nahe. Dort soll sich der Reformator und Dichter oftmals ergangen haben, um seine Gedanken auszuspinnen.

Hutten war der bedeutendste, nicht aber der einzige

Schützling und Gast Sickingens. Nicht nur, daß hochgebildete und hochstehende Männer dort oben oft besuchsweise einsprachen, um über die wichtigsten Fragen Raths zu pflegen; auch verfolgte Lehrer des neuen Wortes fanden reiche Gastfreundschaft und eine Freistatt. So begegnen wir dort dem Schweizer Reformator Johannes Hußgen (Oecolampadius), der eine Zeitlang als Burgcaplan auf der Feste angestellt war, die Messe zum Theil deutsch las und dort die erste evangelische Predigt hielt, während die letzte, kurz vor Uebergabe der Burg von Kaspar Adler (Aquila), dem Freunde Luthers und Mitübersetzer der Bibel gehalten wurde. Dieser Reformator wäre, wie die Sage erzählt, auf der Burg beinahe zu einem evangelischen Blutzeugen geworden. Denn als sie nach dem Tode ihres Herrn von den verbündeten Fürsten belagert wurde, wollte einer der Besatzung aus Aberglauben von dem Prediger eine hereingeflogene Kugel getauft haben. Aquila weigerte sich dieser Handlung als einer gottlosen, worauf er von den Spießgesellen des seltsamen Taufvaters köpflings in einen weitseeligen Mörser gesteckt wurde, um in die Luft geschossen zu werden. Zum Glück versagte das Zündkraut und ein herbeieilender Führer zog den Aermsten an den Beinen aus dem Geschütz hervor. „Ich will sie dennoch nit täffen", soll das erste Wort gewesen sein, welches der kaum befreite, starkherzige Gottesmann darauf sprach.

Weiterhin sind als Schützlinge und Gäste Sickingens noch besonders hervorzuheben Johann Schweblin, der Reformator der Zweibrückischen Lande, der zeitweise auf Landstuhl wirkte und dem dort von seinem Herrn auch die Hochzeit ausgerichtet wurde, dann Martin Butzer (Bucer) der nochmals bei der Einführung der Reformation in England so überaus thätig war und 1551 zu Cambridge, wie manche

Geschichtsforscher annehmen, an Gift starb. Maria Stuart ließ fünf Jahre später in fanatischem Eifer die Gebeine des „Ketzers“ ausgraben und verbrennen.

Alle diese Männer standen bei ihrem Schutzherrn zeitweise in Brod und Ehren, bis ihr wechselndes Geschick sie wieder weiter trieb. —

Sickingen hatte, wie bereits erwähnt, zum Kampf für die Verfechtung seiner und Huttens hochfliegender Pläne gerüstet und war in raschem Siegeszuge vor Trier gerückt. Aber sein Glück und seine glänzende Laufbahn neigten dem Ende zu. Er mußte die Belagerung bald aufgeben und sich vor der Uebermacht des zum Entsatz heranrückenden Landgrafen Philipp von Hessen und des Pfalzgrafen, dem er doch stets ein treuer Diener gewesen, zurückziehen. Es galt den Kampf der Verzweiflung, aber dennoch verzweifelte der Kühne nicht und hoffte auf die Hülfe der Ritterschaft, die aber zum größten Theil genug zu thun hatte, sich selbst gegen die erbitterten Fürsten zu wehren. So zog sich denn Sickingen auf seine feste Burg Landstuhl, auf die ich in einem späteren Aufsatz zurückkommen werde, zurück, nachdem er vorher seine guten Freunde (auch Hutten, der schwer leidend war und bald darauf in seiner einsamen Freistadt, der Insel Ufnau, verstarb), entlassen hatte. Er wollte sie nicht in sein Schicksal verwickeln, das nun schnell über ihn hereinbrach. Den vereinten Streitmächten der drei verbündeten Fürsten, und sonderlich den vortrefflichen Mörsern und Feldschlangen des Trierischen Erzbischofs vermochte selbst die starke Feste Landstuhl mit ihrem Hauptthurm von 20 Fuß Mauerstärke, vermochte der Heldenmuth Sickingens nicht zu widerstehen. Nachdem sein Bollwerk in Trümmer geschossen, nachdem er selbst auf den Tod verwundet war, übergab er die Burg. In einer

kugelsicheren Felsenhöhle trafen die Sieger den sterbenden Löwen, der kurz darauf verschied. „Und wie er in der Zeit seines Lebens sein männlich, ehrlich und trutzig Gemüth gehabt, das hat er auch bis in die Stunde seines Todes beibehalten", berichtet sein Schwager Philipp von Flersheim.

Gleich dem Landstuhl, so fiel auch bald die starke Ebernburg mit einer schier königlichen Beute und großem Kriegsvorrath in die Hände der Fürsten. Sie zerstörten die Feste gänzlich und theilten sich nachher in sämmtliche Besitzungen des überwundenen Feindes, so daß dessen drei Söhne als recht- und habloſe Ritter lange Jahre in fremden Diensten, allerdings nicht unrühmlich, einherfahren mußten.

Endlich nach 19 Jahren nahm sich der Kaiser ihrer an und sie erhielten die väterlichen Besitzungen zurück. Die zerstörten Burgen wurden wieder aufgebaut. Die Ebernburg kam in Besitz des zweiten und tapfersten Sohnes Hans, nach dessen Tode der in den Reichsfreiherrnstand erhobene Conrad von Sickingen, der dritte Sohn, die Feste erhielt. Sie ist lange Zeit im Besitz der Familie geblieben, aber nicht immer haben die Sickingen zu Ebernburg der rühmlichen Ueberlieferung ihres Geschlechts Rechnung getragen. Im dreißigjährigen Krieg vermuthlich traten die Burgherrn wieder zur katholischen Kirche über, drückten ihre evangelischen Unterthanen auf die grausamste Weise und erwiesen sich auch wohl, wie z. B. Herr Franz Friedrich von Sickingen um die Wende des 17. Jahrhundert, als arge Bauernschinder. Im Orleans'schen Kriege wurde die Stammburg von den Franzosen besetzt, aber am 27. Sept. 1697 von den Deutschen unter dem Herzog von Württemberg erobert und später, nach den Bestimmungen des Friedensabschlusses zu Ryswyck, geschleift. Die burglosen Burgherren setzten inzwischen bis zu ihrem

HIC DISCERNE REGEM Â RUSTICO.

Turgida qui tollis pomposo lumina fastu, Dic quondam quis Rex, sive colonus erat.

Der du so hoch stolzirst herein,
mit übermuht und kleiderschein,

Sag mir wass sey der todenkopff,
Eins königs oder armen tropff.

(Nach einem Stich aus Meißners thesaurus, Frankf. 1624.)

letzten Sproß Karl Ferdinand ihr wenig rühmliches Treiben fort, bis der letzte Sickingen der Ebernburger Linie, Karl Ferdinand, 1768 starb. Da er keine Leibeserben hinterließ, fiel seine Besitzung an die Lehnsherrschaft Kurpfalz und Baden zurück, welch erstere sie später durch Vertrag allein übernahm.

Von den beiden übrigen Zweigen der Familie, die im Jahre 1773 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, blüht der eine, der von Sickingen-Hohenburg, heute noch in Oesterreich, die Sickingen zu Sickingen aber sind mit dem 1760 gebornen Grafen Franz in ihrem Mannesstamme auch ausgestorben. Dieser letzte war durch schlechte Wirthschaft von seinem einstigen Reichthum ganz herabgekommen, so daß er schließlich halb und halb von der Gnade eines Bauern leben mußte, der des Grafen letztes Gütchen in Sauerthal erst gepachtet, dann gekauft hatte. Der Stolz und das Selbstbewußtsein seines Geschlechts war bei diesem Sickingen zu krankhaftem Dünkel entartet. Er, der Bettler, hielt sich seinen eigenen Privatsecretair, und eine einträgliche Hofstelle die ihm vom Kaiser zu Wien angeboten wurde, wies er mit der Begründung zurück, ein Sickingen diene nicht, sondern lasse sich nur bedienen. Trotz dieses hochfahrenden Sinnes ist der Graf doch schließlich ziemlich verkommen und verwildert. Er starb im Jahre 1836 auf jenem Bauerngütchen bei Lorch. In seinem Nachlaß fand sich ein silberner Becher

mit dem Sickingischen Wappen. Es soll der Leibbecher seines berühmten Ahnherrn gewesen sein. Die Reliquie hat der Vater des jetzigen Wirths auf der Ebernburg erstanden und droben wird sie den Fremden als Schaustück gezeigt. Dem letzten Grafen Franz aber hat ein unbekannter „Freund der Geschichte" einen Grabstein mit dem Namen und dem Wappen des Geschlechts errichten lassen. Auf der Rückseite steht die einfache aber ergreifende Bemerkung eingemetzt:

„Er starb im Elende."

So viel von der Geschichte der Burg und der ihrer Herren.

* * *

Die große Zeit der Einigung unseres Vaterlandes läßt die Nation weit zurückschauen in jenes Jahrhundert, wo eine solche politische Einigung bereits von großen Männern ersehnt und erstrebt wurde. Es lag im Zuge unserer Zeit, daß der Wunsch auftauchte, dem Bilde des heutigen Germaniens, dem stolzen Denkmal auf dem Niederwalde, auch ein Bildniß der Männer gegenüberzustellen, die mit Thaten und Worten vor fast vierhundert Jahren den Samen ausstreuten, der langsam, aber stetig zu jenem herrlichen Baum erwuchs, unter dessen Schatten nun Völker friedlich weilen.

Die erste Anregung zu einem Denkmal für die beiden Reformationshelden Hutten und Sickingen gab das Frankfurter Journal in seiner Nummer vom 21. April 1885. In einem Leitartikel gedachte dort Herr Gerichtsrath Wilhelmi der Wiederkehr des drei Jahre später stattfindenden, dreihundertjährigen Geburtstags Huttens, des großen Vorkämpfers bürgerlicher und geistiger Freiheit. Er schloß seinen Artikel mit den Worten:

„Wohl fragt es sich aber, ob es nicht eine Pflicht der deutschen Nation wäre, dem muthigen Geistesritter ein Denkmal zu setzen, welches in drei Jahren am Säculartag zu enthüllen wäre, — vielleicht an den Trümmern der Ebernburg, woselbst er so lange bei seinem Freund und Beschützer Franz von Sickingen Zuflucht gefunden, auf der Ebernburg, der ‚Herberge der Gerechtigkeit', die von steiler Höhe auf die lieblichen Ufer der Alsenz, der Nahe und des Rheins niederschaut. Hoffentlich fehlt es im Deutschen Reich nicht an einigen patriotischen Männern, welche diese Schuld der Dankbarkeit abtragen, sei es auch nur durch Aufrichtung eines mit der Büste des großen Dichters und Patrioten geschmückten Gedenksteins." *)

Diese Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Doch nicht mit einer einfachen Büste wollte unser Volk den Dank an Hutten abtragen; ein hohes Erzbild sollte dem Helden der Feder errichtet werden und zugleich dem schwertgewaltigen Freunde und Förderer der Reformation: Franz von Sickingen. Patriotische Männer nahmen die Sache thatkräftig in Angriff und im Juni 1885 fand auf der Ebernburg die erste Ausschußsitzung statt. In erster Linie ist es dem unermüdlichen Wirken des K. Hofbuchhändlers Herrn Schmithals in Kreuznach, in Verbindung mit den Herren: Landrath Agricola und Gymnasialdirektor Dr. Hollenberg zu danken, daß, schon drei Jahre nach der ersten Anregung, der Grundstein zu dem Denkmal gelegt werden konnte. Freilich wäre ohne

*) Die betr. Nummer des Frankf. Journals, sowie auch ein kürzerer Auszug des vorliegenden Heftchens, der als Festnummer der Didaskalia erschien, wurde u. a. mit in den Grundstein des Denkmals eingelegt.

ein reges Interesse Alldeutschlands eine so schnelle Ausführung des vaterländischen Gedankens kaum möglich gewesen.

Das Hutten-Sickingen-Denkmal.
(Nach dem ersten Entwurf von C. Cauer.)

Der erste Entwurf zu dem Denkmal rührt von dem bewährten, nun verstorbenen Kreuznacher Bildhauer Carl Cauer her, der ihn zu Anfang der sechsziger Jahre machte,

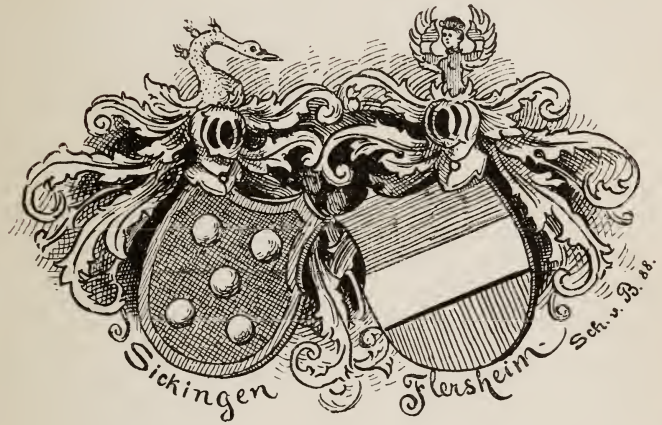
ohne freilich zu ahnen, daß seine Skizze einst eine Wiedergeburt als erzenes Hochbild feiern würde. Als nun aber der Plan zur Errichtung des Denkmals feste Form erhielt, griff man auf die kleine Gelegenheitsarbeit des Meisters zurück. Nachdem man ein Urtheil von vier der berühmtesten Bildhauer über dies Modell eingeholt, übertrug man den Söhnen Cauer's: Robert, Hugo, Ludwig und Emil die Ausführung der Gruppe, die, mit geringer Abweichung, das Abbild der erwähnten Skizze ist. Prof. Albert Wolff in Berlin stand den vier Künstlern mit seinem Rathe bei.

Das Werk zeigt uns die beiden großen Männer in ihrer Eigenart. Hutten, der Mann der Feder, hält eine Rolle in der erhobenen Rechten und schreitet, gleichsam belehrend, neben seinem Freunde her, sich leicht auf dessen gepanzerte Achsel stützend. Sickingen, dessen trotzig-kühnes, geistvolles Antlitz verräth, daß er sich für des Freundes Ideen begeistert und jegliches Hinderniß in muthigem Kampfe beiseite räumen möchte, greift an sein breites Schwert. Auch in der Kleidung sind die beiden Ritter ihrer Bedeutung nach unterschieden. Hutten trägt eine geschmackvolle, fast bürgerlich schlichte Gelehrtentracht, aber Sickingen tritt uns in reicher, prächtiger Rüstung entgegen. Eine breite Feldbinde geht über seine Brust und in seinem linken Arm liegt, in schönen Falten herniederfließend, der Rittermantel. Seine Rüstung ist eine genaue Nachbildung des Originals, welches früher die Waffensammlung des Prinzen Karl von Preußen (Bruder Kaiser Wilhelms) zierte und jetzt im Berliner Zeughause aufbewahrt wird.

Dicht unter der Mauer der Ebernburg, in strahlendem Glanze von dieser hervortretend, wenige Meilen nur entfernt von der ehernen Germania des Niederwalds, wird dieses

Bildniß, wie jenes, noch in fernen Tagen reden von des Vaterlandes Macht, Größe und Einigkeit, und wird das Wort zur Wahrheit machen:

Wohl dem Volke, das seine großen Männer ehrt!



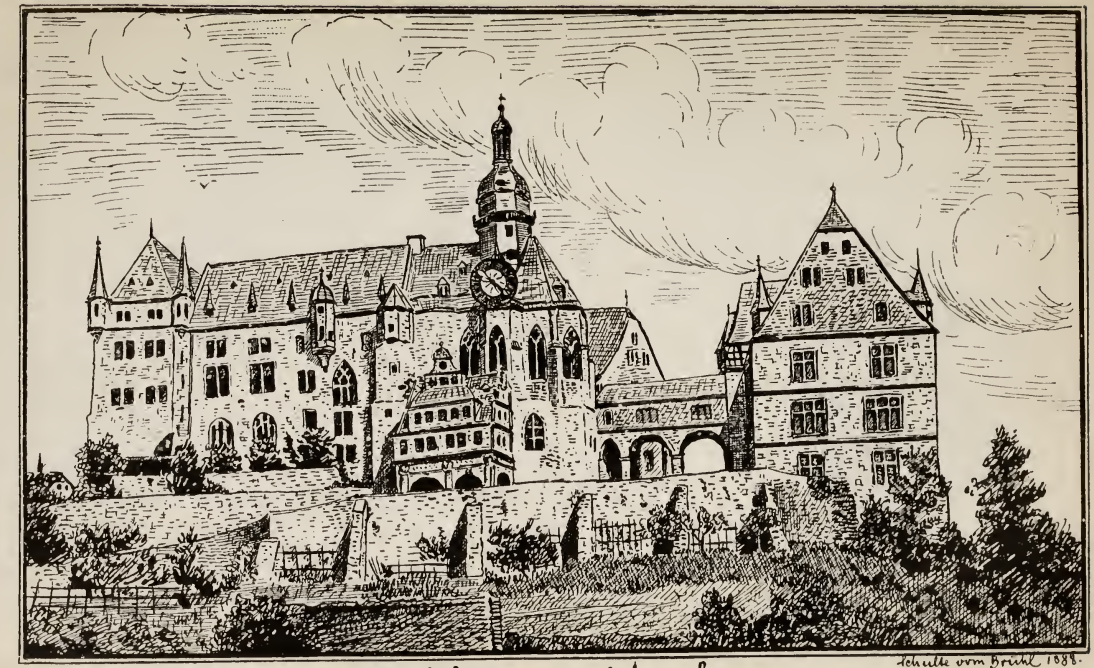
Die Marburg.

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.



Das Schloss zu Marburg.

Es war mir das besondere Vergnügen zu Theil geworden, auf einige Stunden der Gesellschaft hochberühmter und hochgestellter Personen gewürdigt zu werden. Darunter befanden sich u. a. der Kaiser Karl V., der Landgraf Philipp von Hessen, der Kurfürst Friedrich von Sachsen, der Erzbischof Albrecht von Mainz, ferner Sickingen, Frundsberg und sogar die Reformatoren Luther und Melanchthon. Daß ich dabei

einige Bilderstürmer, Schwärmer, Bauern, Mönche und andere Trabanten mit in den Kauf nehmen mußte, die, ebenso wie die vorhin genannten, besser gestellten Adamssöhne im Chor der Stadtkirche zu Gießen umherschauspielerten, that nichts zur Sache. Es handelte sich um eine Aufführung des Herrig'schen Lutherfestspiels, und mit der Würde jener stolzen Namen hatten sich einfache Studenten unserer Tage und andere Unterthanen umgürtet. Der schlichte Ernst und die markige Kraft des Festspiels aber waren wohl im Stande, den Geist zurückzuführen in eine vergangene Zeit, die in wildem Kampfe mit den finsteren Gewalten früherer Jahrhunderte rang und in welcher das kernige Wort und das blanke Schwert mächtig für bürgerliche und geistige Freiheit kämpften.

Wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts sind verwöhnte Zeitgenossen. Zu jeder dramatischen Schilderung wollen wir, wo es angeht, wenigstens einen Ersatz der natürlichen Umgebung vor Augen haben und die naive Einfachheit einer Shakespeare'schen Bühne will uns nicht recht mehr genügen. Ich war deshalb auch herzlich zufrieden, daß ich mir ohne große Mühe zu der decorationslosen Aufführung in der Kirche zu Gießen nachträglich eine historische Scenerie schaffen konnte, nämlich durch den Besuch der wenige Stunden oberhalb an der Lahn liegenden Stadt Marburg und ihres Schlosses, welch letzteres in der Reformationsbewegung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

In kurzer Zeit führte mich das schnaubende Eisenroß dem Städtchen entgegen, das wie eine Reliquie aus uralten Zeiten im neuen deutschen Reich ein romantisches Dasein fristet. In der That muthet uns Marburg, diese reizvolle Bergstadt, ganz mittelalterlich an. Die spitz in die Höhe weisenden Kirchthürme, die hochgegiebelten Häuser, die dort so selbst-

bewußt den Schloßberg hinansteigen, und schließlich droben auf der Höh' die gewaltige vielgestaltige Masse der einstigen Landgrafenburg, dies alles gewährt einen ungemein malerischen Anblick. Man genießt ihn in der ausgiebigsten Weise, denn die Bahn windet sich respektvoll in weitem Bogen um die mittelalterliche Herrlichkeit herum, so daß man genau sieht, wie das Häusergewirr hufeisenförmig den mächtigen Schloßberg umkränzt, der als ein baumreicher Rücken, von Westen her sich erstreckend, hier seinen Felsenfuß trutziglich ins grüne Thal setzt.

Ob die Herrschaften, die ihn in altersgrauen Tagen mit Mauern und Zinnen krönten, sich diesen Ort wohl aus naturfreundlicher Gesinnung ausgewählt? Es ist nicht wohl anzunehmen, aber gewiß werden sie das Landschaftliche, das sich ihnen von ihrem Hochsitze aus bot, als eine angenehme Zugabe empfunden haben. Um Marburg drängt sich eine Fülle von Schönheit zusammen. Gezackte, waldbestandene Höhen ringsumher, wogende Felder, reiche Gärten allenthalben und in der Thalebene die schimmernde vielarmige Lahn. Und wie angenehm ruhen sich die Blicke nach einem Spaziergange durch diese Schönheiten auf den saftig grünen Wiesen aus.

Diese Bemerkungen drängten sich mir auf, während ich noch vom Wagenfenster aus die Gegend überschaute. Der Bahnhof ist inzwischen erreicht und neben den Reisenden, die in der civilen Kleidung des gebildeten Europäers die Straße zur ehrwürdigen Hauptstadt Oberhessens betreten, machen sich eine große Anzahl seltsamer, weiblicher Gestalten bemerklich, die sich durch äußerst kurze Röcke und ein curioses Nestchen auszeichnen, das sie mit breiten Bändern droben auf ihrem Haupte festgebunden tragen und das den Zweck zu haben scheint, ein dünnes Zopfkrönchen vor den Blicken der Mitwelt

bescheiden zu verstecken. Das seltsamste an diesen Hessinnen in Volkstracht aber ist der mächtige Umfang ihrer Hüften. Es geht die Sage, die ländlichen Damen trügen um den Leib

einen Wulst, damit das faltenreiche Röckchen recht schön darüber niederfalle. Ein Einwohner Marburgs sagte mir, dieser Wulst bestünde aus Hede, und gern überlasse ich ihm den

wissenschaftlichen Beweis dieser Behauptung. Die seltsame Landestracht vermag übrigens die Aufmerksamkeit nicht lange abzulenken, denn das stolz herniederschauende Schloß auf dem Bergesrücken und drunten die nicht minder herrlich aufragende Elisabethenkirche nehmen sie bald ganz in Anspruch. Beide Bauwerke stehen in vielfachen Beziehungen zu einander, hauptsächlich dadurch, daß viele der hessischen Landes-Fürsten, die droben herrschten, hier drunten ihre letzte Ruhe fanden. Auch die heilige Elisabeth, die Stammmutter des hessischen Fürstengeschlechts, hat später in dieser Kirche ihre Schlummerstätte gefunden und noch wird der prächtige Sarg, der ihre Gebeine einst barg, in der Sakristei an der Nordseite hinter einem hohen Eisengitter aufbewahrt. Ich werde weiterhin noch auf die Beziehungen der Heiligen zu Marburg zu reden kommen und will mich einstweilen mit diesbezüglichen Betrachtungen von meiner Bergfahrt zum Schlosse nicht abhalten lassen. Die Wanderung zur Höhe ist bei heißem Sommertag nicht ganz unbeschwerlich, aber sie ist dankbar und abwechslungsreich und die steilen Straßen bieten manchen bunten Anblick. Von der „Couleur" der unterschiedlichen Studenten, die in den Hörsaal oder in die Kneipe wandern, sei dabei ganz abgesehen, aber die Bauart der Häuser lenkt durch ihre malerische Wirkung fortwährend die Aufmersamkeit auf sich. Die hessischen Fachwerksbauten,*) ohnehin in den Kreisen der Künstler und Architecten weit berühmt, zeigen hier einige ihrer schönsten Vertreter in hochgegiebelten Häusern, deren dunkles Gebälk zum Theil schön geschnitzte Ver-

*) Ein für Kunstfreunde hochinteressantes und schönes Werk über diese Bauten ist von L. Bickell unter dem Titel „Hessische Holzbauten" in der N. G. Elwert'schen Verlags-Buchhandlung in Marburg herausgegeben worden.

zierungen aufweist und das einen wirksamen Gegensatz zu den oft weiß getünchten, oft bemalten oder mit Wappen und Spruchbändern in Scrafitto-Manier versehenen Fachwerksfeldern steht. Diese zu langer Straßenzeil vereinigten Gebäude geben, zumal, wenn sie von der Sonne grell beschienen werden und kräftige Schlagschatten werfen, groteske, phantastische Architecturbilder. Die überall vorspringenden Dächer und Erker, die Ueberkragungen, Balkenköpfe und Dachrinnen tragen das ihrige dazu bei.

Stets schauend und bewundernd überwindet man leicht den steilen Anstieg der Straßen und gelangt bald in den Bereich des Schlosses. Freilich muß man, wenn man auch die äußersten Mauern seiner Gärten und Terrassen schon erreicht hat, noch immer ein tüchtiges Endchen steigen, ehe man bei den ausgedehnten Gebäuden anlangt, aber jede Biegung des Weges zeigt das stolze Bauwerk in einer neuen, reizvollen Ansicht. So kommt man, von Norden ansteigend, an den ersten vorgeschobenen Posten jenes Heeres von Mauern und Zinnen, an den Hexenthurm. Er ist ein niedriges, rundes Bauwerk mit sehr dicken Mauern, aus denen einige stark vergitterte, kleine Fensteröffnungen wie finstere Augen ins Land hinausschauen.

Wahrscheinlich in der letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts unter Heinrich III. als Vertheidigungs- und Befestigungswerk aufgeführt, diente er später als Gefängniß und seine Name sagt schon, welche Unglücklichen, dem Wahn einer mit Blindheit geschlagenen Zeit verfallen, in ihm gemartert wurden. Im Archiv des Schlosses finden sich zahlreiche Acten dieser schrecklichen Hexenprocesse. Es ist zwar eine geschichtliche Thatsache, daß im Hessischen diese Gerichtsverhandlungen mit besonderer Sorgfalt geführt und daß die betreffenden Acten

stets zur Begutachtung an die Marburger Hochschule eingesandt wurden, aber wie ein teuflisches Hohngelächter gegen diesen Appell an den Sitz der Wissenschaft klingt doch der vielsagende Name jenes Thurmes. Und was hat es wohl den armen, armen Weibsbildern, die am Rabenstein auf dem Kapplerberg als Hexen „gebrannt“ wurden, genutzt, daß nur „nach Ur-

theil und Recht“ gegen sie verfahren wurde. Doch vorüber an diesem unförmlichen Zeugen menschlichen Irrwahns und überthierischer Grausamkeit.

An einigen bedeutungslosen Gebäuden vorbeischreitend, gelangt man an den interessantesten Theil der einstigen, landgräflichen Hofburg, an den in frühgothischem Stil aufgeführten Saalbau. Er wurde im Jahre 1288 unter Heinrich I. begonnen und fast 25 Jahre später vom Landgrafen Ludwig beendet. In zwei gewölbten Geschossen erhebt er sich über dem Keller. In den beiden Sälen des ersten hat der hessische Geschichtsverein eine Menge mittelalterlicher Gegenstände von kunst- oder culturhistorischer Bedeutung zusammengebracht. Auch andere Räume des Schlosses mußten zur Aufnahme dieser reichen Sammlung dienen. Im zweiten Geschoß befindet sich der durch seine Schönheit berühmte Rittersaal,

Schloss Marburg von Nord-West

in dem vier mächtige, achtkantige Steinpfeiler die hohen Kreuzgewölbe der Decke tragen. Von den breiten, gothischen Fenstern des Saales aus, in deren Nischen kleine Steinbänke zum beschaulichen Ausblick einladen, hat man eine wunderbare Fernsicht nach Norden und Westen. Doch auch das Innere des Saales, der vor mehreren Jahren restaurirt wurde, bietet des Sehenswerthen mancherlei, so namentlich die herrlich geschnitzten und mit Intarsien reich versehenen Thüren an der Ost- und Westseite, wahre Prunkstücke der Hochrenaissance, welche 1572 und 73 unter der Regierung Ludwigs IV. angefertigt wurden. In neuen, dem Inhalt

entsprechenden, schön ausgelegten Actenschränken, die in langen Reihen durch den Saal laufen, werden die kostbarsten Urkunden des auf dem Schloß vereinigten hessischen Gesammtarchivs verwahrt, namentlich unschätzbare Handschriften aus

Südliche Thür im Rittersaal.

der Karolinger- und der Reformationszeit und der des dreißigjährigen Kriegs.

Der Rittersaal sowohl, wie die beiden darunter liegenden Säle, dienten früher fast lediglich zur Abhaltung von Festlichkeiten. An den Ecken hat der Saalbau gewaltige Strebe-

pfeiler, die vom Dach an in achtseitige Thürme auslaufen. Die hohen Giebel des stolzen Gebäudes schauen gen Osten und Westen, während in der Mitte an der Nordfront ein Vorbau mit einem Staffelgiebel heraustritt. An der Ostseite des Saalbaues erhebt sich das Leutehaus, ein einfaches Bauwerk, das die Küchen- und Speisekammern, sowie die Dienerwohnungen enthielt.

Die erwähnten Gebäude des nördlichen Flügels werden an der Ostseite durch einen vermuthlich aus dem 13. Jahrhundert stammenden Thorbau mit der südlich gelegenen reizvollen gothischen Kapelle verbunden, die, dem heiligen Georg gewidmet, am 1. Mai 1288 eingeweiht wurde. Sie erhebt sich über einem wahrscheinlich zum Todtendienst benutzten, hohen Untergeschoß und enthält, außer ihren architectonischen Schönheiten, die wir namentlich an den Kreuzgewölben und den Säulencapitälen bewundern, keinen hervorragenden, alterthümlichen Schmuck mehr. So ist z. B. der Mosaikboden, aus glasirten Steinen zusammengesetzt, ziemlich abgelaufen. Die Decorationsmalerei der Wände und die bunten Glasfenster sind ganz neu und was von alten Malereien noch vorhanden, (namentlich ein riesengroßer, sehr alter Christophorus) ist, im großen und ganzen wenigstens, mehr „curiös" und ehrwürdig, als wie schön. Jedenfalls war die Kapelle einst sehr reich mit Kunstwerken ausgestattet, aber der Mauritianische Bilderstürm (1605) hat den schönen Altar und das übrige zerstört und vernichtet.

An der Westseite der Kapelle schließt sich der Südflügel des Schlosses an, der vorwiegend zur Wohnung der hier hofhaltenden fürstlichen Familie diente und an dem verschiedene Stilarten, die ihm ein malerisches Gepräge geben, in Erscheinung treten. Zunächst fällt uns dort über der gothischen

Kapelle ein Dachreiter in Renaissancestil auf, welche Stilverbindung sich nicht gerade unangenehm bemerklich macht; wohl aber stört die am Dach einer als Erker vorspringenden Fensterblende angebrachte, große Uhr. Sie mag ihrer nützlichen Bestimmung halber im südlichen Theil Marburgs viele Freunde haben, aber für Harmonie hat sie entschieden kein Verständniß, sonst hätte sie sich gewiß nicht an jenem unglücklichen Platz anbringen lassen. Zur Entschuldigung mag übrigens dienen, daß die Kapelle, bei deren Bau jener kunstreiche Mechanismus noch nicht erfunden war, auch keinen passenden Ort dafür vorsehen konnte. Am unteren Geschoß des kleinen Gotteshauses klebt noch eine architectonische Mißgeburt, ein auf einer Säulenhalle ruhender, plumper Renaissancebau, der ehemals als fürstliche Rentkammer diente und jetzt Castellanswohnung ist. Das Bauwerk, „die neue Stube", sagt in einer über den Arcaden eingehauenen Inschrift folgendes über seine Herkunft:

„Der durchluchtig Furst hochgeborn,
Von Got zum Regiment erkorn,
Ludwig, Landgraf und Her zu Hessen,
Lies dies Gemach vor new ab messen,
Und aufführen in der Gestalt,
Als man tausend funfhundert zalt,
Und siebenzig zwei jar darzu
Got geb dem Land und Fursten Rhu."

Diese Verse und der Bau dürfen sich gegenseitig den Rang der Schönheit streitig machen.

Der südliche Flügel des Schlosses, (siehe Titelillustr.) der sich in drei Geschossen zu gleicher Dachhöhe mit der Kapelle erhebt, ist wohl das älteste Wohngebäude der ganzen Anlage und erfuhr mancherlei bauliche Veränderungen. Er macht mit seinen

Erkern und seinen spitzen Dachthürmchen im Verein mit der Kapelle und dem westlich an ihn anlehnenden Giebel des Westflügels einen reichen, malerischen Eindruck, wenn er auch weniger harmonisch wirkt, wie der Nordflügel mit seinem prächtigen Saalbau. Der zweistöckige Bau, der den von diesen Gebäuden umschlossenen, langgestreckten Hof nach Westen abschließt, war das Frauenhaus, die Kemenate.

Außer diesen Gebäuden ist der gegen Ende des 15. Jahrhunderts vom Landgrafen Wilhelm III. in spätgothischem Stil erbaute, hochgegiebelte Wilhelmsbau noch zu erwähnen, der mit seinen Erkerthürmchen gen Osten stolz ins Thal schaut und, einzeln stehend, mehrere Schritte von den übrigen Anlagen entfernt ist. An seiner nördlichen Seite befindet sich ein späterer Anbau, aus dessen Keller ein dünnes Rohr hervorragt, das in regelmäßigen Zwischenräumen schnaubend eine Dampfwolke ausathmet. Es rührt von einem Pumpwerk her, das aus einem bis zum Spiegel der Lahn reichenden, 350 Fuß tiefen Brunnen das Wasser heraufholt, um einige Hydranten zu speisen. Napoleon ließ diesen von 1670—75 unter der verwittweten Landgräfin Hedwig Sophia, einer Brandenburgischen Princeß, gegrabenen Brunnen 1807 bei Schleifung

der Festungswerke verschütten, doch wurde er 1881 wieder in Stand gesetzt. Der Wilhelmsbau diente vornehmlich zur Wohnung angesehener Gäste und enthält u. a. zwei schöne Säle,

deren Decken durch Pfeiler gestützt werden. Er ist mit den anderen durch einen 1869 errichteten, überdeckten Arkadenbau verbunden. Die Durchsicht gegen den Himmel, die man von den verschiedensten Seiten und von weiter Ferne schon durch

Marburg im Anfang des 17. Jahrhunderts.
Ausschnitt aus einem alten Stich.

die Bögen dieser Ueberführung genießt, ist ein charakteristisches Merkzeichen für das Schloß geworden Da, wo diese Arkaden an das vorspringende Treppenhaus des Wilhelmsbaues stoßen, befindet sich, in Stein gehauen, ein großes, hessisches Wappen mit einer lateinischen Inschrift, welche besagt, daß Landgraf Wilhelm III. diesen Bau im Jahre 1490 begonnen habe.

Ueber die Baugeschichte der Burg könnte man ein ganzes Buch schreiben. Aus einer einfachen Anlage hervorgegangen, wurde das Gebäude nach und nach zu einem stolzen Fürstenschloß, an dessen wechselnder äußerer Gestaltung sowohl Belagerungen, wie die Bauluſt mancher Landgrafen bedeutenden Einfluß ausübten.

Zur Zeit seiner Blüthe muß es einen besonders prächtigen Anblick gewährt haben, sonderlich von der Südseite, wo sich enge an Mauern und Wehrgänge die zahlreichen befestigten Sitze der adeligen Burgmannen und sonstiger Edlen, der Berlepsch, Weitershausen, Scheurenschloß, Raue von Nordeck, Rote, Holzhausen, Hobeherr, Dernbach, Kalb und sonstiger Edlen anschmiegten. Der Name der bis heute oben an den von starken Mauern gestützten Terrassen entlang führenden Ritterstraße kündet noch von jenen festen Sitzen. Das umstehende Bild, Marburg im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts darstellend, zeigt das Schloß im reichsten Schmucke von Zinnen und Thürmen und ausgedehnten Befestigungen. Dagegen muß selbst der malerische Eindruck, den das Bauwerk in unserer Zeit noch macht, bedeutend zurückstehen.

Nicht minder wechselreich, wie die Baugeschichte der Burg, ist die Geschichte derer, die sie erbauten und bewohnten. Auch hier müssen wir uns darauf beschränken, nur das Bedeutsamste mitzutheilen. Denn ebensowenig wir erzählen können, wie dieser, jener Thurm gebaut, verändert, abgetragen wurde und in

neuer Gestalt auferstand, können wir bei den Schicksalen der einzelnen Herrscher verweilen, wenn diese Schicksale nicht gerade größeres Interesse bieten.

Der Name Marburg bedeutet vielleicht so viel wie Grenzburg (marcha, altd. f. Grenze. Auf einigen sehr alten Münzen ist sogar für die Stadt noch die Bezeichnung Margburg vorhanden). Diese Hindeutung auf eine Grenzburg ist wohl um so erklärlicher, da die Bergfeste an der Mark des Hessen- und Oberlahngaus und der Grenze zweier Grafschaften lag. Auch der Marbach, der den nördlichen Fuß der Schloßburg umspült, deutet durch seinen Namen auf eine Grenzscheide.*) Genaueres über den Ursprung der Burg weiß man nicht, doch ist es wahrscheinlich, daß sie Otto von Nordheim, der Herzog von Bayern, bei seinen Fehden im Hessischen erbaute und zwar im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts. Danach gelangte sie, wahrscheinlich als ein Geschenk Heinrichs IV. für geleistete Dienste gegen seinen Widersacher Otto, an die Grafen von Hessen, die meist den Namen Giso führten. Durch Verheirathung der Erbtochter des letzten Grafen Giso an Landgraf Ludwig I. von Thüringen kam sie dann in thüringischen Besitz. Von diesem Zeitpunkt an kann ihr Bestehen urkundlich nachgewiesen werden. Unter ihren Mauern entstanden nach und nach einige kleine Siedelungen, zu denen sich nach Er-

*) Von anderer Seite wird die Annahme: Marburg bedeute so viel wie Grenzburg, widerstritten. Auch stellte mir gegenüber ein bewährter Geschichtsfreund die Hypothese auf, Burg und Ort seien nicht von Otto von Nordheim, sondern von Heinrich IV. gegründet worden. Ich bemerke ausdrücklich, daß die betr. Thesen viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, doch ist hier nicht der passende Ort, eine längere Betrachtung darüber anzustellen. Im Aug. 88 habe ich in der „Didaskalia" einen entsprechenden Artikel veröffentlicht. D. R.

bauung einer Kirche bald mehrere gesellten. So entwickelte sich mit der Zeit ein größerer Flecken, der, nachdem er im Kriege des Landgrafen Hermann I. von Thüringen mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln 1195 bereits einmal verbrannt worden war, vermuthlich im Jahre 1227, vielleicht auch schon früher, Stadtrecht erhielt.

Inzwischen war ein Umstand eingetreten, der für die Bedeutung des Ortes von höchster Wichtigkeit werden sollte. Der Landgraf Ludwig, der Sohn des vorgenannten, den Minnesängern so holden Landgrafen Hermann, war auf einer Kreuzfahrt, die er mit Kaiser Friedrich II. unternahm, im Jahre 1227 in Otranto gestorben und sein Bruder Heinrich Raspe übernahm die Regierung. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die, daß er des Bruders 20jährige Wittwe, des Königs Andreas von Ungarn Tochter, mit ihren vier Kindern schonungslos von der Wartburg vertrieb. Die fast alle irdischen Pflichten hintenansetzende, schrankenlose Frömmigkeit seiner Schwägerin, ihr Wohlthätigkeitssinn, der ungeheure Summen an Bedürftige und wohl auch an nur scheinbar Bedürftige vergab und der ihrem Gatten eines Tages sogar 64000 Goldgulden, den Erlös für Dörfer, Aecker, Höfe und kleine Städte gekostet haben soll, — alles dieses im Verein mit eigener Hab- und Herrschsucht mochte den energischen, sehr practisch denkenden Heinrich Raspe zu jenem Acte abscheulicher Härte getrieben haben. Er betitelte die Schwägerin später gegen einen Abgesandten ihres Vaters, den Grafen Panyas, der sie vergeblich zur Heimkehr zu bewegen suchte, als „die närrische Elisabeth“ und scheint demnach ihre Frömmigkeit und ihre beispiellose Wohlthätigkeit als krankhaft angesehen zu haben.

Die unglückliche Fürstin floh mit ihren Waislein, nachdem

sie bei den Einwohnern Eisenachs, welche die Härte des Landgrafen fürchteten, vergeblich Obdach gesucht, schließlich zu ihrem Oheim Eckbert, dem Bischof von Bamberg, der ihr auf dem Schlosse Bottenstein Wohnung anwies. Später bereute ihr Schwager, von mehreren edlen Thüringer Herren zur Rede gesetzt, seine Hartherzigkeit und führte Elisabeth im Jahre 1228 wieder in allen Ehren nach der Wartburg zurück. Doch sie wünschte sich für die Ausübung ihrer frommen Pflichten ein stilleres Heim, und so wies ihr der Landgraf als Witthum Stadt und Burg Marburg, die waldumrauschte, mit ansehnlichen Einkünften an. Der stolze Fürstensitz aber sagte ihrem demüthigen Sinn nicht zu; drunten im Thale wollte sie in schwerem Dienste der Stimme ihres christlichen Sinnes folgen. Als ihr jedoch, der längst der Ruf der Heiligkeit vorausging, in der Stadt zu viel Ehre erwiesen wurde, zog sie nach dem nahegelegenen Dorfe Wehrda, wo sie mit ihren beiden treuen Hofdamen Judith und Eisentraut ein armseliges Bauernhaus bewohnte. Sie unterzog sich aus eigenem Antrieb sowohl, wie nach den Weisungen ihres strengen, geistlichen Zuchtmeisters, des Dominikaners Conrad von Marburg, der schärfsten Askese und ließ die grausamen Geiselungen, die ihr der finstere Zelot öfter angedeihen ließ und die ihren Rücken schrecklich zerfleischten, ruhig über sich ergehen. Verdienstlicher, wie diese frommen Uebungen, war ihre Wohlthätigkeit, die sich auch hier, soweit es ihre Mittel gestatteten, ausübte. Sie selber kleidete sich schlecht und darbte oft, um diesem edlen Triebe besser folgen zu können. Das schönste Zeugniß ihres frommen Sinnes aber legte sie in Marburg ab durch die Stiftung eines Kranken- und eines Armenhauses. In der Pflege der darin Aufgenommenen zeigte sie die größte Hingebung und sie verrichtete die niedrigsten Hantirungen.

Diese Aufopferung, zusammt den entnervenden Kasteiungen, brachten sie schließlich in einen Zustand von solch hoher, religiöser Schwärmerei, daß ihr Abscheiden in jene Welt, für welche sie in dieser nur lebte, nicht lange mehr ausbleiben konnte. Sie starb am 19. November 1231, erst 24 Jahre alt, nachdem sie die Reste ihrer Besitzthümer den Armen vermacht hatte. Aber wie im Leben, so erwies sie sich auch im Tode noch als Wohlthäterin Marburgs. Von allen Seiten strömten Pilger herbei, die geheiligte Ruhestätte zu besuchen, und durch diesen Verkehr wuchs der Wohlstand der Stadt von Jahr zu Jahr. Durch Entstehung zahlreicher Kirchen, Kapellen und Klöster, durch Niederlassung frommer Mönche und Nonnen und asketischer Einsiedler, welche in den Bergwäldern der Umgegend hausten, gelangte der Ort bald in großen Ruf und wurde, gleichwie Köln, zu einer „heiligen Stadt". Im Mai 1235 wurde Elisabeth, hauptsächlich auf Betreiben ihres Schwagers, des Deutschherren-Hochmeisters Conrad, heilig gesprochen. Ein Jahr später fand die feierliche Erhebung ihrer Gebeine statt, wobei der Kaiser Friedrich II., der sie mit einer güldenen Krone schmückte, mit den höchsten Würdenträgern des Reiches zugegen war. 100,000 Menschen sollen zu diesem Feste herbeigeströmt sein.

Wir dürfen unsere knappen Mittheilungen über die fromme Landgräfin nicht schließen, ohne des Schicksals zu gedenken, welches, nicht ohne Gerechtigkeit, ihren aus einem Burgmannengeschlecht der Marburg entsprossenen Beichtiger Conrad traf. Nach dem Tode Elisabeths steigerte sich sein wilder Fanatismus zur Raserei. Er wurde zu einem Ketzerrichter, der in mancher Beziehung mit einem Peter von Arbues verglichen werden kann. Unzählige der Ketzerei angeklagte wurden, wenn sie ihr angebliches Verbrechen leugneten, verbrannt

und ihre Asche in den Ketzerbach gestreut, der heute noch diesen Namen trägt. Doch dem herrschsüchtigen Priester, dem wüthenden Inquisitor, den die Geschichte als einen Mann darstellt, der einem Gott der Rache, des Zorns und der Unversöhnlichkeit Altäre errichtete, der aber auch als beredt, gelehrt und sittenstreng bezeichnet werden muß, wurde ein unseliges Ende. Er wagte es, seine Verfolgungen bis in die Kreise der Gewalthaber und Mächtigen auszudehnen. Als er nun den Grafen Heinrich von Sayn als einem Ketzer den Proceß machen wollte, lud man ihn vor eine Reichsversammlung nach Mainz und entließ ihn mit Verweis. Auf der Rückkehr nach Marburg wurde er dann mit seinem Gefährten Gerhard bei Kappel am Lahnberg von einem Herrn von Dernbach und einigen andern hessischen Edlen todtgeschlagen, so inständig er auch um sein Leben gefleht haben soll. Dies geschah am 30. Juli 1233. Gregor IX. sprach ihn ob dieses „Märtyrertodes" heilig, die hessischen und rheinischen Lande aber athmeten auf, als sie von der furchtbaren „Gottesgeisel" befreit waren. —

Der Schutz des Grabes der heiligen Elisabeth wurde den Deutschen Ordensrittern anvertraut, von denen sich eine Anzahl in Marburg niedergelassen und an der Lahn eine feste Burg erbaut hatte. Im Laufe der Jahrhunderte vielfach verändert und umgebaut, spricht heute noch die Gebäudegruppe, welche „das deutsche Haus" genannt wird, von dem Sitz der Brüder und dem der Landkomthuren der Ballei Hessen. Die Deutschherren waren es auch, die im Jahre 1235 den Grundstein zur Grabeskirche der heiligen Elisabeth legten, welche Kirche, gleichzeitig zum Gotteshaus für die Brüder ausersehen, in unmittelbarer Nähe der Ordensburg entstand. Noch heute ragt dieses herrliche Gebäude, ein Juwel frühgothischer Bau-

kunst, mit seinen beiden mächtigen Thürmen stolz empor, eine Hauptsehenswürdigkeit der mittelalterlichen Universitätsstadt.

Elisabeths Nachkommen verliehen in anderer Weise, wie sie, die Stammmutter des hessischen Fürstengeschlechts, der Stadt und der Burg hehren Glanz. Ihr Sohn Hermann, von seinem Oheim Heinrich Raspe seines Erbes Thüringen beraubt und mit der Grafschaft Hessen und dem Allodium

Marburg 1238 abgefunden, ließ 2 Jahre später die Stadt mit einer Mauer umgeben. Nach seinem 1241 erfolgten Tode wurde sein dreijähriger Neffe Heinrich, Sohn von Elisabeths Tochter Sophie, die mit Herzog Heinrich von Brabant vermählt war, als Erbe des Hessenlandes vom Volk ausgerufen und seine Mutter erwählte die Marburg zu ihrer Residenz. Diese thatkräftige Fürstin erweiterte die ursprünglich

im romanischen Stile erbaute Burg zu einem fürstlichen Hofsitz, für den sie den gothischen Stil erwählte. Nachdem ihr Sohn volljährig geworden war und die Regierung angetreten hatte, ließ er droben die Schloßkapelle und den Rittersaal erbauen, verlegte aber seine Residenz 1277 nach Cassel, um jedoch in seinem Alter auf die Marburg zurückzukehren. So haben fast während des ganzen Mittelalters die hessischen Landgrafen oder ihre Angehörigen die Stammburg in Ehren gehalten, sie vergrößert, verschönt und dort ständig oder zeitenweise residirt und mit Ruhm geherrscht. Die Marburg ist auch öfter der Ausgangspunkt denkwürdiger „Staatsactionen" gewesen. Im Jahre 1294 schloß der Landgraf Heinrich I. mit dem mächtigen Erzbischof Gerhard von Mainz da droben einen Vertrag zur Erhaltung des Friedens ab, und ungefähr 100 Jahre später, 1399 versammelten sich auf dem Schlosse mehrere deutsche Kurfürsten, um über die Absetzung des tyrannischen und unwürdigen Kaisers Wenzel Raths zu pflegen, der dann auch im folgenden Jahre auf dem Frankfurter Reichstag kalt gestellt wurde. Ein Jahrzehnt später, 1410, besuchte Kaiser Ruprecht und eine Anzahl hoher Reichsfürsten den Landgrafen Hermann auf der Burg, um sich mit demselben zum Schutze Gregors XII. zu verbinden und diesem Papste entgültig Petri Schlüsselamt, um das damals gerade drei sich gegenseitig verfluchende Päpste stritten, zu verschaffen. Aber wichtiger und ruhmreicher, wie fürstliche Besuche aller Art und großartige Festlichkeiten und Turniere, die da stattfanden, wurde für die Marburg jene Versammlung, welche Philipp der Großmüthige 1529 einberief, und welche Stadt und Schloß, die früher, namentlich zu Elisabeths Zeiten, ein Dorado des Katholicismus gewesen waren, nun zu einem Hort der evangelischen Lehre machten.

Der genannte Landgraf, 1504 auf der Marburg als Sohn Wilhelms II. und der Anna von Mecklenburg geboren gelangte mit 5 Jahren auf den Thron und mit 14 Jahren selbstständig zur Regierung. Früh schon wandte er sich der Reformation zu und strebte unentwegt und hohen Sinnes, der reinen Lehre in seinen Landen Geltung zu verschaffen. Religionsgespräche, zu denen er geistliche Lehrer und Prediger jeglicher Richtung, sowie sonstige hervorragende Gelehrte einlud, sollten die wie mächtige Gewitter gegen einander rückenden Meinungsverschiedenheiten klären und regeln. So wurde denn auch zur Begleichung der Zwistigkeiten, die unter den Vertretern der neuen Lehre ausbrachen, zum Ort eines solchen Religionsgesprächs die Marburg bestimmt, und in den ersten Tagen des October 1529 fand es, im Beisein des Landgrafen und vermuthlich in dessen Zimmer im südlichen Schloßflügel statt. Es betheiligten sich daran Dr. Martin Luther und die auf seiner Seite stehenden andern Sächsischen Reformatoren Philipp Melanchthon, Johannes Brenz, Justus Jonas und Andreas Osiander einerseits und die Schweizer Reformatoren Ulrich Zwingli, Oecolompadius, Bucer und Hedio anderseits. Scharf wurde gefochten, namentlich um die Abendmahlslehre. Zu einem rechten Abschluß ist es jedoch dabei nicht gekommen und die berühmten, dort verfaßten 15 Marburger Artikel können, so sehr sie von der idealen Wahrheit und der Zukunft der Union Zeugniß ablegten, doch die Blöße des unausgesöhnten Zwiespalts nicht verbergen. An Luther's Ueberzeugungstreue, aber auch an seiner bekannten Hartnäckigkeit, scheiterte die Einigung. „Das Wort sie sollen lassen stah'n", sagt er in einem seiner Lieder und trotzig soll er zur Bekräftigung seines Standpunkts in der streitigen Abendmahlsfrage an die Wand geschrieben haben: „Hoc est corpus meum."

Trotz des Zwistes der Reformatoren ist, wie schon erwähnt, das Marburger Religionsgespräch von hoher Bedeutung für die Entwickelung der evangelischen Lehre gewesen und Jonas Dahl hat nicht Unrecht, wenn er die Wartburg und die Marburg in Anbetracht der Persönlichkeiten der heiligen Elisabeth und Luthers in Beziehung bringt und die fürstlichen Hochsitze als „zwei aufeinanderfolgende Stationen auf dem Wege der Kirche zu dem in ewiger Schönheit strahlenden Berge der Wahrheit" bezeichnet.

Es dürfte angebracht sein, hier einige kurze, aus Quellen geschöpfte Mittheilungen über den Verlauf des Gesprächs folgen zu lassen. Philipp von Hessen, der den freisinnigeren Anschauungen der Schweizer Reformatoren geneigter war, bemerkte mit Mißvergnügen, daß sich die Verhandlungen zu zerschlagen drohten. „Vnd als der Fürst sah, das sy in aller leer allgemeinlich so nach zamen kummen warend, hiellt er", wie Bullinger in seiner Reformations-Geschichte mittheilt, „ernstlich an, das sy bezügentind ire Concordj, vnd aller Dingen ein andern für Brüder erkantind vnd hieltind, mit allerley erzellens, was guter Frucht hierus wurde volgen."

Des Fürsten weises Zureden führte aber leider nicht zu jener „Concordj", obgleich Zwingli darauf sagte: „es werend keine lüth vff erden, mit denen er lieber wöllt eins sin, dann mit den Wittenbergern. Vnd wöllt auch gern Luthern vnd die sinen alls Brüder erkennen." Eben so dachten Zwingli's Genossen. „Aber Luther wolt sy hinwidernm keinswägs für Brüder erkennen. Vnd sprach: Es näme inn wunder, daß sy inn, dessen leer vom Sacrament, sy für falsch hielltend, als ein Bruder erkennen wölltind."

Luther selbst berichtet über diese Sache in einem Briefe an den Probst J. Jacob, und eine gewisse Störrigkeit seines

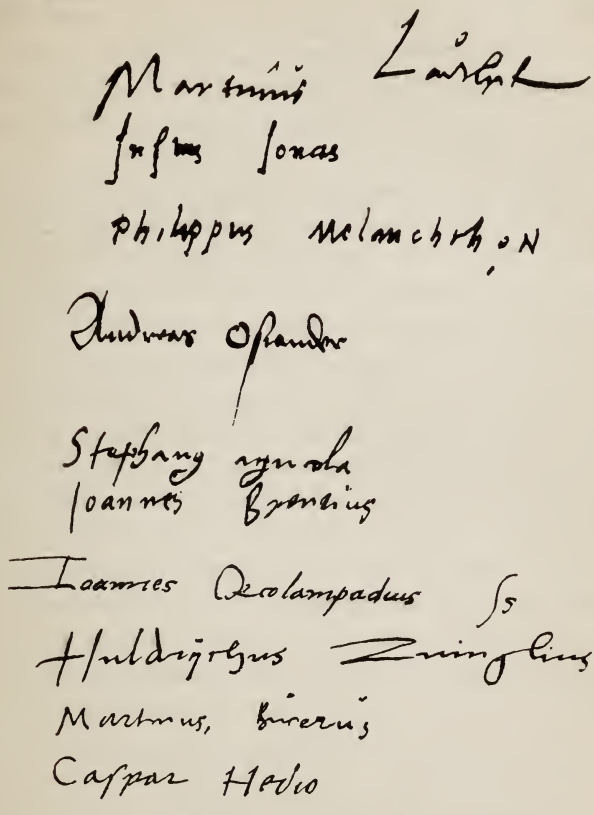
Wesens, der eiserne Trutz seiner Ueberzeugung gibt sich kund, indem er schreibt: „Mit großem Fleiß und Anhalten haben sie (die Zwinglianer) es dahin bringen wollen, daß sie dafür gehalten würden, als wären sie mit uns einig; darum konnten sie schwerlich meine Worte vertragen, wenn ich zu ihnen sagte: Ihr habt einen andern Geist, denn wir. Sie entbrannten ganz und gar, so oft sie solche Worte hörten. Zuletzt haben wir doch endlich so viel zugelassen, daß, ob wir sie wohl nicht für Brüder halten können, jedoch wollen wir sie von unserer christlichen Liebe (die wir auch dem Feinde schuldig sind), nicht ausschließen. Solches hat sie sehr angefochten, daß sie den brüderlichen Namen bei uns nicht haben erlangen mögen, sondern als Ketzer davon ziehen müssen."

Diese christliche Liebe, die ihm wohlfeiler war, wie die brüderliche, spielt Luther auch im 15. Marburger Artikel aus, der über den streitigsten Punkt, die Abendmahlslehre, handelt. Die Fassung jenes Satzes lautet in der Urschrift:

Vom Sacrament des leibs vnd Blut's Christj

Zum funfzehndten, gleuben vnd halten wir alle von dem nachtmale vnsers lieben hern Hiesu Christi, das man bede gestalt nach der Insatzung Christi, prauchen solle, das auch das Sacrament des altars sey ein Sacrament des waren leibs vnd pluts Hiesu Christi, vnd dj gaistliche niessung, desselbigen leibs vnd pluts Einem yeden Christen, furnemblich von notten Desgleichen, der brauch des Sacraments wie das wort von got dem almechtigen gegeben, vnd geordnet sei, damit dj schwachen gewissen, zu gleuben, zu bewegen durch den heilligen gaist Vnd wiewol aber wir vns, Ob der war leib, vnd plut Christj, leiblich Im Brot vnd wein sey, dißer Zeit nit vergleicht haben, So sal doch ein teill jegen dem andern, Christliche liebe so fer yedes gewissen ymmer leyden

kan, erzeigen, vnd bedeteil, got den almächtigen vleissig bidten, das er vns durch seinen gaist, den rechten verstandt bestettigen wolle Amen."



(Namenszüge der Reformatoren unter den Marburger Artikeln.)

Die Marburger Artikel erlitten im Laufe der Zeit durch willkürliche Aenderungen und Deutungen verschiedener Theologen, wie auch durch schlechte Drucklegungen, mancherlei

Aenderungen, bis die echte von den Reformatoren unterschriebene Urkunde in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts von Dr. Heinrich Heppe im Regierungsarchiv zu Kassel wieder entdeckt wurde, von wo sie dann auf die Marburg zurückwanderte. Dort in den im Rittersaal aufgestellten Actenschränken wird sie, resp. ihre letzte Seite mit den Unterschriften, mit andern wichtigen Urkunden dem Besucher des Schlosses gezeigt.

Philipp der Großmüthige, der das Religionsgespräch veranlaßte, brachte dem Schlosse noch manche Tage des Glanzes. Als der klügste und aufgeklärteste deutsche Fürst seiner Zeit steht er in der Geschichte da, was nicht ausschließt, daß ihm menschliche Schwächen und Fehltritte ferngeblieben. So mag man es als eine pietätlose Handlung bezeichnen, daß er, als die Elisabethenkirche 1539 dem reformirten Gottesdienste gewidmet wurde, die Gebeine seiner frommen Ahnfrau Elisabeth aus dem Sarkophag nehmen ließ, um sie der Verehrung der Katholiken zu entziehen. Seine Verbindung mit Margarethe von der Saal, welch siebzehnjährige Jungfrau er trotz seiner Ehe mit Christine, Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, heimführte, erregte bei Freunden und Feinden viel Aergerniß und der Umstand, daß Luther und Melanchthon ihre Zustimmung zu jenem Bündniß gaben und daß auch die rechtmäßige erste Gattin damit einverstanden gewesen sein soll, hebt die Thatsache der Bigamie nicht auf. Ruhmvoller, wie diese Nebenheirath, war für ihn die im Jahre 1527 vollzogene Gründung der Universität zu Marburg und seine zum Schutze der Reformation eingegangenen Bündnisse. Der Kriegsruhm Philipps, der in seinen jungen Jahren beim Kriege gegen Sickingen schon begonnen und sich mit seiner Thätigkeit zur Dämpfung des Bauernkrieges und mit dem kühnen

Handstreich zu Gunsten seines Verwandten, des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg, (der auch eine Zeit lang als Flüchtling auf der Marburg verweilte und dem Religionsgespräch beigewohnt haben soll), vermehrte, stieg noch durch den glücklichen Zug gegen Herzog Heinrich von Braunschweig. Nach der Niederlage der protestantischen Fürsten im schmalkaldischen Krieg aber ereilte auch den Landgrafen ein trauriges Schicksal. Der Kaiser ließ den mit ihm in Unterhandlungen stehenden, gewissermaßen als Gast bei ihm weilenden Fürsten plötzlich gefangen nehmen und hielt ihn fünf Jahre lang fest, bis er ihn nach dem Passauer Vertrag 1552 freiließ. Zu Marburg betrat der schwer geprüfte Fürst zuerst wieder den heimischen Boden und von 1556 an diente ihm das Schloß häufiger zur Residenz. Die wildreichen, großen Wälder der Umgegend, in denen zu jener Zeit sogar noch Bären und Wölfe hausten, lockten den jagdlustigen, ritterliche Künste überhaupt sehr liebenden Fürsten oftmals herbei. Nach seinem 1567 erfolgten Tode wurde sein Land unter seine 4 Söhne vertheilt. Ludwig IV. (Testator), der eifrige Förderer der Universität, der auch im Rittersaal der Burg die kostbaren und schönen Renaissancethüren anfertigen ließ, erhielt u. a. das Fürstenthum an der Lahn, d. h. Oberhessen, und die Marburg wurde nun ständige Residenz dieses Landes. Unter genanntem Fürsten wurde sie mit neuen Bauten versehen, mit prachtvollen gärtnerischen Anlagen umgeben und ein buntes, gastliches Treiben entwickelte sich in ihren Mauern.

Mit der Geschichte des Schlosses ist nicht nur die Erinnerung an denkwürdige historische Vorgänge, sondern auch das Gedächtniß an fröhliche Jagden, wie an glänzende Turniere und andere Festlichkeiten enge verknüpft. Ebenso wissen

alte Rechnungen davon zu erzählen, daß zu Zeiten geradezu unheimlich viel Wein getrunken wurde, denn nicht nur Heilige und Reformatoren genossen droben Gastrecht, auch mancher treffliche Zechcumpan fürstlichen Geblüts lernte den Aufenthalt schätzen. Fahrende Schnurranten mögen oftmals zur Ergötzlichkeit der Gäste beigetragen haben; so wird auch von einem Besuche Till Eulenspiegels in Marburg erzählt. Wie die Fabel berichtet, stellte er sich dem Landgrafen, — es muß in Anbetracht dessen, daß der berühmte Schalksnarr im Jahre 1350 starb, einer der früheren gewesen sein — als Künstler vor. Darauf wurde ihm der Auftrag, einen Saal auszumalen, und nachdem er viele Wochen auf der Burg zugebracht und mit seinen Genossen tapfer geschlemmt hatte, erklärte er, sein Bild sei fertig, doch vermöge nur derjenige, der in reinem Ehebett geboren, des Werkes Schönheit zu schauen. Er führte dann den ganzen Hof vor die leere Wand und zeigte des Kunstwerks Einzelheiten. Keiner sah etwas davon, doch jeder sagte aus Furcht, daß man seine Geburt nicht für makellos ansehen könne, das Bild sei prächtig, bis schließlich eine Hofdame der Landgräfin, eine „Thörin", also sprach: „Ich sehe nichts vom Gemälde und sollt ich all mein Lebtag unehelich sein." Da kam schließlich der Betrug zu Tage, der Urheber aber hatte sich allbereits mit guter Beute davon gemacht.

Ernster, wie dieser angebliche Besuch Eulenspiegels auf der Marburg, gestalteten sich die Heimsuchungen, die der 30jährige Krieg auch für sie mitbrachte. Mancherlei Stürme umtosten damals ihre Mauern, und als ein Ruhmesblatt in ihrer Geschichte ist ihre erfolgreiche Vertheidigung durch den hessen-casselschen Oberstlieutenant Stauf gegen die kaiserlichen Truppen unter dem Grafen Holzapfel zu bezeichnen. Es ist

natürlich, daß in diesen blutigen Zeitläuften mehr für ihre Stärke, wie für ihre architectonische Schönheit gethan wurde. Die Gebäude des Schlosses blieben jedoch in gutem Zustande und dienten im Laufe der Zeit noch häufig fremden und landesfürstlichen Herrschaften zum Absteigequartier.

Als beim Aufstand der hessischen Bauern gegen die Franzosen die letzteren im Winter 1806 schmählich aus dem Schlosse vertrieben worden waren, rächte sich Napoleon, der kleine Corporal, einige Monate später dadurch an dem schuldlosen Schlosse, daß er seine Umfassungsmauern in die Luft sprengen und, wie bereits früher bemerkt, den Brunnen verschütten ließ. Um die Zeit und auch später, im ersten Jahr der Freiheitskriege, diente die Marburg mehrmals als französisches Militärlazareth; nachher wurde das ehrwürdige Gebäude sogar lange Jahre zu einer Gefängnißanstalt für schwere Verbrecher, sowie für Staatsgefangene benutzt. Auch Jordan, der Begründer der Kurhessischen Verfassung, schmachtete hier mehrere Jahre wegen „Nichtverhinderung eines Complots“.

In neuester Zeit erst ist dem Schloß wieder eine seiner Vergangenheit würdige Bestimmung zu Theil geworden, indem es im Jahre 1869 zum Aufbewahrungsort des ungemein reichhaltigen hessischen Gesammtarchivs erwählt wurde, das sich aus den Archiven von Kassel, Hanau und Fulda zusammensetzt. Die erfreuliche Verbindung ist jedoch nicht ganz leicht geworden und als ein wahres Glück ist es zu bezeichnen, daß das Archiv der letzteren Stadt noch nach Marburg überführt werden konnte, ehe man es „für Rom rettete“.

In neuester Zeit wiederum vielfach ausgebaut und im Innern schön geschmückt und erneut, bildet das Marburger Schloß neben der Elisabethenkirche den eigenartigsten Schmuck der Stadt, eine Gruppe würdevoller, mittelalterlicher Ge-

bäude, die nicht nur von dem Wechsel der Zeiten eine stumme Sprache reden, sondern auch, wie wenig andere, von den deutschen Religionsbewegungen und vom Ruhm eines edlen Fürstengeschlechtes.

Der Dilsberg

und die

vier Burgen zu Neckarsteinach.

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,

Voß' Sortiment.

G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.

Schadeck oder Schwabenhaus
Hinterburg
Reconstruction der Thürme
Zwinger
Neckar

Und ſtechen mich die Dornen
Und wird mir's drauß' zu kahl
Geb ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckarthal.

So ſingt Scheffels Trompeter von Säckingen. Und wahrlich, das mit Schönheit reich geſegnete Thal birgt den Zauber in ſich, dem, der es durchwandert, Sorgen und Grillen zu nehmen und mit friſchem Luftzug den Staub der Werkeltagsſtimmung fortzublaſen. Schon in Heidelberg wird einem ſo „ganz anders", wenn man an waldumſtandenem Bergeshang über den Dächern der Muſenſtadt die ſtolzen Trümmer des Schloſſes erblickt, oder gar das hochliegende Schloßhotel und das Sanatorium Schweningers, von dem ſo mancher Mann bedeutend erleichtert zu Thale zieht. Heidelberg iſt der Gipfelpunkt einer langen Reihe landſchaftlicher Schönheiten, die der Neckar auf ſeinem Laufe bietet. Das alles in munterer Fuß-

wanderung stromauf oder stromab zu genießen, ist eben so dankbar, wie erfrischend; eine Schiffsfahrt aber mag bequemer und noch genußreicher sein. Ist doch der Neckar einer der romantischsten deutschen Flüsse, bei dem das Interesse fortwährend durch die zahlreichen, auf den Bergen oder in den Thalengen liegenden Dörfer und oft uralten, manchmal noch mit Mauern und Thoren umgebenen Städtchen gefesselt wird. Dazu spiegeln sich zahlreiche Burgruinen und Schlösser in den Fluthen oder schauen von fernen Höhen lockend herüber. Ueber dreißig solcher Zeugen der Vergangenheit grüßen den Wanderer auf der Strecke von Heilbronn nach Heidelberg, und gewiß ist der Neckar neben dem Rhein und der Mosel der am meisten von Burgen umkränzte Strom Deutschlands. An einigen Orten stehen sie fast, wenn man so sagen darf, rottenweise zusammen, so z. B. in Neckarsteinach, welches mit vieren solcher Gebäude gesegnet ist. Ueberdies schaut von der anderen Stromseite die kaum 20 Minuten entfernte Ruine Dilsberg hernieder, so daß man in diesem romantischen Winkel der Gotteswelt nicht weniger als fünf Burgen enge vereinigt findet.

Ihnen hatte ich meinen Besuch zugedacht, und während ich so vom Heidelberger Karlsthor ab stromauf dem Städtchen Neckargemünd entgegen dampfte, gedachte ich der angenehmen Fahrt, die ich eines Abends zur Zeit der Heidelberger Jubeltage gemacht. Damals schwammen wir auf einem großen Kahn von Schlierbach aus nach der Stiftsmühle, wo der bewimpelten und mit Hunderten von bunten Ballons versehenen, mit Studenten besetzten Schiffe noch mehr lagen. Und als dann an jenem schönen Ort die Fahrzeuge ordentlich mit flüssigem Proviant versehen waren, gings mit einbrechender Nacht unter Musik und Gesang den dunkeln, geheimnißvoll

murmelnden Strom hinab, bis die ganze Flotille in der Gegend der obern Neckarbrücke anlegte. Kanonenschläge verkündeten, daß etwas Besonderes vor sich gehen würde, und dann flammte es auf an dem im tiefsten Dunkel liegenden Schloßberg und in einem Nu tauchte das ganze riesige Gebäude auf der Höhe wie ein Zauberbild aus der Nacht empor, in rothem Scheine feenhaft leuchtend, gleich als bestünden seine Mauern aus glühendem Eisen. Und am Neckar zischten Raketen auf, Feuerräder sprühten und Funkenbäche wälzten sich von den Brückenpfeilern ins Wasser. Und der Mond, der über den Bergen aufstieg, erröthete schier vor Ueberraschung, und es war eine Herrlichkeit ohne gleichen, ein großartiger, bunter Traum, der plötzlich und spurlos in die Nacht zurücksank, aus der er entstanden. Ich träumte ihn jetzt noch einmal durch, bis mich des Schaffners Ruf daraus erweckte. Neckargemünd war erreicht.

Von dort wandert man, nachdem das Städtchen durchschritten, eine kleine Stunde am Neckar entlang, ehe der Aufstieg zum Dilsberg beginnt. Die Wanderung bringt manch reizvolles Bild, besonders schön aber ist die Aussicht von dem Punkt, von dem aus man plötzlich Neckarsteinach mit seinen vier Burgen und zur Rechten den Dilsberg und seine Ruine, die über niedrigen Hüttendächern emporragt, mit einem Blick übersieht. Durch diese Landschaft schlängelt sich der blanke Fluß, auf dem vielleicht gerade ein Schlepper mit seinem Kahngefolge zu Berge dampft und an jeder Biegung warnend sein Nebelhorn brüllen läßt.

Der runde, bewaldete Bergkegel des Dilsberg, der ungefähr 1000 Fuß hoch ist, liegt an einer starken Ausbiegung des Neckar und beherrscht gewissermaßen die Gegend, so daß es Wunder hätte nehmen müssen, wenn er ohne Burg ge-

blieben wäre. Deren Ursprung reicht denn auch in die graue Vorzeit zurück und die Grafen des Elsenzgaues (die Elsenz fließt bei Neckargemünd in den Neckar), die gleichzeitig Grafen des Kraichgaues waren, mögen von dort aus schon zu Zeiten der Ottonen, ja, vielleicht noch früher, in ihre Lande hinausgeblickt haben. Der älteste Gaugraf, von dem die Urkunden wissen, war Bruno, ein Sohn des Grafen Arnold von Lauffen (bei Heilbronn). Er trat das Amt später, als er Erzbischof von Trier geworden war, an seinen Bruder Boppo ab, der ausgedehnte Lehensgüter in der seit Karl dem Großen den Bischöfen von Worms zugehörigen Gegend besaß. Boppo erscheint urkundlich in der Gaugrafenwürde 1142. Unter seinen Nachfolgern, dem gleichen Geschlecht entstammend, finden wir einen Namens Heinrich, dann einen Konrad und dessen Bruder Boppo, welcher Name sich in der Familie einer besonderen Beliebtheit erfreut zu haben scheint. Die Grafen von Lauffen, die vordem Dynasten von Düren (Waldüren im Odenwald) waren, nannten sich später Grafen von Dilsberg und standen im 13. Jahrhundert als Burgmannen in pfälzischen Diensten. Als unmittelbares Besitzthum von Kurpfalz

aber erscheint Dilsberg erst im Jahre 1395, um welche Zeit auch der Ort, der sich um die Burg lagerte, den Titel und die Rechte eines „Städelins" erhielt.

Als Festung spielte der Dilsberg späterhin eine große und nicht unrühmliche Rolle. Die Stürme des 30jährigen Krieges umtosten seine Mauern besonders heftig. 1621 setzten sich zu seinen Füßen, jenseits des Flusses, in Neckarsteinach, die Bayern fest, hatten aber von den Kanonen der Feste, die ihre Grüße gewaltig herniederdonnerten, viel zu leiden. Auch zwei feindliche Kähne gingen bei diesem gefährlichen Ballspiel zu Grunde. Im folgenden Jahre, als Tilly durch die Eroberung von Neckargemünd (5. April) festeren Fuß in der Gegend gefaßt hatte, suchte er sich mit aller Kraft der wichtigen Festung zu bemächtigen. Einen Tag schon nach der Eroberung des letztgenannten Ortes ließ er, so berichtet der Pfarrer Peter Kayser in seinem 1733 zu Frankfurt a. M. erschienenen „Historischen Schau-Platz der alten berühmten Stadt Heidelberg", „durch den Herrn von Montagne die Festung Dilsperg auffordern, bekam aber vom Gouverneur Bartholom. Schmid zur Antwort, er wolle sich biß auf den letzten Bluts-Tropffen tapfer wehren". Von einer der Feste gegenüberliegenden Höhe, die noch heute den Namen Tillystein führt, soll dann der gewaltige Kriegsmann durch ein Fernrohr genau herüber gespäht haben, worauf er, Nachts zwischen elf und zwölf Uhr, mit seinem besten Volk gewaltig Sturm laufen ließ. Doch nach fünfstündigem, erbittertem Kampfe, währenddeß fünf Mal frische Mannschaft ins Gefecht kam, wurden die Angreifer, die schon hie und da die Mauern erstiegen hatten, blutig zurückgeschlagen, so daß sie viele Musketen, Piken und Sturmleitern zurücklassen mußten. Nach einem vereinbarten Stillstand, währenddeß die Todten begraben und die Verwundeten verbunden

werden sollten, ging der Tanz von Neuem los. In acht Stunden wurden aus sechs „Geschützen“ und etlichen „Falkonetlein“ 260 Schuß auf das Schloß abgegeben, ohne daß dadurch jedoch Menschen oder Vieh zu Schaden kamen. Obwohl eine Bresche geschossen war, wagten es die Bayern doch nicht mehr, Sturm zu laufen und hofften, die Burg durch eine regelrechte Belagerung zu gewinnen, nachdem sie nochmals zur Uebergabe aufgefordert hatten. Der tapfere und umsichtige Vertheidiger aber hielt sie, unter dem Vorwand einer mehrtägigen Bedenkzeit, hin, schickte inzwischen seinen Feldprediger David Forgeon gen Heidelberg und Mannheim um Entsatz und erhielt am 14. April die frohe Botschaft, daß solcher heranrücken würde. Den auf Antwort dringenden Feinden erklärte er, sich noch drei Tage ritterlich wehren und dann erst über gütliche Verträge unterhandeln zu wollen. Die Nachricht von dem Ersatz war aber auch schon ins bayerische Lager gedrungen. Da hatten es denn die Belagerer plötzlich eilig; sie steckten ihr Lager in Brand und zogen schleunigst gen Sinzheim, viele Pickel, Hauen, Schaufeln, Geräth, Früchte, Mehl und Wein zurücklassend. Fürchterlich hausten sie im Lande umher. Täglich gab es Scharmützel, die Früchte wurden auf den Feldern angezündet und die wilde Soldateska raubte, mordete, brannte, schändete und trieb alle Unthaten. Besonders auf Heidelberg hatte es Tilly abgesehen, aber er hatte wenig Erfolg, statt dessen manche Schlappe zu erleiden. Am 14. August selbigen Jahres z. B., als 200 seiner Leute fünf Schiffe und 14 Nachen mit Proviant den Neckar hinaufbegleiteten, wurden sie von den Pfälzischen vom Dilsberg überfallen, ersäuft und erschossen, während man sich den Inhalt der Schiffe, welche in Brand gesteckt oder versenkt wurden, wohlgemuth aneignete. So hatte Dilsberg

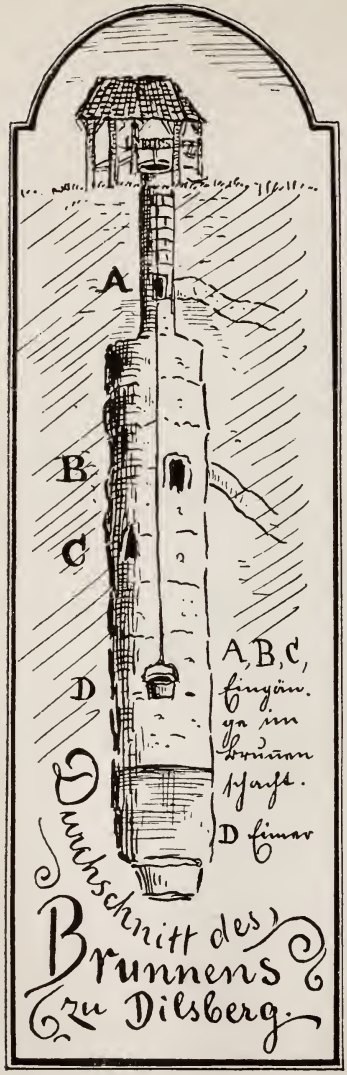
manche glänzende Waffenthat zu verzeichnen, aber das Kriegsglück blieb der Feste nicht immer treu. Bellona ist ja ein ebenso wankelmüthiges Frauenzimmer, wie Fortuna. Als Heidelberg im Jahre 1622 in die Gewalt der Kaiserlichen resp. der Bayerischen gekommen war, fielen mit der Hauptstadt auch bald die ganzen pfälzischen Besitzungen, somit auch Dilsberg, in ihre Gewalt. Sie blieben im allgemeinen Herren im Lande, bis die mit der Pfalz verbündeten Schweden ihnen im Jahre 1633 das Handwerk legten. Der Obrist Ludwig von Schmidberg hatte am 12. Januar das Städtchen Dilsberg genommen und 30 Bayern zu Kriegsgefangenen gemacht, die übrigen, die sich in die Burg zurückgezogen hatten, mußten diese ein paar Tage später übergeben. Durch einen ebenso schnellen, wie geschickten Handstreich gewannen die Schweden unter Abel Moda am 15. Mai auch die Stadt Heidelberg und neun Tage später das Schloß. Aber ihr Besitz war von kurzer Dauer. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen überfluteten die Kaiserlichen bald wieder das Land. Hin und her wechselte in diesem und dem folgenden Jahre das Kriegsglück beim blutigen Waffenspiel in der Pfalz. Im Juli 1635 wurde Heidelberg und Dilsberg von den Kaiserlichen besonders „hart eingesperret", und da alle Mittel zur Verproviantirung abgeschnitten waren, auf keinen Entsatz zu hoffen war, die Munition ausging und die Pest immer größere Lücken in die Reihen der Belagerten riß, so war Abel Moda gezwungen, die Schlösser Heidelberg und Dilsberg zu übergeben. Mit allen Ehren aber durften die Tapfern abziehen. Darauf deutet u. a. § 1 der Capitulationsbedingungen, wo es u. a. heißt: „1. Sollen beyde auf gemeldten Schlössern Heydelberg und Dilsperg liegende, Modische und Kolbische Regimenter, wie auch der darinn sich befindenden Pfältzischen

Compagnie zu Fuß, samt allen denen darinn jetzt anwesenden Officieren und Soldaten, benebst auch dem Englischen Cavalier Gvonville, welcher sich nirgends mit diesem Wesen eingemengt, sondern nur um Besichtigung dero Landen hierher gekommen, der freye Abzug mit fliegenden Fahnen, Ober- und Unter-Gewehr, offenem Trommelschlag, brennenden Lunden, Kugeln im Mund, Bagage, Sack und Pack, auch sich miteinander zu conjungiren und zugleich abzuziehen verstattet" ꝛc.

Soviel von den Schicksalen Dilsbergs zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, an den hier noch eine südöstlich von dem Orte auf einem bewaldeten Berggipfel, Bamholz genannt, gelegene große, viereckige Belagerungsschanze gemahnt. Aus jenen stürmischen Zeiten mag auch die Sage stammen, wonach die Dilsbergsche Besatzung einst auf den schlauen Gedanken gekommen sei, die Stürmenden mit Bienenkörben zu bewerfen, wobei sich die Immen als höchst nützliche Hilfstruppen bewährten. Ich will hier jedoch gleich bemerken, daß die Bienengeschichte nicht dem Dilsberg allein erb- und eigenthümlich zugehört. Sie findet sich, wie die Sage von dem als Bock verkleideten Schneider auf der Mauer der ausgehungerten Stadt, an verschiedenen Orten und ist, wenn auch vielleicht nirgends durch Wahrheit begründet, doch recht gut erfunden. —

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als eine Besatzung pfälzischer Invaliden auf dem Schloß lag, spielte die Festung noch einmal eine Rolle. Die Franzosen wollten sie 1799 überrumpeln und gewiß wäre ihnen das auch gelungen, wäre den Invaliden nicht eine Schaar tapferer und handfester Odenwälder Bauern zu Hilfe gekommen. Da wurde denn den Franzmännern so gewaltig heimgeleuchtet, daß sie nach einem Verlust von 70 Todten abziehen mußten. Mit dieser Waffenthat beschließt die ruhmreiche Geschichte des „Diligesperges",

wie die Burg im mittelalterlichen Urkunden heißt. Sie kam nach und nach in Verfall und wurde nur noch als Staatsgefängniß benutzt. Auch die Heidelberger Musensöhne genossen dort vielfach die Freuden des Karcers, doch scheint der Ort ein recht fideles Gefängniß für sie gewesen zu sein, wie folgende Anecdote beweist: Eines Tages sollen Reisende die Burg zu besichtigen gewünscht haben. Der Invalide und Kerkermeister aber, der auch den Führer machte, erklärte ihnen, die zum Karcer verurtheilten Herren Studenten hätten einen Ausflug in den Odenwald gemacht und bei der Gelegenheit leider die Schlüssel mitgenommen, so daß er den Fremden nichts zu zeigen vermöge. Wie es heißt, um die Unterhaltungskosten zu sparen, wurden die Mauern der verfallenen Feste 1827 auf Abbruch versteigert, und nur weniges hat sich noch erhalten. Dies wenige jedoch, vornehmlich ein hoher Thurm, der mit dem Wehrgang einer noch zum Theil erhaltenen starken, achteckigen Ringmauer durch eine Brücke verbunden ist, bekundet noch die einstige Bedeutung dieses Platzes. Von



der Höhe des Thurmes sieht man weit in die Gegend bis zu den nördlichen Ausläufern des Schwarzwaldes. Drunten im Thal auf der andern Seite des Neckars lagert sich Neckarsteinach am Fuße seiner vier Burgen und gern folgt der Blick den schimmernden Fluthen des Flusses, der sich zwischen den waldigen Bergkuppen dahin schlängelt. Dieser schönen Aussicht halber wird der Dilsberg häufig von Fremden besucht. Auch der merkwürdige Brunnen im Schloßhof zieht hie und da Neugierige herbei. Da ich in den letzten Heften meines Werkes über die Deutschen Schlösser und Burgen (Ebernburg und Marburg) derartige tiefe Schloßbrunnen erwähnte, so freut es mich um so mehr, jetzt einmal einen der berühmtesten im Durchschnitt zeigen zu können. Herr Rath Mays in Heidelberg, ein fleißiger Sammler und kundiger Freund

heimischer Geschichte, entdeckte durch Zufall eine, wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammende schöne Zeichnung, den „Durchschnitt des tiefen Bronnens zu Dillsperg, welcher 368 schuh Tief in Felsen gehauen". Man sieht auf dem Blatte das Brunnenhäuschen, das im Verhältniß zur Tiefe das Brunnens auf der Zeichnung wohl etwas zu hoch erscheint, mit dem Brunnentrog, über welchem sich die Walze zum Heraufwinden des Eimers befindet. Ein mit Quadersteinen sehr sauber gefütterter Canal bildet den obern Theil des Schachtes. Er enthält den Eingang zu einem unterirdischen Stollen, der, wie die Nachforschung erwiesen hat, weiter unterhalb der Ringmauer im Walde seinen Ausweg hat. Letzterer ist aber jetzt wieder verschüttet. In einer gewissen Tiefe erweitert sich der Kanal zu einem wohl zwei Meter weiten, theils in den Felsen gehauenen, theils gesprengten Schacht. Auch in der grausigen, finsteren Tiefe desselben hat man Eingangshöhlen unterirdischer Gänge entdeckt, welch letztere aber bis jetzt noch nicht erforscht wurden. Der Sage nach soll der obere (also der mittlere im Schacht überhaupt), unter dem Neckar weg nach der jenseitigen Burg Schadeck gehen. Ueber den Auslauf des untersten Ganges, dessen Dasein eine dreieckige Höhlung im Schacht verräth, hat sich die Phantasie kaum einer Vermuthung hingegeben. Sicherlich hat ein recht abenteuerlicher Sinn dazu gehört, diese Gänge, die aller Wahrscheinlichkeit nach hartbedrängte Burgherrn vor der Gefangenschaft in die Freiheit retten sollten, in die schauerliche Tiefe des Brunnens zu verlegen. Jetzt ist dieser durch hinabgeworfene Steine, die im Anschlagen an die Wände ein dröhnendes Echo wecken, zum Theil verschüttet, aber dennoch ist es dankbar, sich den Schacht durch einen brennenden Strohwisch beleuchten zu lassen, der helllodernd in weiten

Schlangenlinien in die Tiefe fährt. Bei seinem Scheine kann man wenigstens die Gangöffnung im oberen, ausgemauerten Kanal deutlich erkennen. Außer dem Brunnen ist droben noch die am Eingang zur Ruine stehende, uralte Linde sehenswerth, deren niedriger Stamm einen ganz ungewöhnlichen Umfang hat. Herr Carl Christ in Heidelberg theilt mir mit,

daß früher außer dieser Linde noch eine andere, die „Centlinde", an dem Wege nach Neuhof vor dem Orte gestanden habe, unter der die Centgerichte für die beiden Cente (Verwaltungsbezirke) des Elsenzgaues abgehalten worden seien. Eines Blickes werth ist auch das jetzige, an die Reste eines Thurmes lehnende „Rathhaus" des Ortes, das früher Commandantenwohnung war. An seiner östlichen Mauer sieht

man die Wirkung einer Kanonenkugel. Dilsberg mit seiner malerischen Ruine ist heute noch zum größten Theil von einer Ringmauer umschlossen, aber der Ort ist längst kein „Städelin“ mehr, sondern ein armes Dorf, das schweren Wassermangel leidet und in einigen großen Cisternen ein gewisses Etwas sammelt, das nur einen schwachen Ersatz für die klare Himmelsgabe bietet.

Von Dilsberg gen Steinach führt ein steiler Weg den dicht bewaldeten Bergkegel hinab bis zum Ufer des Flusses. Man läßt sich dort zu dem Städtchen übersetzen. Die Sage aber weiß, wie bereits mitgetheilt wurde, von einem romantischeren Pfade zu erzählen, der zwischen dem Dilsberg bestehen soll und der jenseitigen Burg Schadeck, die, von den vier Burgen am weitesten flußab gelegen, auf einem schier unzugänglichen Felsen klebt und vom Volksmund passend als das „Schwalbennest“ bezeichnet wird. Als erstes Ziel meiner weiteren Wanderung habe ich mir diese interessanteste der Landschadenburgen ausersehen, doch weil ich bereits zu verschiedenen Malen bei meinen Burgfahrten die dörfliche Straße eines kleinen Landstädtchens beschrieben und über junge Enten, kläffende Hunde, schmutzige Kinder, malerische Häuschen mit Mädchenköpfen hinter blühenden Topfgewächsen viele Worte verschwendet habe, will ich jetzt die immerhin recht abwechslungsreiche Wanderung durch Steinach zur Schadeck unberücksichtigt lassen und annehmen, ich hätte mich mit Gottes Hilfe durch den geheimnißvollen, moderfeuchten Gang gezwängt, hätte über mir das Rauschen des Neckar vernommen und mich endlich durch Bauschutt und Erde ans Licht gewühlt. Dann stehe ich in einem engen Hof, oder vielmehr in den Umfassungsmauern eines ehemaligen Wohngebäudes, das in einem stumpfen Winkel gegen das Thal gekehrt ist. Ein, wenn auch

nicht umfangreicher, so doch bequemer Zwinger, gegen die fast in den Neckar abfallende steile Felswand durch eine starke Mauer geschützt, dehnt sich hier auf der kleinen Ebene, die wohl zum größten Theile mühsam dem Felsen abgerungen wurde. Gegen den Berg zu, von welcher Seite allein ein Ueberfall möglich gewesen wäre, kehrt sich eine trutzige, bis zu bedeutender Höhe aufgeführte Mauer, die ebenfalls einen stumpfen Winkel bildet und an den Seiten von zweien, aus ihr vorspringenden Thürmen gedeckt wird. Zwischen ihnen, die räumlich sehr beschränkt sind, führt über die Mauer fort ein Wehrgang, von dem aus sich die Burg recht wirksam gegen einen anrückenden Feind vertheidigen ließ. Mit dem bedeutend tiefer liegenden Wohnhaus stand dieser höchste, theils mit dem gewachsenen Felsen in engster Verbindung stehende Theil der Anlage durch steile Treppen in Verbindung, die über einen engen Hof führten und an die achtzig Stufen zählen mochten. Von dem Berg war die Feste durch einen schmalen, meist in den Felsen gehauenen, trockenen Graben getrennt, durch den auch der Weg vom äußeren Thor zur inneren Burg führte. Außer den erwähnten beiden Mauerthürmen, deren einer in seiner Form an einen Mastkorb erinnert, scheint das unzugängliche Felsennest keinen festen Thurm gehabt zu haben, so daß jene wohl den sonst in den seltensten Fällen fehlenden geräumigeren Bergfried ersetzen mußten. Es ist nicht zu bestreiten, daß die ganze Burg räumlich sehr beschränkt war, daß sie aber, wie es in mehreren einschlägigen Werken heißt, das Urbild eines auf das Nothwendigste beschränkten Burgstalls aus dem 11. oder 12. Jahrhundert sei, ist unrichtig. Es giebt bedeutend kleinere Bauten dieser Art, die in der That nur das aufweisen, was jede Burg haben mußte, nämlich einen mehrstöckigen, bewohnbaren Berg-

fried und eine Mauer, die ihn umschloß. Aus einem Werke in andere übergegangen zu sein scheint auch die Ansicht, daß Schadeck nur aus den beiden verbundenen Thürmen und einigen Außenmauern bestanden habe. Mit einer eigenthümlichen Leichtfertigkeit ist dabei übersehen worden, daß eben eine dieser beiden noch sichtbaren Mauern die verfallene Front eines Wohngebäudes war. Daß die finstere, abenteuerlich aus den Felsen aufragende und enge mit ihnen verwachsene Feste keine architectonische Schönheiten, keine Wappensteine und zierlichen Säulen aufweist, ist natürlich. Wild und ungastlich schaut noch jetzt die vom hessischen Alterthumsverein unterhaltene Ruine, die im Volksmund wohl auch das Rabenschloß genannt wird, ins Thal hinab und macht sich durchaus als einstiges Raubritternest kenntlich. Darauf deutet auch noch eine alte Ueberlieferung, die, wie das in solchen Fällen die Regel ist, starke Anforderungen an die Phantasie stellt. Es soll nämlich zur Blüthezeit der Burgen und ihrer Geschlechter von Schadeck nach Dilsberg eine Kette über den Neckar gespannt gewesen sein, und Schiffe hätten hier nur passiren können, wenn sie einen bedeutenden Paßzoll entrichteten. Weit mehr, wie die Sagen von der Kette und dem unheimlichen Gang, spricht der Name der Burg für die Rolle, die sie einst gespielt hat. Freilich wird sie, wohl die älteste der vier Steinacher Neckarburgen, nicht von der ins 12. Jahrhundert fallenden Zeit ihres Entstehens an die wenig ehrenvolle Bezeichnung Schadeck oder Landschadeneck geführt haben. Die Ritter von Steinach, die sie erbauten und ursprünglich als Allodialgut besaßen, sind gewiß durchaus ehrenfeste, biederherzige Herren gewesen. Dann aber machte die Sage, die meist mit der Fabel verheirathet ist und nur in wenigen Fällen mit der Geschichte auf freundschaftlichem Fuße steht,

einen dieser Ritter, Pleikart, zu einem argen Räuber. Dem vom Kaiser Rudolf von Habsburg errichteten Landfrieden zum Trotz nannte er sich Landschaden, unter kecker Bezugnahme auf einen Artikel des kaiserlichen Erlasses, wonach niemand eine Burg bauen durfte, es sei denn ohne des Landes Schaden. Der Steinacher, der den selbst erwählten Namen natürlich nicht zum Spaß führte, schädigte die ganze Gegend durch Räuberei und Mord und spottete dann auf seinem unzugänglichen Felsenschloß der über ihn verhängten Acht und Aberacht. Das müßige Leben in seinem eng umschlossenen Schlupfwinkel soll ihm aber, wie Gustav Schwab in seinen „Wanderungen durch Schwaben" erzählt, so schlecht bekommen sein, daß er eines Morgens entseelt im Burghofe liegend gefunden wurde. Vielleicht hat ihn, quid juris, der leibhaftige Gottseibeiuns geholt. Noch aber mag sein Geist in den nun verödeten Mauern des Schwalbennestes umgehen, blutiges Unheil zu stiften. So fand zu Anfang der achtziger Jahre dort im Burghof ein Pistolenduell statt, bei welchem der eine der Duellanten deutlich die Absicht kundgab, den Gegner, einen erst zu dem Zweikampf gezwungenen, jüdischen Studenten, nicht zu treffen. Trotzdem erhielt jener einen tödtlichen Schuß in den Unterleib. Der Herr, der mir diese traurige Geschichte erzählte und der seiner Zeit als Arzt bei dem Duell anwesend war, meinte, es sei ganz unheimlich dabei zugegangen und ganz so, als habe der Burggeist selbst der Kugel die gefährliche Richtung gegeben. In jenen Jahren fand in unmittelbarer Nähe der Burg noch ein zweites Pistolenduell statt. Auch dieses endete damit, daß der eine Gegner durch einen Schuß in den Unterleib getödtet wurde. Ob auch dabei der geisterhafte Bligger oder Pleikart die Hand im Spiel gehabt hat? Eigentlich sollte seine arme Seele den ewigen Frieden

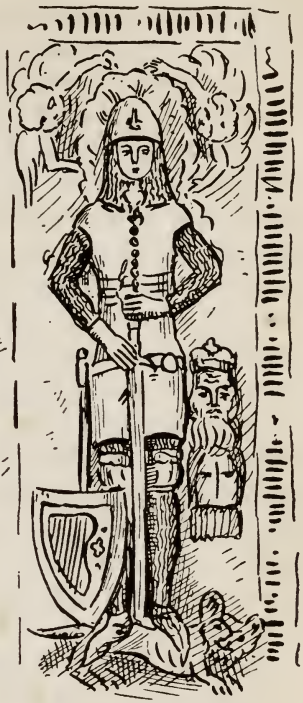
erlangt haben, denn sein Sohn Ulrich that alles, was ein Ritter der Zeit zur Entsühnung des schuldbeladenen Vaters thun konnte: er machte eine Kreuzfahrt, half Smyrna erobern, vernichtete mit seinem schwachen Häuflein die dreimal stärkere Schaar der Feinde, schlug endlich dem Sultan, an den er sich in der Verkleidung eines Spielmanns herangemacht, das ungläubige Haupt ab und zog mit diesem Siegeszeichen und noch mancherlei Beute ins kaiserliche Lager zurück. Der Kaiser verlieh ihm nun den schimpflichen Trutznamen seines Vaters als ehrlichen Geschlechtsnamen, bestätigte dem Tapfern seine Ritterwürde und gab ihm als Helmzier statt der bisherigen Pfauenhälse den gekrönten Saracenenkopf, ein Zimier, das um so merkwürdiger ist, da späterhin auch die Helmdecke durch den silberfarbenen Bart und das Haupthaar jenes Kopfes ersetzt wurde. Die Geschichte Ulrichs erzählt in ganz ähnlicher Weise neben dem bereits angezogenen Gustav Schwab noch A. L. Grimm und Ritfert. Wahrscheinlich hat hier einer dem anderen als Quelle gedient. Auch in der Zimmer'schen Chronik ist von dem frommen Helden Ulrich die Rede. Er spielt dort gewissermaßen eine ähnliche Rolle, wie der Ritter Delorges in Schillers: „Handschuh", und es heißt von ihm:

„Herr Ulrich Landschad ist ein fürnehmer und ein ritterlicher Mann gewest, eins wunderstarken Leibs, der bei seinen Zeiten auch viel mannlicher Thaten begangen. Von dem so schreibt man, daß er in seinen jungen Tagen mit Kaiser Friedrichen, dem andern des Namens, über Meer sei gezogen zum heiligen Land; da hab er ein ungeheuren unter den Ungläubigen und Heiden erlegt, derhalben der römisch Kaiser ihne begabt, auch den gekrönten Heidenkopf ihm uf den Helm gegeben zu ewiger oder doch langwieriger Gedächtnus; dann davor haben die Landtschaden uf dem Helm zwei Horner ge-

führt. In seinem guten und gerübigen Alter ist er zu eim Curfürsten und Pfalzgrafen gen Heidelberg an Hof komen. Derselbig Pfalzgraf hat ein Lewen gehapt, der ist einsmals ußer seiner Wohnung kommen und allerdings ledig worden. Do soll der Curfürst ihne angeredt haben und begehrt, er soll den Lewen wieder in den Stall treiben. Herr Ulrich hätt ein große Beschwerd ob dem Begehr, derhalb er sich entschuldigt mit Vermelden, es seie ein unvernünftigs Tier, an dem auch kein Ehr seie zu erlangen. Aber der Curfürst wollt nit nachlassen und spricht, seie dann er, Landschad, ein so teurer, kecker und starker Mann, wie man allenthalben von ihme sag, so kunde er das mit keinem Fügen wohl abschlagen. Also do es je sein hat müssen, do hat er sein weiß Stäblin in sein Hand genommen und ist ganz verwegenlich zum Lewen gangen, welcher ob seiner Fraidigkeit ein Entsitzen und vor ihme hingeflohen, den nächsten wieder in sein Lewenhaus sich begeben, dessen sich meniglichen hoch verwundert. Vielleicht ist es der Will Gottes gewest. Wie bald das beschehen, do hat er vom Fursten ein Urlaub genommen mit Vermeldung, es sy nit menschlich, viel weniger furstlich gehandlet, ein getreuen Diener ohne alle Not an solliche greuliche und unvernunftige Tier, an deme kein Lob oder Ehr zu erlangen, zu wagen und in Dod zu schicken; ist darmit darvongezogen und soll hinfuro an den Hof weiter nit kommen sein."

So sagenhaft diese Mären über Ulrich von Landschaden auch klingen, das ist wenigstens gewiß, daß ein Landschaden dieses Namens gelebt hat. Sein Grabstein in der Kirche zu Neckarsteinach, die auch noch viele andere Grabmäler der Landschaden enthält, giebt Kunde davon. Da steht der Recke, erbarmungswürdig steif in Stein gehauen. Engel von abenteuerlicher Gestaltung halten ihm ein Kissen unter das Haupt.

Zur Rechten lehnt sein Schild mit der Harfe, zur Linken steht der Topfhelm mit der eigenartigen Helmzier. Die Umschrift des Steines: „ccclxix. in. die. sancti. michahel'. o. vlricus. lantschad. miles." sagt uns, daß der Ritter Ulrich Landschad 1369 am Tage des heiligen Michael starb. —



Grabmal Ulrichs von Landschad.

Da ich nun einmal der Sage Rechnung getragen, darf auch die Geschichte der Landschaden von Steinach nicht übergangen werden, wenngleich diese im Großen und Ganzen nicht viel Interessantes bietet und zum Theil recht verworren ist. Es ist nicht eben leicht, die verschiedenen Zweige des Geschlechts auseinander zu halten, zumal in allen der Vorname Bligger oder Pleikart sehr beliebt war. Auch hatten alle bald mehr, bald weniger Antheil an sämmtlichen Steinacher Burgen und das Wappenbild, die Harfe, war auch das gleiche, wenn auch nicht in gleichen Farben. Denn während der Schild der älteren Steinacher die Harfe golden auf blauem Grunde oder silbern auf rothem Grunde zeigt und die Helmzier zwei Pfauenhälse hat, führen jene Steinacher, die sich zuerst den Namen der Landschaden beilegten, auf dem Goldgrund ihres Schildes eine schwarze Harfe mit rothen Saiten und als Helm-

zier den bereits erwähnten gekrönten Kopf. Derartige Wappenunterschiede bei den Zweigen eines Stammes finden sich häufig, so z. B. auch bei den Hohenzollern.

Die Steinacher, wahrscheinlich aus Sachsen eingewandert, finden wir im 12. Jahrhundert bereits als Lehensleute und im Dienste der Wormser Bischöfe am Neckar sitzen. Daß die Familie in hohem Ansehen stand, beweist der Umstand, daß ein Bruder des in den Urkunden zuerst genannten Bligger von Steinach, Konrad, im Jahre 1150 Bischof von Worms wurde, den Kaiser Barbarossa auf dessen erstem Römerzug begleitete und auch später noch von ihm mit wichtigen Sendungen betraut wurde. Ein Sohn des erwähnten Bligger, der auch des Vaters Namen führte, machte der Harfe in seinem Geschlechtswappen alle Ehre: er war ein geachteter Minnesänger, den eine unglückliche Liebe zu einer Fahrt ins gelobte Land trieb, der aber, heimgekehrt, nicht etwa wie der Toggenburger als Leiche eines Morgens dasaß, nach dem Fenster der Geliebten schauend, sondern sich muthig an Kriegszügen Heinrichs VI. und Ottos IV. betheiligte. Die von seinen Söhnen gegründeten Linien, deren eine sich nach dem Schlosse Harfenberg nannte, erloschen bald, hingegen blühten die von seinem Bruder Konrad abstammenden Steinacher, die sich wahrscheinlich den Namen der Landschaden zulegten, noch lange fort. Als erster der diesen Namen Führenden wird in einer Verkaufsurkunde aus dem Jahre 1276 ein Bliggerus Landschade de Steinach als Zeuge genannt, der, wie die ersten seines Geschlechts, in dem reich von ihnen begabten Kloster Schönau seine letzte Ruhestätte fand, während die späteren Steinacher in der Kirche des Ortes, wo sie saßen, beigesetzt wurden.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir zwei verschiedene, von den Brüdern Diether I. und Bligger VIII.

gegründete Landschadenlinien, von denen die des ersteren schon bald einging. Sie hat nur insofern für uns Interesse, als der letzte des Zweiges, Konrad X., seine einzige Tochter an einen Schweikardt von Sickingen verheirathete; sie wurde die Urgroßmutter Franz von Sickingens. Der vorerwähnte Gründer der andern Linie, Bligger VIII., machte im Verein mit seinem Sohne Heinrich und seinem Vetter die Feste Steinach zum offenen Hause für den Kurfürsten Ruprecht I., den nachmaligen Gründer der Universität Heidelberg. Ein anderer Sohn Bliggers, Bligger IX., heirathete 1398 in zweiter Ehe eine arme Heidelbergerin Namens Else: „Durch Gotzwillen vnd meyner Selen Heile und Libes Krancheit willen."

Ich könnte noch eine ganze Reihe von Landschaden aufführen, aber es genügt wohl, wenn ich nur die durch Stellung und Ansehen bedeutendsten des Geschlechtes hervorhebe. Da tritt uns zunächst Herr Hans Ernst Landschad von Steinach als weiser Lehrer und Erzieher des nachmaligen Kurfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz entgegen, ein Mann, von dem Michael Behaim u. a. in seiner Reimchronik berichtet:

Under andern (Lehrern des Prinzen) einer mit Flis
Genannt Meister Hans Ernst vast wyß,
Vernunftig, sittig, hochberumbt,
In sieben Künsten wohl erkunt.

Er blieb auch später ein vertrauter Rath seines Fürsten, ebenso wie sein Verwandter Bligger XI, welcher 1483 die Kirche zu Neckarsteinach ausbaute und verschönerte und wahrscheinlich um die Wende des Jahrhunderts starb. Sein stark beschädigtes Grabmal und das seiner „Frauwe Mye geborn von helmßt" ist noch an der Kirche zu sehen. Einer der hervorragendsten der Landschaden ist unstreitig der Sohn des

Vorgenannten, der im Jahre 1465 geborne Hans II. Früh schon erwies er sich im Kampfe gegen die Türken und bei einer Wallfahrt zum heiligen Grabe als tapferer Held, diente auch in drei Schlachten als pfälzischer Kriegsoberster dem Kaiser Max in der pfälzisch-bayerischen Fehde. Hans, der 1509 Rath des Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz und später Hofmarschall wurde, neigte der Luther'schen Lehre zu, so daß er sich sammt seiner zweiten Gemahlin Margarethe von Fleckenstein im Jahre 1522 „des Papstthums entschlug und Luthers Lehre für christlich erkannte." Dieser Schritt brachte dem Ritter, der überdies an einem „armen leimen (lahmen) Körper" (er hatte 20 Jahre lang das Podagra) litt, vielerlei Unannehmlichkeiten, sonderlich aber der Umstand, daß er 1524 den durch die österreichische Regierung aus Kenzingen vertriebenen Prediger Jacob Otther als evangelischen Geistlichen nach Neckarsteinach berief. Er suchte diesen Mann, der ihm später in einer Schrift ein schönes Denkmal der Dankbarkeit setzte, gegen alle Angriffe zu halten und zu vertheidigen, konnte aber nicht hindern, daß Otther im Juni 1526 gewaltsam aus dem Amte vertrieben wurde. Gleich Franz von Sickingen hat der mannhafte Ritter Hans seinen religiösen Standpunkt auch mit der Feder zu vertheidigen gesucht. 1522 schrieb er, „der weltlichen Sachen müßig", „Ain Missive von dem strengen und festen H. Hans Landschadt zu Steynach Ritter, an den durchleutigisten Herren Ludwygen von Gottes Gnaden Pfoltzgrauff bey Rheyn. Von wegen der göttlichen Leer, zu beschirmen. Gott zu Lob, und allen chryst-glaubigen Menschen nützlich." Auch im Darmstädter Archiv findet sich noch ein sechs Pergamentbogen umfassendes „Bekenntnis des Ritters Hans Landschaden zu Steinach, wie und aus was Ursachen er vom katholischen zum lutherischen Glauben

übergetreten sei, sowie dessen Stiftung des evangelischen Predigtamtes und gemeinen Kastens zu Steinach, vom Jahre 1527". Er starb im 66. Jahre seines Lebens am 7. Nov. 1531. In der Kirche zu Neckarsteinach findet sich sein und „seiner leczten hausfrauwen Margareta" stattliches Epitaphium, das in über hundert Reimzeilen seine Lebensgeschichte erzählt. Neuerdings ist der Ritter auch zum Helden eines Romans* gemacht worden, wozu ihm seine wechselreichen Schicksale gewiß befähigten.

Nach wie vor finden wir viele Glieder seiner Familie oder deren Seitenlinien in kurpfälzischen Diensten. Sein Sohn „Hans Pleikart Landschaden, von und zu Steinach und Aichelsheim, Churf. Pfaltz. Marschalk und Großhofmeister" zeichnete sich namentlich dadurch aus, daß er für seine Dörfer Eichholzheim und Heidenspach eine Gerichtsordnung verfassen ließ, die als eine der vollständigsten des 16. Jahrhunderts gilt. 1568 begleitete er den Pfalzgrafen Johann Kasimir auf einem Zuge zur Unterstützung der Hugenotten nach Frankreich und 1583 beschloß er sein bewegtes Leben und fand in der Kirche zu Neckarsteinach seine letzte Ruhestatt. Zu Ruhm gelangte noch einer des Geschlechts, nämlich Pleikart XIV., der 1612 mit als Gesandter nach England ging, um für den Kurfürsten Friedrich V., den nachmaligen Winterkönig, die Hand der englischen Prinzessin Elisabeth zu erbitten. Er geleitete auch im folgenden Jahre die Braut nach Deutschland. Kriegerische Lorbeern erwarb er sich 1622 bei der Belagerung Heidelbergs durch Tilly. Er schlug bei einem Sturm auf das Speyerer Thor mit seiner Compagnie die Feinde blutig zurück. Mit seinem Sohne Friedrich (gest. 1. Nov. 1653) erlosch das

* „Hans Landschadt von Staynach". Ein Kulturbild aus der Reformationszeit von Rud. Bern. von Walther. (Heidelberg, Karl Winter).

Geschlecht der Landschaden gänzlich. Zwar geht die Sage, die in Heidelberg angesehene Kaufmannsfamilie Landfried sei der Ritterfamilie entsprossen und gewissermaßen eine Seitenlinie, welche den an sich nicht rühmlich klingenden Namen geändert habe. Aber der Beweis ist schwerlich beizubringen. Trotzdem möge hier ein aus den Heidelberger Jubeltagen stammendes Sprüchlein des Herrn Dr. G. Waltz Platz finden, welches die beiden Namen in humoristischer Weise zusammenstellt. Es heißt:

Der Landschad auf dem Schwalbennest
Hat einst die Schiffersleut gepreßt.
Landfried machts besser, meiner Seel,
Der preßt den Toback und das Oel.

Soviel von der Geschichte der Landschaden, und nun zu ihren Burgen, deren erste, Schadeck oder Schwalbennest, bereits beschrieben wurde. Sie war das älteste freie Besitzthum der Familie in der Gegend, vollständig reichsunmittelbar, während die Landschaden die übrigen Burgen als directes Lehen von Worms oder Speyer oder aber als Afterlehen von solchen Herren (wie z. B. von den Lauffen auf Dilsberg) besaßen, die selber damit belehnt waren. Wohl hat es Zeiten gegeben, wo diese oder jene der Steinacher Burgen einen oder mehrere andere Herren hatte und die Zersplitterung der Güter durch Erbtheilungen und Lehnswirthschaft zeigt sich kaum in grellerem Lichte, wie hier. So mußte Schadeck, nachdem es 1335 von den Brüdern Bligger und Diether Landschaden um 400 Pfund Heller an den Erzbischof von Trier verkauft worden war, vielen Herren auf einmal dienen. 1395 hatten z. B. vier Glückliche zusammen $^1/_6$ der Burg inne, sodaß auf jedem $^1/_{24}$ an dem Bauwerk kam. Als Antheilhaber an einer oder mehrerer der Burgen finden wir im Laufe der Zeit

außer der ursprünglichen Lehensherrschaft Worms und außer den Landschaden u. a. folgende Herren: Triegel von Daudenzell, die Grafen von Lauffen, Grafen von Erbach, die Bischöfe von Speyer, das Erzstift Mainz, die Herren von Helmstadt, von Hirschhorn, von Metternich, von Mauer, Münch von Rosenberg, von Angeloch, von Handschuchsheim, von Niperg, die Bischöfe von Trier ꝛc. Aber trotz diesen verwickelten oder vielseitigen Besitzverhältnissen blieben die Burgen alle aufs engste mit der Geschichte der Landschaden verknüpft, so zwar, daß kein anderer ihrer Besitzer oder Mitbesitzer sonderlich wichtig für Neckarsteinach geworden.

Von Schadeck gelangt man auf einem steilen Fußweg in wenigen Minuten nach der Hinterburg,* einer der romantischsten Ruinen, die ich gesehen habe. Bei ihrem Anblick kam mir ein schönes Gedicht in den Sinn, worin von der Prinzessin Waldlieb die Rede ist. Als diese schöne Königstochter gestorben war und in der Kapelle der Burg begraben lag, da verfielen nach und nach die Mauern, und Jahr um Jahr rückte der Wald näher herbei, überschritt die Schwellen der Feste, um die Todte, die ihn so geliebt hatte, zu umfangen. Nach Jahrhunderten war sein Ziel erreicht. Der Epheu umspann die Hallen, Brombeersträucher umrankten das Gestein und flüsternde Zweige neigten sich trauernd zum Grabmal Waldliebs. So hat auch der Wald von der Hinterburg zu Neckarsteinach Besitz genommen. Ueberall grünt es und wuchert es in den Gräben und auf den Mauern, und hoch oben auf dem mächtigen, noch wohlerhaltenen, viereckigen Bergfried

* Diese Hinterburg, welche von einigen Forschern als die älteste der Steinacher Burgen angesehen wird, führte ursprünglich den Namen „Schadeck“ der sich dann mit der Zeit auf das wohl von Touristen so getaufte „Schwalbennest“ übertrug.

haben sich gar einige starke Kiefernbäume angesiedelt. Die Burg, obgleich nicht groß im Umfang, scheint doch ein wohleingerichteter starker Rittersitz gewesen zu sein. Von ihrer einstigen Wehrhaftigkeit zeugt hauptsächlich, neben dem noch stehenden Thurm, der Rest eines andern, gegen den Neckar zu gelegenen, der seiner Zeit leider niedergelegt werden mußte. Denn als dem Dampfroß durch den Felsen, der diese poetisch anmuthende Ruine trägt, ein Weg gebohrt wurde, zeigte sich der steinerne Gesell so unmuthig über diesen Fortschritt der Zeit, daß er bedenkliche Risse bekam, die seine Abtragung nöthig machten. Die Burg, die 1314 zum ersten Male erwähnt wird, damals aber schon eines neuen Aufbaues bedurfte, wurde 1426 an Wiprecht von Helmstadt verpfändet und ein Jahr später befinden sich auch die Ritter von Angeloch in ihrem Mitbesitz. Im selben Jahre wurde ein Burgfrieden abgeschlossen, der für die Geschichte des mittelalterlichen Burg- und Ritterwesens hochinteressant ist und über den wir dem verdienstlichen Werkchen des Pfarrers Schneider über Neckarsteinach und seine Umgebung das Folgende entnehmen: „Nach einer Grenzangabe (zwischen den Inhabern der Burg), wird gegenseitige Verträglichkeit anbefohlen; würden aber etliche Knechte „stoßig“ in der Stadt, Schloß oder auswendig, ausgenommen in der Hinterburg, so sollen die andern Knechte oder Hintersassen sie in den Thurm legen, und der Urheber des Streits soll dem Herrn, welchem er angehöre, „bessern“, d. h. eine Buße bezahlen. Will ein Theil jemand in dem Städtlein oder der Vorderburg „enthalten“, so sollen dieselben geben: Fürst oder Reichsstadt 40 Gulden und vier Armbrüste, Herr 20 Gulden und zwei Armbrüste, Ritter oder Knecht sechs Gulden und eine Armbrust. Dies Geld soll an den gemeinen Bau fallen an die Stadt und an die Vorderburg

und die Armbrüste zur gemeinen Wehr darinnen. Die Enthaltung dauert, so lang der Krieg währt. Wer mehr als Jahr und Tag Krieg hat, dessen Enthalt soll ab sein. Thorwärter und Wächter sollen ihr Gesicht und Gehör haben und „nit gebreßhafft" sein. Wäre ein „Besaß" (Belagerung) des

Städtleins oder der Vorderburg zu erwarten, so sollen sie zu Rate werden, daß beide mit Geschütz und andern Sachen versorgt werden. Wenn ein Theil Feinde gewinnt und Leute einlegt, so soll es geschehen ohne Schaden für die armen Leute des andern, Stallung, Heu und Stroh ausgenommen.

Würde einem Theil Städtlein oder Burg eingenommen, so soll kein Frieden gemacht werden ohne Wissen und Willen des andern. Will einer sein Theil versetzen, so soll er es drei Monate zuvor dem andern anbieten."

Vor der Hinterburg führt ein reizender Waldweg zu der um mehrere Büchsenschüsse entfernten Mittelburg. Man genießt auf diesem Pfade einen angenehmen Blick in das Thal der Steinach, die einen von steilen, waldigen Berghängen ein-

gefaßten, freundlichen Wiesengrund durchrauscht und am Fuße der Vorderburg in den Neckar mündet. Herzog Carl Theodor hat 1770 bei Schönau in den muntern Bergstrom Perlmuscheln einsetzen lassen, die lange Zeit eine zufriedenstellende Ausbeute lieferten; neuerdings ist die inzwischen vernachlässigte Perlzucht durch einen Artikel der Heidelberger Zeitung wieder in Anregung gebracht worden.

Die Mittelburg, von sämmtlichen Steinacher Burgen die umfangreichste, zeigt sich heute, besonders nach der Neckarseite,

als ein geschmackvolles Gebäude, das freilich bei seiner „Restaurirung“ den ursprünglichen Charakter vielfach eingebüßt hat. Eine Zeichnung von Karl von Graimberg aus dem Jahre 1816 macht uns das z. B. deutlich. Wohl mag in einzelnen Theilen der ursprünglichen Anlage Rechnung getragen worden sein, aber mindestens ebenso sehr den Forderungen, welche unsere Tage an eine bequeme Wohnung stellen, und so bietet sich die Burg dem Auge als ein erker- und zinnenreiches, mit weiten Wirthschaftsgebäuden versehenes Schloß dar, als ein selbstgefälliger Landjunkersitz, an dem nur eins als durchaus echt und stilvoll bezeichnet werden kann, nämlich die alte mächtige Linde gegen das Thal der Steinach zu. Heute vertheidigen keine tapferen Reisigen mehr die Zugänge zu der einst so trutzigen Mittelburg. Dieses Geschäft ist jetzt einer Anzahl von Tafeln mit der Aufschrift „Eintritt verboten“ überlassen worden. Sie geben dem Wanderer Kunde, daß die Burg kein „Offenes Haus“ mehr ist. Nach dem Aussterben der Landschaden fiel sie an die von Metternich und später an deren Erben, die Freiherrn von Dorth, die heute noch in ihrem Besitz sind und denen auch die Vorder- und Hinterburg zu eigen. Die erstere, vielleicht hundert Schritt entfernt, ragt hoch über den Dächern des Städtchens empor und wurde einst insbesondere „die Landschadenburg“ genannt. Bis zu Anfang dieses Jahrhunderts soll es in dem alten Gemäuer gespukt haben. Von der ursprünglichen Anlage ist noch der alte Thurm vorhanden, auf dem, wie auf dem der Hinterburg, allerlei Gesträuch Wurzel schlug. Gegen den Neckar zu ist ein Haus wiederhergestellt worden, in dem ein von Dorth'scher Verwalter wohnt. An die einstigen Besitzer erinnern am äußern Thorbogen zur Burg noch zwei Wappen und einige Buchstaben, sowie die Zahl

1568. Diese Zeichen weisen auf den Ritter Hans Landschad von Steinach und sein Eheweib Margarethe von Erlikheim. Lebhafter aber mahnt an das ruhmreiche Geschlecht, das einst auf diesen Burgen saß, die Landschaden'sche Harfe über dem innern, gothischen Thor. Sie sagt uns, daß einer von denen, die sie im Schilde geführt, nicht nur im Dienst des Mars, sondern auch in dem des Apollo gestanden hat. An letztgenannten Gott werden wir übrigens noch beim Besuch der Steinacher Burgen erinnert, denn wie er einst den Marsyas geschunden, so zieht heute die Burgherrschaft alljährlich unzähligen armen jungen Eichen in ihren Schälwaldungen die Haut ab und erwirbt sich so ein wesentliches Verdienst um die vaterländische Gerberei und den deutschen Lederhandel. So ändern sich die Zeiten.

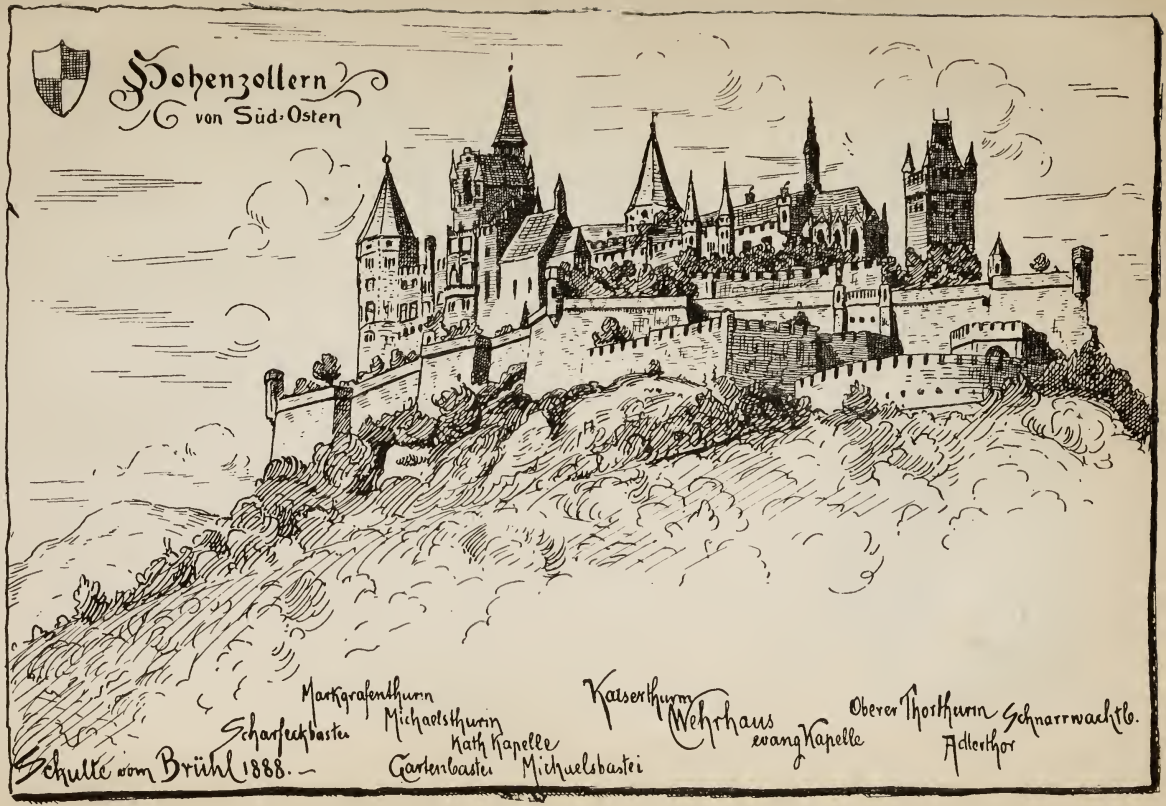
Die Hohenzollernburg.

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.


Hohenzollern
von Süd-Osten
Markgrafenthurm
Scharfeckbastei
Michaelsthurm
Kath. Kapelle
Gartenbastei
Michaelsbastei
Kaiserthurm
Wehrhaus
evang. Kapelle
Oberer Thorthurm
Schnarrwachtth.
Adlerthor
Schultz vom Brühl 1888.

Die Behauptung, man könne die Schicksale eines Geschlechts aus der Lage seines ursprünglichen Stammsitzes erkennen oder vorhersagen, mag eine gewagte sein, aber oft habe ich die Bemerkung gemacht, daß Geschlechter, deren Ahnen hoch und frei auf stolzem Bergessitze horsteten und deren Sinn sich weiten mußte beim Weitausblick in die Lande, den Zwang engerer Verhältnisse durchbrachen, daß sie sich ausbreiteten, immer mächtiger wurden und eine Rolle in der Weltgeschichte spielten. So lag die Burg der Hohenstaufen frei auf mächtigem Bergkegel, so schaut heute noch die Aargauische Feste,

Schattenriß der Burg Hohenzollern von Nord-Westen.

die dem Geschlechte der Habsburger den Namen gab, vom höchsten Theile des Wülpelsbergs in das schöne Dreistromland der Aare, Reuß und Limmat. Doch herrlicher in ihrer verjüngten Gestalt thront Hohenzollern, die Stammburg unseres ruhmreichen Kaiserhauses, auf jenem stolzen Bergesgipfel, der einst, da Urweltskräfte die schwäbische Alb aufthürmten, als mächtiger Vorposten gen Westen gestellt wurde. Sorglich und treu blickt er immer noch in die Lande, und der Reisende, der heutigen Tags auf glatten Eisenbahnen von Tübingen her dem schwäbischen Meere zueilt, sieht sein zinnenumstarrtes Haupt über jede Erhöhung herüberlugen. Ein Gefühl der Weihe mag jeden ergreifen, der seiner ansichtig wird, denn der hohe Zollerberg mit seiner Burg ist uns gewissermaßen ein National-Heiligthum geworden, in dessen Mauern und Felsen die erhabene Göttin der Geschichte unzerstörbare Worte eingrub, Worte von den Thaten eines edlen Heldengeschlechtes und Worte von den Thaten eines adligen Volkes.

Dem Tage, an dem ich Hohenzollern besuchte, mangelten

milde Luft und Sonnenschein. Zwar war es im Julimond, aber feuchtkalte Winde schnoben über das Gelände und am Himmel jagten dunkle Wolken hin. Das was das rechte Wetter, um die sagenreiche Burg im stimmungsreichsten Licht zu sehen, und unverdrossen kämpfte ich gegen den Sturm und wanderte vom Bahnhof Zollern aus meinem hochragenden

Hohenzollern von Westen.

Ziele entgegen. Eine ganze Weile geht es über eine öde Straße dahin, aber der stete Anblick der Burg macht die Wanderung interessant, denn stets zeigt sich das hehre Bild dort oben in einer andern, malerischen Gestaltung. Gigantisch und formenreich bietet sich der stolze Bau dem Auge von Nordwesten dar, doch unvergleichlich majestätischer in seiner Einfachheit tritt er hervor, wenn man ihn weiterhin nur von

seiner schmalen, westlichen Seite erblickt. Dann gleicht die Burg mit dem schlanken Mittelthurm, den beiden mächtigen Seitenthürmen und den glatt hervortretenden, kühnen Bastionen ganz einer Krone, die sich hellschimmernd über dem von dunklem Walde umkränzten hohen Bergkegel erhebt. Lebhaft wurde ich bei diesem Anblick an ein Gemälde des verstorbenen Eduard von Steinle erinnert, der mit großartiger Phantasie den Augenblick darstellt, wo die herrliche Gralsburg dem staunenden Parcival zuerst erscheint.

Was den Anblick Hohenzollerns an jenem Tage großartiger machte, waren die sich im Hintergrunde finster aufthürmenden, an den Rändern wild zerrissenen Regenwolken und die fernliegenden, wie ungeheure Grabhügel erscheinenden Bergzüge der Rauhen Alb, denen der dunkle Tag einen ganz eigenartigen, schwarzblauen Farbenton gab. Ich weiß nicht, wie lange ich auf einem Stein am Wege gesessen habe, um dies gewaltige Stimmungsbild, das gleichzeitig den großen Stil einer historischen Landschaft in sich vereinigte, voll und ganz in mich aufzunehmen.

Weiterhin gen Südwesten wird die Ansicht der Burg wieder vielgestaltiger und bunter, während sich ihr Bild von Südosten in seiner reichsten Pracht zeigt und ein ganzes Heer von Thürmen und Zinnen, von Mauern und Dächern, Erkern und Altanen aufweist. Doch diesen Anblick mußte ich mir erst mit einiger Mühe erringen, denn der an sich wohlgehaltene Weg, der sich in weiten Schlangenlinien dem Gipfel des 776 Meter hohen Berges zuwindet, ist heute aufgeweicht und schlüpfrig und die abkürzenden, steilen Fußpfade sind von dem wochenlangen Regen ganz ungangbar geworden. Dabei erschwert der Wind das Weiterkommen ungemein. Rücksichtslos braust er daher und höhnt mit wildem Pfauchen

einige Krähen, die zornig krächzend gegen ihn anzukämpfen suchen.

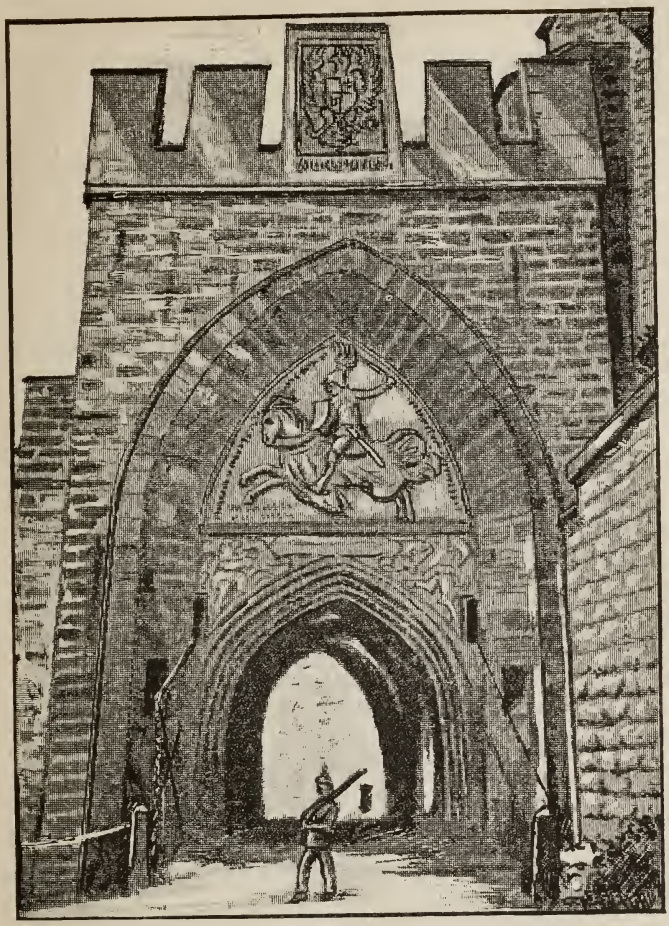
Dann ist der Wald erreicht, der die steilen Hänge des Berges dicht umkleidet. Die hohen Bäume gewähren Schutz vor dem Winde, der nun ernst und brausend durch die Baum-

kronen orgelt, gleich als singe er in seiner gewaltigen Sprache uralte Heldengesänge. Zwischenher tönt öfter ein helles Horngeschmetter, das, wenn es auch nur in einzelnen Tönen ans Ohr dringt, doch wunderbar zu dem hehren Gesammtaccord paßt. Die übenden Hornisten der auf der Burg liegenden, starken Soldatenabtheilung sind es, die, sich dessen wohl kaum

bewußt, mit ihren hellen Signalen das Naturkonzert so wirksam verstärken. So geht es fort durch den rauschenden Wald. Zur Hälfte ist der Weg zum Ziele zurückgelegt, da zwingt mich ein mächtiger, steinerner Wärter, ein kurzer, starker Thurm, zum Verweilen, aus dessen Gemäuer Schießscharten drohend gähnen. Aber sie meinen es nicht so ernst, denn der Thurm ist kein Festungswerk, sondern er steht im Dienste der Dampfkraft; seine Bestimmung ist es, eine Maschine in starker Hut zu halten, welche aus einem nahen Sammelbecken, dem Fuchsbrunnen, Wasser in die Burg treibt und so einem Uebelstande leidlich abhilft, der sich droben Jahrhunderte lang bemerklich machte.

Meinen Weg fortsetzend, gelange ich bald aus dem Bereich des Hochwaldes in höhere Zonen, wo auf dem mit geringer Humusdecke versehenen Kalkfelsen nur noch Buschwerk Nahrung findet. Daraus erheben sich steil und trutzig die Bastionen der Burg mit ihren „Pfefferbüchsen", den an den Ecken vorspringenden kleinen, steinernen Schilderhäuschen. Jetzt erst, wo ich unter den Mauern des Bauwerks dahinwandle, erhalte ich den rechten Eindruck von ihrer Macht und Größe. Der Ausblick über die Baumkronen fort ins weite Land oder in die Thäler und zu den Bergeshöhen der näheren Umgebung erhöht bedeutend den Eindruck des Hohen und Stolzen, den man von der Burg empfängt.

Ehedem war der Aufgang zu ihren Mauern beschwerlicher, und vom ersten Außenwerk bis zu ihr hin mußten neun, mit Eisen stark beschlagene Thore auf engem, steilem Pfade durchschritten werden. Die gegenwärtigen Vorwerke der Burg steigen nicht tief hinab, doch beträgt die Höhe von ihrem Zugang bis zum oberen Burgfelsen immerhin noch über 20 Meter.



Das Adlerthor.

Man tritt in die ausgedehnten Anlagen zunächst durch das östlich gelegene, in einfach edlem Stil aufgeführte Adlerthor, das seinen Namen von dem die mittlere der fünf Zinnen des Thores zierenden preußischen Königsadler hat. In den Krallen hält er Scepter und Reichsapfel, sein Haupt trägt die Königskrone und auf der Brust führt er den Zollernschild. Passend und deutungsreich ist unter ihm der Wahlspruch des Kgl. Hausordens von Hohenzollern angebracht:

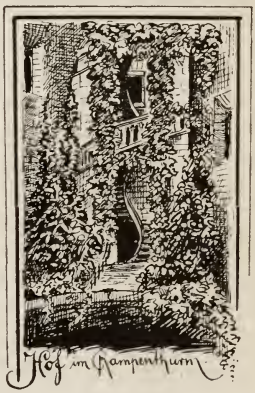
Vom Fels zum Meer.

Der Spitzbogen des Thors ist oben mit einem Relief geschmückt, welches den Kurfürsten Friedrich I. auf sprengendem Roß darstellt und nach seinem noch erhaltenen Siegel angefertigt wurde. In den Ecken unterhalb des Bildes werden von den Hohenzollernschen und Burggräflich-Nürnbergischen Wappenthieren, dem Bracken und dem Löwen, zwei Spruchbänder gehalten, welche bekunden, daß der Neubau der jetzigen Hohenzollernburg 400 Jahre nach Fertigstellung der alten Burg stattgefunden habe. Die Sprüche lauten:

Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund,
Bauen die Burg auf festem Grund.
1454.
Mich baute Preußens starke Hand,
Adlerthor bin ich genannt.
1854.

In seltsamem Gegensatz zu dem stolzen Ritter auf muthigem Roß, der auf dem Bildwerk in der Thorfüllung das Schwert zückt, steht der schlichte Fußsoldat unserer Tage, der mit geschulterten Repetiergewehr am Eingang Wache hält. Aber so groß dieser Gegensatz auch ist, der Junggermane im blauen Rock mit blanken Knöpfen sieht so stramm und wehrhaft aus, als sei er eigens zur Staffage für das stolze Bau-

werk erfunden. Auch später habe ich droben mit großer Genugthuung bemerkt, daß unsere Uniform in diesen Gebäuden, die trotz ihrer Neugeburt so stark an die Feudalzeit gemahnen, durchaus nicht wie ein Verstoß gegen die Zeitrechnung auffällt. Ja, es ist sogar der etwas sonderbare Wunsch in mir lebendig geworden: Wenn doch unsere ganze waffentragende Mannschaft in solchen wiederhergestellten Burgen hausen könnte, anstatt in den langweiligen, dem Auge meist so wenig erfreulichen Kasernenbauten.



Die bereits erwähnte, bedeutende Steigung vom Adlerthor bis zum Burghof ist in höchst sinnvoller Weise dadurch überwunden worden, daß der Weg bei engem Raume sich mehrere Male zum Ausgangspunkte zurückwendet und zwar um und durch einige Thürme und einen langen Tunnel. Bei dieser spiralartigen Wanderung, die hie und da hoch über den Pfad fortführt, den man eben gegangen, bieten sich einige hübsche Ueberraschungen. Durch die Windungen des Weges werden nämlich drei kleine, Ziergesträuch und Cisternen enthaltende Höfe umschlossen, und der Einblick in diese lauschigen Winkel ist recht anmuthig. Besonders reizvoll gestaltet er sich an dem vom General von Prittwitz sinnreich erbauten Rampenthurm. Den langen Tunnel des untern Weges hinschreitend, schaut man durch einige Oeffnungen in das kleine Idyll, sieht eine zierliche Wendeltreppe, deren Häuschen von Schlingpflanzen dicht umrahmt ist, in die Höhe steigen und hat das

Empfinden, als müsse man dort plötzlich ein schönes Schloßfräulein erscheinen sehen, das in dem stillen, weltabgeschiedenen Gärtchen ein zierliches Brieflein des fernen Geliebten zu entziffern strebte, oder sich sonst einer idyllischen Thätigkeit hingäbe.

Hat man den Rampenthurm durchschritten und die droben auf einer Ballustrade über dem Thor des Tunnels angebrachten Steinfiguren zweier mittelalterlicher Thorwärter hinterwärts bewundert, so ladet der obere Thorthurm zum Eintritt in den Schloßhof, anderseits aber locken die vorspringenden Bollwerke vorab zur Ausschau in die Gegend. Ich wandte mich der zunächst liegenden Schnarrwachtbastei zu, die einen schönen Blick gen Osten auf Thäler und Höhen der schwäbischen Alb gewährt. Kanonen, Siegestrophäen aus den ruhmreichen Feldzügen Deutschlands in unserm Jahrhundert und einige andere Stücke, auch eine Mitrailleuse, stehen auf diesen Basteien, mehr zum Schmuck, als zur Wehr und schauen dräuend in die Weite. An das Rohr eines dieser Geschütze, dessen Inschrift bekundete, daß es in Straßburg erobert worden war, lehnte ich mich. Die hehre Zeit des deutschen Siegeslaufs zum Herzen Frankreichs kam mir ins Gedächtniß. Da war es, wo der Oberfeldherr der verbündeten Heere, der greise König Wilhelm von Preußen, zum Kaiser des endlich wieder geeinigten Vaterlandes ausgerufen wurde. In ihm hatte das edle Geschlecht, das von dieser stolzen Burg ausgegangen war, die höchste Staffel des Ruhmes erstiegen. Jahre des Friedens, lange Jahre der innern Erstarkung des Reiches und der Machtentfaltung nach außen folgten. Da kam die Zeit, wo der erste Kaiser des neuen Reiches, wo Wilhelm Barbablanca in hohem Alter das müde Haupt zur Ruhe neigte und Scepter und Schwert den Händen bewährter Erben über-

ließ. Auch das war eine hehre, eine bedeutsame Zeit, als ganz Germanien um den Sieges- und Friedensfürsten trauerte.

Was dröhnt vom Glockenmunde
In's Land mit dumpfem Schall?
Was tönt in weiter Runde
In ernstem Widerhall?
Vom fernen Ostseestrande
Bis zu den Alpen her
Geht's trauernd durch die Lande:

Der Kaiser ist nicht mehr! —

Es ging der Held, der greise,
Umstrahlt vom Glorienschein,
Nach langer Pilgerreise
Zu seinen Vätern ein.
Da gab's ein freudig Regen
In schimmernder Walhall,
Es traten ihm entgegen
Die guten Herrscher all.
Die Rechte auf dem Knaufe
Des Schwertes, sprach sogleich
Herr Friederich, der Staufe:
— „Wie steht's mit meinem Reich?
Sprich, ist er nicht verfallen
Der uralt stolze Bau?
Sprich, ragen die Säulen und Hallen
Noch hoch in's Himmelblau?" —

Der Kaiser will reden, da tönt es im Chor,
Millionenfach, brausend, von Erden empor.
Und alle die Helden im prangenden Saal
Erheben sich lauschend vom festlichen Mahl
Und hören mit Staunen an seligem Orte
Der Todtenklage gewaltige Worte:

Nun ist uns geschieden
In Todesnacht
Der groß war im Frieden
Und groß in der Schlacht,
Der Mehrer des Reiches,
Der Herrscher mild,
Die Zierde der Männer,
Der Tugend Bild:
Der alte Kaiser Wilhelm.

Zerstückelt einst lag es
Das heimische Land,
Da ward es umschlungen
Mit ehernem Band,
Und neu ward errichtet
Der alte Thron,
Dem diente zur Zierde
Der Zollernsohn:
Der alte Kaiser Wilhelm.

Ein Bau steht vollendet
Am grünen Strom,
Doch fester noch ragt er,
Des Reiches Dom.
Nun tönt's durch die Hallen
Mit Klagelaut:
Er hat uns verlassen
Der sie erbaut:
Der alte Kaiser Wilhelm.

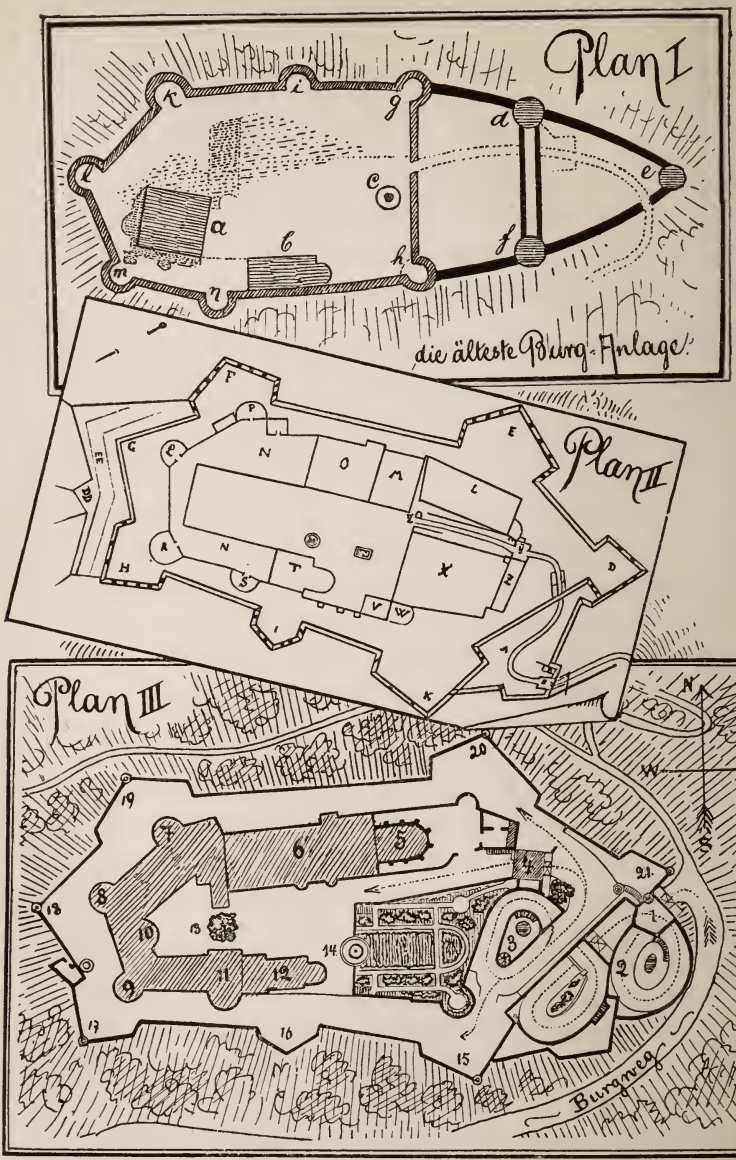
Drum töne, du Klage
Vom Fels bis zum Meer:
Der Kaiser, der gute,
Er ist nicht mehr!
Er ist geschieden
In Todesnacht
Der groß war im Frieden
Und groß in der Schlacht:
Der alte Kaiser Wilhelm! —

So von der Erdenrunde
Tönt's laut empor und klar,
Und staunend vernimmt die Kunde
Der sel'gen Helden Schaar.
Es klirren und rasseln die Schwerter
Dann tönt es wie Donnerhall:

— Willkommen, du Fürst, du bewährter,
Willkommen in Odins Walhall!

Man muß diese geschichtlichen Erinnerungen, die einem hier mit aller Macht überkommen, gewaltsam bannen, will man sich unbefangen und frisch dem künstlerischen Genuß hingeben, den das Aeußere und Innere der neu erstandenen Burg gewährt.

Der obere Thorthurm, den man, von den Außenwerken kommend, durchschreitet, ist in seiner gewaltigen Höhe, mit seinen Zinnen und den an den Ecken vorspringenden vier Thürmchen ein würdiger Hüter der eigentlichen Burg, zu der man durch ihn gelangt. In seiner malerischen Bauweise erinnert er an die Festungsthürme des 15. Jahrhunderts und er ist auch auf den Grundmauern eines solchen erbaut, wie denn überhaupt der Neubau der Hohenzollernburg sich im Wesentlichen dem Grundriß anpaßt, den die ältere, im Jahre 1454 (nach der Zerstörung der ältesten) im Bau begonnene Zollernburg aufweist. Ein Vergleich des jetzigen Situationsplans mit einem im fürstlich Fürstenbergischen Geheimarchiv zu Donau-Eschingen vorgefundenen „Grundt Rüß Der Vösstung Hochenzollern. Anno 1692 den 15ten 9bris verförttiget" möge dies zeigen. Ich füge dieser Zusammenstellung noch einen Grundriß der ältesten Anlage bei, wie ihn Graf Stillfried in seinem übersichtlichen Werkchen über „die Burg Hohenzollern" (Reutlingen, E. Fischhaber) angiebt.


Plan I
die älteste Burg-Anlage.
Plan II
Plan III
Burgweg

Erklärung zu nebenstehenden Plänen.

Plan I.

Grundriß der ältesten 1423 zerstörten Burg (nach Stillfried).

a Der alte Hauptthurm und Substructionen der Gebäude, die ihn umstanden.
b St. Michaeliskapelle.
c Wartthurm, Lug-ins-Land.
d e f Vorhof.
d—f Wehrgang.
g—h innere Burgwehr.
g h i k l m n Halbthürme, die aus den zinnengekrönten Umfassungsmauern der obern Burg hervorspringen.

Plan II.

„Grundt Rüß Der Vöstung Hochenzollern. Anno 1692 den 15ten 9bris verförtiget." (Der im fürstlich Fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen aufgefundene Grundriß der zweiten, 1454 neu gegründeten Burg.)

A Der Vorhoff. (1688 erbaut.)
B Daß Vorhoff Thor.
C Thor daß Hauptwerckh.
D Die Schnarr-Wacht-Pastey.
E Die Neue Pastey.
F Fuxloch-Pastey.
G Der Spiz.
H Scharpff-Eggs-Pastey.
I Die Gartten Pastey.
K S. Michlis-Pastey.
L Die Neye Cassarmé.
M Der Sall.
N Fürstliche Zimmer.
O Daß Zeighauß, worauf auch Zimmer seyn.
P Kayfers Thurn.
Q Pischoffs Thurn.
R Marggraffens Thurn.
S Cantzley Thurn.
T S. Michlis Khirchen.
V Daß Bachhauß.
W Schmidten Thurn.
X Commendanten Wohnung, warunter Cassarmen seyn.
Y Erstes Thorn hbern Rost und anders in den Hoff.
Z Die Wacht Stuben.
A A Der große Hoff.
B B Der Brunnen.
C C Die Cisternen.
D D Auszaichnuß alwo ein Ney Werch sollte gemacht und albie:
E E Ein graben dareyn verförtigt und gesprengt werden.

Plan III.

Grundriß der jetzigen Burg, deren Bau i. J. 1850 in Angriff genommen wurde.

1 Adlerthor.
2 Wilhelmsthurm.
3 Rampenthurm.
4 Oberer Thorthurm.
5 Evangelische Kapelle.
6 Wehrhaus.
7 Kaiserthurm.
8 Bischofsthurm.
9 Markgrafenthurm.
10 Wart- oder Treppenthurm.
11 Michaelsthurm.
12 Katholische St. Michaelskapelle.
13 Königslinde im Burghof.
14 Zierbrunnen am Burggarten.
15 St. Michaelsbastei.
16 Gartenbastei.
17 Scharfeckbastei.
18 Spitz.
19 Fuchslochbastei.
20 Neue Bastei.
21 Schnarrwachtbastei.

Als besonderen Zierrath trägt der letzterwähnte Thorthurm über seinem Eingang den gevierten Zollernschild mit dem Brackenkopf als Helmzier, wie solche seit dem 14. Jahrhundert von den fränkischen Zollern (Burggrafen von Nürnberg) und den schwäbischen Zollern gemeinsam geführt wurde, nur mit dem Unterschiede, daß das Wappenthier der ersteren golden (gelb) ist mit rothem Behang und das der letzteren silbern (weiß), mit Silber- und schwarz gevierten Ohr. Ich komme später noch auf das Wappen der Zollern zu sprechen und will mich nun beeilen, endlich zur Burg zu gelangen, deren verschiedene Gebäude nach drei Seiten hin einen nach Osten offenen Hof umgeben. Am weitesten schiebt sich der nördliche Flügel vor. Man schreitet dort zunächst an einer in gothischem Stil gehaltenen, einfach edlen Kapelle vorbei, die sich an den Giebel eines hohen Gebäudes, des Wehrhauses, anlehnt. Ahnend, daß auch hier auf dieser freien Höhe der gut deutsche Brauch Anwendung fand, das Wirthshaus der Kirche zu benachbaren, durchschreitet der durstige Wanderer die von zwei Thürmen flankirte Pforte des letztgenannten Baues und befindet sich bald in einem Raume, den der Soldat Cantine zu nennen pflegt. Dort ist auch den materiellen Bedürfnissen der Civilperson in dankenswerther Weise Rechnung getragen und ein frischer Trunk und ein guter Imbiß mundet einem in dieser militärischen Umgebung vorzüglich. Die oberen Stockwerke des Wehrhauses dienen der Besatzung und ihren Offizieren zur Wohnung. Die Garnison befinde sich dort oben recht wohl, versicherte mir ein wackerer Vaterlandsvertheidiger. Nur der große Mangel an „Schätzen", d. h. an solchen von Fleisch und Blut, mache sich für den gemeinen Mann leider sehr fühlbar.

Die mittlere Etage des Wehrhauses, das sich zum Theil

auf den Grundmauern des früheren Zeughauses erhebt, enthielt im mittleren Stockwerk auch einen Saal mit interessanten Rüstungen und Waffenstücken, die aber in den vierziger Jahren nach Sigmaringen gekommen sind. Waffen befinden sich übrigens heute noch in vielen Räumen der Burg, ja, sogar in der Vorhalle der katholischen Kapelle. Sie sind zu geschmackvoller und stimmungsreicher Ausstattung verwendet worden und stammen zum größten Theil aus einer Trongchen'schen Stiftung aus Berlin. Die früheren Rüstkammern der Feste waren immer ziemlich reich ausgestattet und in ihnen fanden sich Anno 1576 nicht weniger wie 300 Harnische vor. Selbst im Jahre 1810, als doch die Burg bereits sehr im Verfall begriffen war, schreibt ein Besucher über das Zeughaus, daß es mit altem Geschütz und Waffen angefüllt sei. „Da trifft man Morgensterne, Schlachtschwerter, Streitsicheln, Speere, Streitäxte, Pickelhauben, ganze und halbe Harnische, eiserne Handschuhe und Fußrüstungen von allerlei Form und Arbeit an. Vorzüglich schön sind einige vollständige Rüstungen alter Grafen von Zollern, die ganz von Stahl und trefflich gearbeitet, auch zum Theil mit gothischen Zierrathen ausgelegt sind." Nach einer langathmigen Betrachtung über diese Waffen und ihre einstigen Träger fährt dann der betr. Mitarbeiter von Gottschalcks „Ritterburgen und Bergschlössern Deutschlands", gewissermaßen in sittlicher Entrüstung, folgendermaßen fort:

„Vor einigen und zwanzig Jahren holten zuweilen die Schüler der Jesuiten in Rotenburg am Neckar diese Rüstungen hervor, um sich ihrer bei Aufführung elender, jesuitischer Possen zu bedienen, wo der Teufel, der Tod, das Fleisch, die Welt und die Religion, personificirt, Hauptrollen spielten. Jetzt aber liegen sie hier im Staube und rosten der Verwesung

entgegen, wie die Leiber, die sie einst umschlossen. Ein Mäuseheer spielt Versteckens darin und schaukelt den vergoldeten Helm hin und her, aus dem einst feurige Augen hervorblitzten, oder nisten im gewölbten Brustharnisch, dessen kalte Rinde vielleicht ein warmes, fühlendes Herz umschloß, von dem manch liebevoller Blick vergebens abglitt. Die Franzosen, welche auf ihren verwüstenden Heereszügen durch Deutschland keinen Winkel undurchsucht ließen, und alles durchschnüffelten, um etwas Nehmbares zu erwittern, waren auch hier, begnügten sich aber dasmal mit dem bloßen Durchstören der Rüstkammer, und nahmen nichts."

Die gastlichen Räume zur ebenen Erde des Wehrhauses verlassend, besuche ich zunächst die evangelische Kapelle, die im Innern der einfach edlen Gothik des Aeußern entspricht und einen weihevollen Eindruck macht. Einer eingehenderen Besichtigung werth sind dort verschiedene Kirchengeräthe, als Taufstein, Kanzel, siebenarmiger Leuchter, Bibelpult und Altarkreuz, alles geschmackvolle Eisengußarbeiten mit reicher Silbereinlage. Diese Gegenstände wurden in der Kgl. Eisengießerei zu Berlin hergestellt und gereichen derselben zur Ehre.

Aus dem Gotteshause tretend und den Hof quer überschreitend, gewahrt man zur Linken, von Buschwerk freundlich umgeben, einen Zierbrunnen, dessen weites Becken von Säulchen getragen wird. In der Mitte erhebt sich eine weitere Säule, welche einer fast lebensgroßen, von dem Berliner Bildhauer Prof. Bläser geschaffene Broncestatue Friedrich Wilhelms IV., von einem zierlich durchbrochenen, gothischen Thürmchen überdacht, zum Fuße dient. Der Wiedererbauer der Burg schaut in den blumenreichen Garten, der mit seinem dichten Grün einen lauschigen Anblick gewährt.

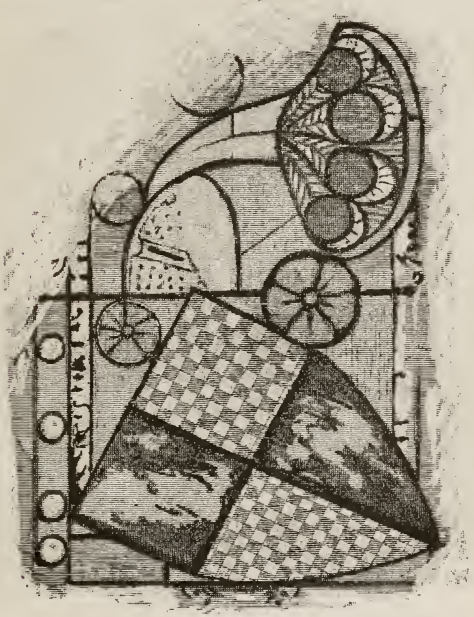
Mein nächster Besuch galt der St. Michaelskapelle, die sich, ähnlich wie die evangelische Kapelle, an das Wehrhaus, an die östliche Wand des gleichnamigen Thurmes lehnt und den südlichen Schloßflügel abschließt. Sie ist, wenigstens in ihren Fundamenten, uralt, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie sich als erstes christliches Gotteshäuslein in dem damals vielleicht noch halb heidnischen Lande erhob, ehe den Berg noch eine Burg krönte. Mag sein, daß sie ihren Platz an einem Orte fand, der seiner bevorzugten Lage halber einst zu einer germanischen Cultusstätte diente. Die christlichen Missionare liebten es ja, zu Ehren ihres Gottes dessen Zeichen dort aufzupflanzen, wo sich Heiligthümer der siegreich aus dem Felde geschlagenen heidnischen Götter befanden. Ueberdies weist auch der Name der Kapelle auf ein hohes Alter hin, denn ehe die Jungfrau Maria den schwärmerisch frommen Sinn unserer Altvordern gefangen nahm, war ihnen, den Kampflustigen, der streitbare Erzengel besonders genehm und die christlichen Sendboten wußten mit diesem Umstande zu rechnen. Schon Bonifacius erbaute in Thüringen eine St. Michaelskapelle, und den

himmlischen Drachen- oder Satansbekämpfer rief man an, wenn es zur Schlacht ging. Ein Lied zu seiner Ehr' trat an Stelle des alten, in die Schildwölbung geschrieenen Barditus. So stimmten z. B. die Schwaben den machtvollen Hymnus an:

„O magne heros gloriae,
Dux Michael,
Protector sis Germaniae!"

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur Kapelle zurück, die gewiß schon zu Karls des Großen Zeiten hier gestanden hat. In ihrer heutigen Gestalt wurde sie, als bester-haltener Theil der Ruine der früheren Burg, übernommen, doch erweiterte man sie um eine größere, gewölbte Abtheilung und eine Vorhalle, in welch letztere ich zunächst eintrete. Sie ist mit einigen Waffenstücken geschmückt und in dem Fenster, ihrem Eingang gegenüber, sieht man ein altes Glasgemälde, mit dem Wappen der Hohenzollern, den schwarz-weiß gevierten Schild; aber zur Helmzier hat er hier nicht den Brackenkopf, sondern einen Pfauenschweif, der aus einem, dem Schilde ähnlich getheilten Köcher herauswächst. Dies Glasgemälde entstammt dem Kloster Stetten und wurde von dem 1289 gestorbenen Grafen Friedrich dem Erlauchten gestiftet, der das erwähnte, am Fuße des Zollern gelegene Kloster im Jahre 1259 mit seiner Gemahlin Udelhild auch gründete und den Ort zur Grabstätte seines Hauses bestimmte. Aus jenem Kloster stammen ferner die prächtigen Glasgemälde in den drei spitzbogigen Fenstern des Chors, zu dem man nach Durchschreitung der zwischen ihm und der Vorhalle gelegenen, reich gewölbten und ebenfalls mit Glasfenstern aus Stetten gezierten Abtheilung gelangt. Aelter, als sie, sind drei andere Kunstwerke, die in die der Epistelseite des schönen Altars nächstliegenden Wand eingemauert sind. Es sind die unter

dem Namen „Dedicationstafeln“ bekannten, ca. 2 Meter hohen und 0,70 Meter breiten Steinreliefs, deren mittleres den Drachenüberwinder St. Michael und unter ihm den sitzenden Heiland und die heiligen drei Könige darstellt, während die beiden Seitentafeln die Evangelisten Marcus und Johannes



Hohenzollernwappen in der St. Michaeliskapelle.

verbildlichen. Wahrscheinlich sind früher auch noch die Bildnisse der beiden Heiligen Matthäus und Lucas vorhanden gewesen. Die Sculpturen charakterisiren sich in Auffassung und Technik als eine Arbeit aus dem 11. Jahrhundert. Obgleich noch ziemlich steif und ungelenk, verrathen die Figuren

doch einen nicht unbedeutenden künstlerischen Zug und eine gewisse großartige Einfachheit in Haltung und Faltenwurf, Vorzüge, die wir in erhöhtem Maße fünfhundert Jahre später besonders bei den Aposteln Dürers wiederfinden. Wenn ich nun noch einige Sehenswürdigkeiten der Kapelle erwähnen

Die Dedicationstafeln in der St. Michaeliskapelle.

soll, so sei zunächst eines schönen, holzgeschnitzten Reiterbildes des heiligen Georg gedacht. Die interessante Arbeit aus der Zeit der deutschen Renaissance soll als Geschenk eines Zollern in die Schweiz an die ihnen verwandten Herren von Rätzüns gekommen sein. Die Statue wurde vom Grafen Stillfried

im Jahre 1853 in der Kirche zu Rätzüns gefunden und nach Hohenzollern zurückgebracht.

Bemerkenswerth ist auch eine Votivtafel, welche die Namen jener 32 tapferen Kämpfer verzeichnet, welche bei der Uebergabe der Burg an die Reichsstädte im Jahre 1423 rühmlichen Abzug erhielten, nachdem sie fast ein Jahr lang einer ungeheuren Uebermacht getrotzt hatten und schließlich nur von Noth und Mangel besiegt wurden. Ich werde weiterhin, bei der Geschichte der Burg, noch näher hierauf zu sprechen kommen.

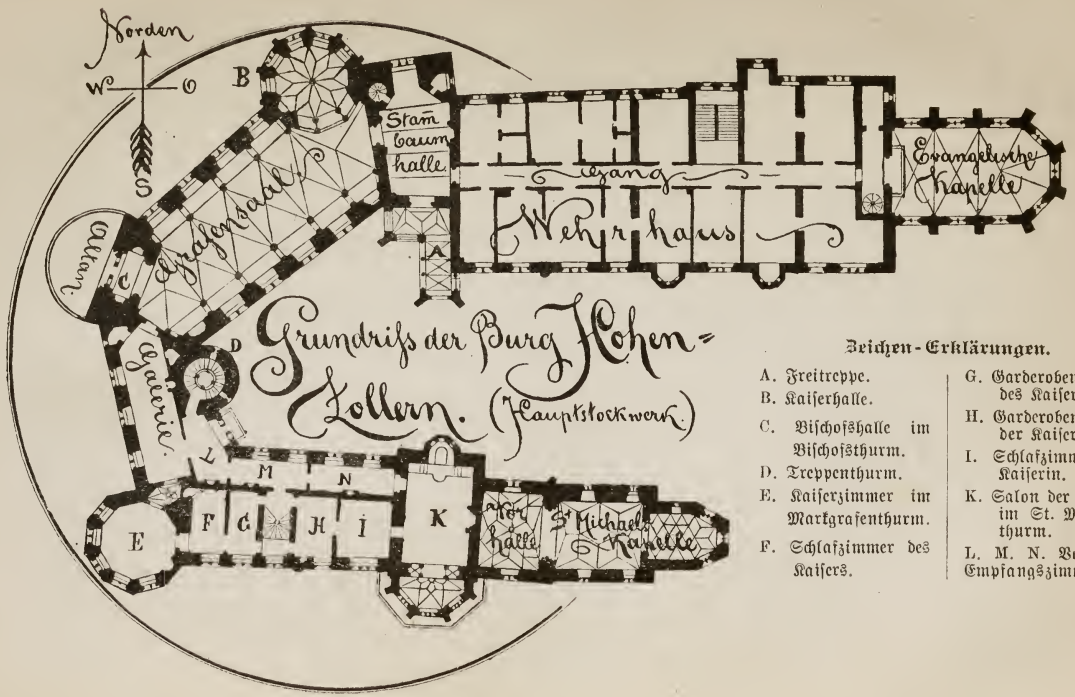
Wenn man die Kapelle verlassen hat und nun, die Räume des eigentlichen Schlosses zu besichtigen, dem Eingang im nördlichen Flügel entgegengeht, kommt man an einer inmitten des Burghofes stehenden Linde, der Königslinde, vorbei, unter welcher Friedrich Wilhelm IV. am 23. August 1851, auf einem Throne sitzend, die Huldigung der Hohenzollernschen Lande entgegen nahm. Der Baum ist kräftig und schön, wenn auch nicht alt. Er scheint sich mit der Erneuerung der Burg erholt zu haben, denn P. Th. Marck erzählt in seinem 1849 über die Burg erschienenen Heftchen, es habe ihn gerührt, eine wilde Taube auf einem dürren Zweige des absterbenden Baumes sitzen zu sehen. Die Taube auf dürrem Baum aber sei im Mittelalter öfter von edlen Wittwen in ihr Siegel aufgenommen worden, in Hindeutung auf die Sage, wonach eine ihres Männchens beraubte Turteltaube sich auf einem verdorrten Baume niederlassen soll, um dort trauernd den Tod zu erwarten. So sei ihm auch jene Taube gewissermaßen als Genius der verwittweten, verwaisten Burg erschienen, oder wenigstens als das sprechendste Sinnbild ihres verödeten Zustandes. Vor der Erneuerung des Baues, der im Jahre 1850 erst kräftiger in Angriff genommen wurde, mag es droben in den theils verfallenen Gebäuden trostlos genug aus-

gesehen haben, und der damals als Burgwart mit einem zottigen, ungarischen Wolfshund dort hausende Jäger mochte Eulen, Fledermäuse und Marder genug zu Nachbarn haben.

Im Schloßhof befand sich früher noch ein von der Markgräfin Marie Sidonie von Baden gestiftetes, in die Erde eingesetztes kupfernes Wasserbecken, die „badische Wanne", das dreißig Fuß tief und zehn Fuß weit gewesen und dessen Wandung einen Zoll Stärke gehabt haben soll. Wer dieses Kupfer in Silber umgewechselt hat, vermag ich nicht anzugeben.

Doch nun zu den Hauptsehenswürdigkeiten des Schlosses, den Prunksälen und fürstlichen Wohngemächern. Eine bedeckte Freitreppe, an der Westseite des Wehrhauses gelegen, führt zu ihnen, die im ersten Stockwerk gelegen sind, empor, während unter ihr ein Eingang zu den im Erdgeschoß befindlichen Dienerschaftsräumen, Küchen u. dergl. leitet. Die schöne Treppe ist durch ein Standbild des Grafen Joß Niklas geschmückt, welcher den Neubau der 1423 zerstörten Burg im Jahre 1454 wieder in Angriff nehmen ließ und der somit die Ehre, in dieser Weise verbildlicht und auf einen erhabenen Standpunkt gestellt zu werden, wohl verdiente.

Die Treppe überschreitend, gelangt man zunächst in die



Zeichen-Erklärungen.

A. Freitreppe.
B. Kaiserhalle.
C. Bischofshalle im Bischofsthurm.
D. Treppenthurm.
E. Kaiserzimmer im Markgrafenthurm.
F. Schlafzimmer des Kaisers.
G. Garderobenzimmer des Kaisers.
H. Garderobenzimmer der Kaiserin.
I. Schlafzimmer der Kaiserin.
K. Salon der Kaiserin im St. Michaelsthurm.
L. M. N. Vor- und Empfangszimmer.

Stammbaumhalle, einen originell und geschmackvoll ausgestatteten Raum, in dem eine neben der Thür gemalte liebliche Engelsgestalt den Wanderer durch folgende, auf einem Spruchband befindliche Verse willkommen heißt:

Gesegnet sei der Eingang Allen,
Die nach dem Hohenzoller wallen,
Hinabzuschau'n von steiler Felsenwand
Ins hochgelobte, schöne Schwabenland.
Es dient zum Ausgang diese Thür,
Allweg gut Zolre für und für.

Die Verse stammen, wie auch die andern Spruchpoesieen der Halle, von dem bereits erwähnten Grafen Stillfried-Alcantara, nach dessen Angabe ebenfalls die Stammbäume angefertigt sind. Oberhalb der ca. 2 Meter hohen Holzvertäfelung breiten sie sich über die Wände bis hoch hinauf zur Decke; große Blumenkelche tragen die Namen und Wappen. Als Erklärung des über der Thür sich verzweigenden Baumes dienen die Verse:

„Da Kurfürst Friedrich lobesam
Von Zolre seinen Ursprung nahm —
Sind Preußens Könige ruhmbekannt,
Den Zollerfürsten stammverwandt",

wie übrigens „männiglich" im heiligen Reiche deutscher Nation wissen dürfte. An der östlichen Wand der Halle, über einem Kamin, erklärt eine genealogische Tafel die vom Hohenstaufischen Geschlechte ausgegangene Blutsverwandtschaft jener Herren, welche bei dem Wiederaufbau der Burg unter Joß Niklas sich als hilfreich erwiesen. Die Geschichte dieses Wiederaufbaues hat Stillfried, dessen Beschreibung der Burg ich hier im Wesentlichen folge, in einer von einem fliegenden Adler getragenen Inschrift zusammengestellt, welche die Jahreszahl MCCCCXXIII allegorisch erklärt:

Ⅾ
Ein Ring mit seinem spitzen Dorn
C C C C
Vier Rosseseisen auserkor'n
† † ¡ ¡ ¡
Zwei Kreuz und dreier Nägel* Zahl
Gebrochen Zolre überall.

Doch ein und dreißig Jahre drauf
Da baut man Zolre wieder auf:
MCCCCLIV
Vom Kaiser, Oestreich und Burgund
Von Brandenburg und Baden
Ward feierlich gelegt der Grund.
Wer wagt's, dem Bau zu schaden?

An der gegenüberliegenden Wand ist die Doppelverwandtschaft des Zollernschen und Brandenburgischen Hauses, begründet durch die Heirath zwischen dem Grafen Eitelfriedrich II. und der Prinzessin Magdalene von Brandenburg, zum Ausgangspunkte weiterer Stammbaumverzweigungen gemacht worden, die von folgenden Reimen erklärt werden:

Auf dieser Tafel sind zu schau'n
Die Herrn, die Zolre wieder bau'n
MDCCCLIV
Die vielversippt und stammverwandt,
Umschlungen noch ein enger Band,
Als Kurfürst Friedrichs Enkelein
Thät Eitelfritz von Zolre frei'n.
MCCCCLXXX
Aus welcher Eh' von Kind zu Kind
Die Zollerfürsten kommen sind.

---

* In dem alten Spruch, der bei Zerstörung der Burg aufkam und nach dem Stillfried den seinen verfaßte, heißt dieser Vers:

Zwei Kreuz mit dreier Kegel Zahl.

In den Fensternischen der Halle sind acht zierliche Bildsäulchen angebracht, die von dem in der Münsterkirche zu Heilsbronn bei Anspach befindlichen Sarkophag des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg abgeformt wurden und verschiedene Bischöfe, Nürnberger Burggrafen und Damen Zollernschen Geschlechts darstellen. Doch nicht genug mit den geschichtlichen Einblicken, welche viele der Namen, Inschriften und diese Porträtfigürchen verschaffen: die Stammbaumhalle, wie überhaupt die noch zu beschreibenden Gemächer der Burg, wecken derartige Erinnerungen in Hülle und Fülle. So sieht man auf dem Fries unter dem Hauptgesimse die einzelnen Schilde des preußischen Wappens, die sich auf den Länderzuwachs des Staates beziehen, wie folgende Inschrift erklärt:

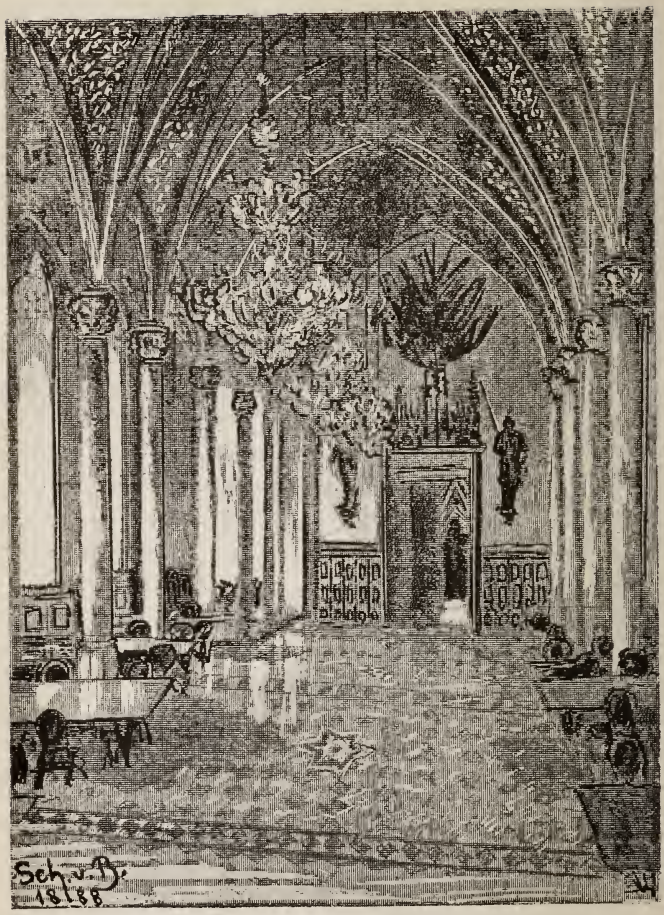
Die Schilde künden Jahr und Namen
Da Land und Leut an Zollern kamen.

Folgende Ländernamen weist diese symbolische Geschichte Preußens auf:

Zollern. (1000.)
Nürnberg. 1192.
Brandenburg. 1415.
Rügen. 1464.
Pommern. 1466.
Stettin. 1466.
Cassuben. 1466.
(Hohenburg) Haigerloch. 1495.
Preußen. 1525.
Sigmaringen. 1535.
Veringen. 1535.
Cleve. 1609.
Jülich. 1609.
Berg. 1609.
Mark. 1609.
Ravensberg. 1609.
Ruppin. (1525) 1624.
Hohenstein. 1648.
Halberstadt. 1650.
Minden. 1650.
Magdeburg. 1680.
Oranien. 1703.
Tecklenburg-Lingen. 1703. 1707.
Mörs. 1707.
Geldern. 1713.
Ostfriesland. 1732.
Schlesien. 1742.
Posen. 1793.
Nieder-Rhein. 1815.
Sachsen. 1815.
Engern. 1815.
Westphalen. 1815.
Thüringen. 1815.
Ober-Lausitz. 1815.

Nieder-Lausitz. 1815.	Schleswig-Holstein. 1864.
Paderborn. 1815.	Lauenburg. 1864.
Münster. 1815.	Lüneburg. 1866.
Henneberg. 1815.	Hessen. 1866.
Mansfeld. 1815.	Nassau. 1866.

Die interessante, so sinnvoll ausgeschmückte Halle durch die westliche Thür verlassend, tritt man in den prächtigsten Raum der ganzen Anlage, in den Grafensaal. Wie geblendet von dem schimmernden Glanz des Gemachs und seiner reichen Schönheit verweilte ich einige Augenblicke auf der Schwelle, ehe ich mich anzuschicken vermochte, auf den weiten Filzschuhen, die ich im vorhin erwähnten Gemach schon anziehen mußte, die Herrlichkeit zu betreten und auf dem glänzenden Estrich dahinzugleiten, der aus schachbrettartig zusammengefügten, hellen und dunklen Solenhofener Platten besteht, von Marmorfriesen durchschnitten und eben solchen Sternen unterbrochen wird. Der Saal nimmt nach Länge und Breite den ganzen nordwestlichen Schloßflügel ein. Zehn hohe glatte Säulen aus röthlichem Marmor tragen das Spitzbogengewölbe der Decke. Die Rippen desselben sind reich vergoldet und über die Einzelfelder der Gewölbekappen rankt sich auf dunklem Grunde goldenes Blattwerk mit bunten Blumen. Die Wände sind im untern Theil mit Eichenholz getäfelt, nach oben zu haben sie einen gelben Steinton, gegen den die Architecturen in grünlichem Stein wirksam abstechen. Auch die Rüstungen und Waffen, die zur Zier an den Wänden angebracht sind und aus den besten Stücken bestehen, welche das Schloß aufzuweisen hat, heben sich sehr schön von dem Grundton der Wände ab. Den ungemein reichen, farbigen Eindruck des Ganzen erhöhen noch sechs kostbare, mächtige Kronleuchter, die vergoldeten Thüren und die Obertheile



Skizze des Grafensaales.

der Fensternischen, die nach Stülers Entwurf mit Grisaillen und farbiger Malerei geschmückt sind. In Wahrheit ist dieser Prunksaal so herrlich und dabei doch bis ins Kleinste zu dem Stil des ganzen Gebäudes so trefflich passend, daß man nicht Worte findet, seine Schönheit sattsam zu beschreiben. Er besteht, kurz gesagt, aus zwei Dingen: aus überwältigender Pracht und innerlich gediegener Kostbarkeit, und Stillfried hat Recht, wenn er sagt: „Königliche Mittel, künstlerische Befähigung, glorreiche Geschichte, dies alles mußte zusammenwirken, um dieses köstliche Juwel der Hohenzollernburg zu schaffen, wie es nur durch die günstige Vereinigung aller Umstände ins Leben gerufen werden konnte."

Es mag hier noch erwähnt werden, daß der Ausblick, den man durch die großen Spiegelscheiben der hohen Bogenfenster in die hügelige Landschaft genießt, nicht wenig mitwirkt, die getragene Stimmung zu erhöhen, die den Beschauer des Saales unwillkürlich ergreift.

Als ein kleineres architectonisches Schatzkästlein neben diesem großen muß die Kaiserhalle im Kaiserthurm bezeichnet werden, die sich an der Nordseite gegen den Grafensaal öffnet und um einige Stufen höher liegt. Obgleich der Thurm an sich von runder Grundform, ist die Halle zehneckig gestaltet. Eine einzelne Marmorsäule in ihrer Mitte trägt das Deckengewölbe, das kaum weniger farbig und reich ausgestattet ist, wie das des eben beschriebenen Saales. An jedem der Fensterpfeiler ist unter einem gothischen Dach das kleine Standbild eines Kaisers angebracht, der in freundschaftlicher Beziehung zu dem Hohenzollernhause stand oder demselben förderlich war. So sieht man dort u. a. das Standbild Kaiser Friedrichs III. von Habsburg, der bei einem Besuche der Burg den Grundstein zu diesem Thurme legte, ferner das des

Kaisers Sigismund, der zwar bestimmte, daß Burg Hohenzollern gebrochen werden sollte, der aber den fränkischen Zollern, den Nürnberger Burggrafen, die Mark Brandenburg verlieh. Auch ein vom Grafen Stillfried gestiftetes Medaillonbild des Kaisers Wilhelm ist dort angebracht, und es mag hier beiläufig erwähnt werden, daß der Monarch, damals noch Prinz von Preußen, im Jahre 1857 den Grundstein des nach ihm benannten Wilhelmsthurms in den Vorwerken legte.

Dem Kaiserthurm gegenüber, an der andern Seite des Grafensaales, befindet sich der Eingang zu dem mittelsten Thurme des westlichen Schloßflügels, dem Bischofsthurm, der seinen Namen von dem um den Bau des Thurmes verdienten Sohn des Grafen Joß Niklas, dem Bischof Friedrich von Augsburg, erhielt. Auch dieser Thurm ist, wie der vorhin beschriebene, in seiner Grundanlage rund, das Gemach aber, welches man vom Saal aus betritt, ist rechteckig, da der Thurm im obern Theil diese Form annimmt. Da hierdurch ein erkleckicher Raum des untern Sockels frei blieb, bot sich eine schöne Fläche zu einem Altan, der eine herrliche Aussicht nach dem Schwarzwald und dem Lochengebirge gewährt. In der Thurmhalle befinden sich Statuen des vorgenannten Bischofs und des Cardinals Albrecht von Brandenburg, Erzbischofs von Mainz († 1545). Ueberdies schmücken das Spitzbogengewölbe eine Fülle von Bildnissen solcher Mitglieder des Zollerngeschlechts, welche geistliche Würden bekleideten, denn nicht nur das Schwert, sondern auch der Krummstab spielt in der Familiengeschichte des Hauses eine große Rolle. Unter den Dargestellten finden wir Bischöfe und Erzbischöfe, Ordenscomthure und Ordensritter, Ordensstatthalter, Landcomthuren, Hochmeister, Chor-, Kloster- und Domherren, Aebte, Fürstbischöfe und Cardinäle, ja, selbst ein schlichter

Pfarrer ist verzeichnet. Mir wurde ganz beklommen zwischen dieser Menge geistlicher Herren und ich war froh, als ich auf meinen Filzsohlen weiter schlürfen konnte, nämlich in die Bibliothek, eine Gallerie, die sich zwischen dem Bischofsthurm und dem südlichsten der Westthürme, dem Markgrafenthurm, hinzieht. Sie enthält eine Anzahl reich in Eichenholz geschnitzter Schränke, in erster Linie zur Aufnahme solcher Werke bestimmt, welche sich mit der Geschichte der Burg oder ihrer Herren befassen. Auf den Wandflächen über den Schränken fand sich dann ein geeigneter Raum zur Darstellung von Bildern aus der Sage und Geschichte der Burg. Der Historienmaler Peters aus Berlin, der auch die Porträts in den beschriebenen Räumen malte, hat sich auch dieser künstlerisch so dankenswerthen Aufgabe unterzogen und sie mit glücklicher Hand vollendet. Folgende Verse, die wir ihrer Bauart nach wohl auch dem Grafen Stillfried zuschreiben dürfen, nehmen Bezug auf das Sagenhafte der dargestellten Stoffe:

Wo die Muse sinnend stille steht,
Wo die Forschung zögernd weiter geht,
Da hebt das Reich der Sage an,
Hat ihre Pforten aufgethan.
Blendend fällt ihr buntes Zauberlicht
Auf des Zweiflers blasses Angesicht;
Sie lebt auch ohne Zeugenschaft
In Volkesmund mit Glaubenskraft.

Das erste Bild zeigt einen jungen, vor einem Kreuzstock todt hingestreckt liegenden Edelknecht. Die Darstellung bezieht sich auf eine Sage, die mit Kinds Freischützen und Wolffs Wildem Jäger manches gemein hat, übrigens verschiedenfach erzählt wird. Ein Junker in Zollernschem Dienste liebte das Burgfräulein. Eines Tages nun ließ deren Vater ein Wettschießen zwischen seinen Edlen vorbereiten, bei dem der beste

Schütze die Hand der Grafentochter als Preis erhalten sollte. Da der erwähnte Edelknecht aber ein schlechter Schütze war, so irrte er traurig umher, bis ihm ein tückischer Zwerg den Rath ertheilte, drei Pfeile in die Brust des Christusbildes am Kreuzwege bei Stetten unter der Linde zu schießen, dann werde er keinen Fehlschuß mehr thun und den holden Preis erhalten. Der Verblendete folgte dem Rath. Aber, an die Stelle gefesselt, mußte er mit Entsetzen gewahren, wie der durchbohrten Brust des Steinbildes Blut entrann. Burgleute fanden den Frevler so vor dem Kreuze stehen und sein erzürnter Gebieter verhängte die Todesstrafe über ihn. Noch erinnert an diese Sage die Kreuzkapelle bei Stetten. Man sieht dort am Eingang des Chors einen abgestorbenen, alten Lindenstamm. Auch das Crucifix hat sich erhalten, an dem man noch die Schußwunde erkennen soll.

Freundlicher, wie diese, gestaltet sich eine andere Sage, nach der Engel aus großer Ferne das Kirchlein Mariazell herbeitrugen und es unterhalb des Hohenzollern niedersetzten. Diese Sage findet im zweiten Gemälde ihre Darstellung. Dann erblickt man, weiterschreitend, die Geliebte des hartbelagerten Zollerngrafen Friedrich, genannt der Oettinger, wie sie die Reihen der Feinde durchschreitet, um, unter Wundsalben verborgen, den Bedrängten Munition zuzutragen. Der ritterliche „Herzgespiel" jener trauten Maid aus dem Steinlachthal zeigt sich im nächsten Bild, wie er sich kühn durch die Reihen der Belagerer schlägt, während die von ihm verschmähte Markgräfin von Württemberg hinter dem auf schwarzem Rappen davonsprengenden Flüchtling herdroht. Die Grundsteinlegung zum Neubau der Burg im Beisein der fürstlichen Freunde des Joß Niklas, der Kampf, den der brandenburgische Achilles im Interesse der ihm stammverwandten

Zollerngrafen mit den schwäbischen Reichsstädten führt und dann die Vermählung Eitelfriedrichs von Hohenzollern mit Magdalene von Brandenburg bilden den Inhalt der übrigen Gemälde. Letztgenanntes Paar, auf das in der Stammbaumhalle bereits Bezug genommen war, tritt uns noch ein drittes Mal entgegen, diesmal in Gestalt eines Broncedenkmals, das, am Kamin der Gallerie angebracht, eine Nachbildung des von Peter Vischer und seinen Söhnen geschaffenen Bildwerks in der Stiftskirche zu Hechingen ist. Die Originalarbeit ist so kunstvollendet in ihrer Naturtreue, daß im Volk die Sage entstand, die beiden Statuen würden von Zeit zu Zeit lebendig, dann schritten sie zum Hochaltar, wo sie knieend ein Gebet für das Wohl ihres Geschlechts und des Hechingenschen Landes verrichteten. Auf zwei Wandpfeilern der Gallerie sind noch eine Anzahl von Daten zusammengestellt, die eine übersichtliche Chronik der Burggeschichte bis auf die Gegenwart geben.

Von der Gallerie führen zwei Ausgänge in den südlichen Flügel des Schlosses, der fast lediglich zu Wohnungen für die etwa auf Besuch weilenden Schloßherrschaften, den König von Preußen und den Fürsten von Sigmaringen und deren Gefolge eingerichtet sind. Im Hauptstockwerk betreten wir auf unserem Rundgange zunächst das Königszimmer in dem zehneckigen Markgrafenthurm, der äußerlich das Wappen seines Gründers zeigt, das des Brandenburgischen Achilles; Wände und Decke des Königszimmers sind in Eichenholz getäfelt. Die Rippen der Decke gehen von Schildträgern aus, die auf den Schilden die Wappen der preußischen Provinzen führen. Ein eigenthümliches Relief schmückt den Kamin des Gemachs, nämlich ein Porträt Friedrichs des Großen, das sich durch langwallendes Haupthaar und eine Strahlenkrone

auszeichnet, übrigens eine schöne Auffassung des preußischen Nationalheros. Dem zehneckigen Salon schließt sich das Schlafzimmer und die Garderobe des Königs an.

Verläßt man die Gallerie durch den östlichen Ausgang, so gelangt man, sich links wendend, in den sogenannten Wartthurm, der dem Hofe zugekehrt ist. Eine Wendeltreppe führt hier durch alle Stockwerke des Schlosses bis zu einer Plattform, die eine wunderbare Rundsicht bietet. Es ist, als läge die mächtige Bergkette der schwäbischen Alp im Osten zu unsern Füßen, gleichwie die Wälder und Auen, Felder und Wiesen, Städte und Dörfchen im Grunde, und man sieht hier so recht, wie der Zollernberg die ganze Gegend in weiter Runde beherrscht. Im Westen erblickt man den Schwarzwald in seiner vollen Ausdehnung, weiter hinaus, in nebelhafter Ferne, liegen die Vogesen, südwärts die Höhenzüge bei St. Georgen und Sulgau und im Baarlande der Lochen bei Balingen und die Hochebene bei Rottweil. Nur ungern trennt man sich von dem windumflatterten Ort, der dem Blick so viel Schönheit preisgiebt.

Doch der Gang durch die Sehenswürdigkeiten des Schlosses ist noch nicht beendet und so wendele ich mich denn die steinernen Stufen wieder bis zum ersten Stockwerk hinab, um nach Durchschreitung mehrerer Empfangs- und Vorzimmer in den im Michaelsthurm liegenden Salon der Königin zu gelangen. Der Thurm, an den sich westlich die schon beschriebene katholische Kapelle anlehnt, überquert die ganze Breite des südlichen Flügels und tritt an beiden Seiten aus der Mauerfront vor. Nach dem Hofe zu hat er einen durch drei Stockwerke gehenden Erker, der mit Porträtköpfen und Wappen geziert ist. Auch an der Südseite springt ein zierlicher, von Grund an aufgeführter Vorbau aus der Mauer,

über dem sich im Giebel eine Nische mit der Kolossalfigur des heiligen Michael befindet. Durch diese Erker erhält das rechteckige Wohngemach der Königin zwei kleine Sonderabtheilungen, die den gemüthlichen Eindruck des Ganzen ungemein steigern. Besonders der durch einige Stufen erhöhte, nördliche Erkersitz ist ein lauschiges Plätzchen. Stüler, der Baumeister der Burg, schreibt in seinem Bericht bezüglich des Burgbaues über die Gemächer der Königin: „Es schien in der Bestimmung der Zimmer und im Sinne mittelalterlicher Auffassung zu liegen, der Ausschmückung mehr die Haltung häuslicher Gemüthlichkeit bei angemessenem Reichthum, als repräsentativer Pracht zu geben; daher wurde im Bilderfries des Empfangszimmers die Darstellung weiblicher Tugenden durch Figuren auf Goldgrund in nischenartiger Umrahmung gewählt, wogegen im Wohnzimmer Darstellungen aus dem religiösen Gebiet (und die Bilder tugendreicher Ahnfrauen) in Sculptur und Malerei mit der Architectur des Kamins und der Erker verbunden wurden." Dies ist in schöner Weise geglückt und wenn auch die Zimmer, um ganz gemüthlich zu sein, zu wenig den Eindruck des bewohnten machen, so berühren sie doch durch ihre harmonische Einrichtung sehr angenehm. An den Salon schließen sich gen Westen das Schlafgemach und die Garderobe der Königin an.

Theils über den Zimmern der Majestäten und zum Theil auch über der Gallerie liegen, im zweiten Stockwerk, die Wohnräume für die Mitbesitzer des Schlosses: die Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Auch diese Gemächer sind äußerst gediegen und geschmackvoll eingerichtet und es läßt sich dort gut sein.

Die Hauptsehenswürdigkeiten der Burg wären nunmehr in knapper Form beschrieben. Selbstverständlich mußte ich

manches übersehen, das der Besucher Hohenzollerns mit Vergnügen betrachtet, das aber an dieser Stelle zu viel Raum beanspruchen würde. Ich will zufrieden sein, wenn meine Schilderung den Eindruck hinterläßt, als habe man viel Großes, Schönes und Interessantes beim Durchlesen dieser Blätter und bei der Betrachtung der beigefügten Pläne im Geiste vor sich gesehen.

Und nun zur Geschichte des Ortes.

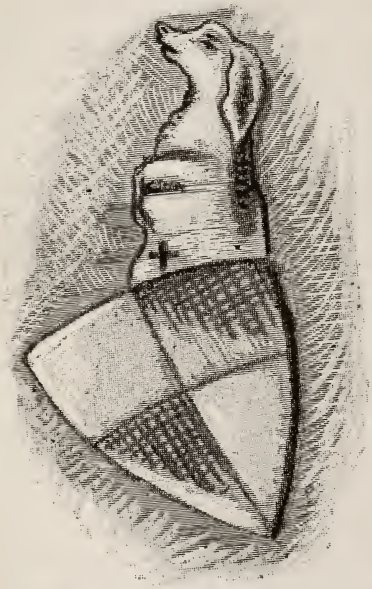
Burg Hohenzollern und das Geschlecht, das ihren Namen trägt, blicken auf eine lange Vergangenheit zurück und ihre Geschichte verliert sich in das graue Alterthum. Es ist naturgemäß, daß ein Volk den Stammbaum seiner ruhmreichen Herrscher bis zu den Anfängen des Seins zurückführen möchte, und die Heroen der meisten Völker sollen ja auch zum Theil direct von den Göttern, ja vom Sonnengotte selber abstammen. Dies zwar sagt selbst der byzantinische Geist eines mittelalterlichen Forschercharlatanismus den Hohenzollern nicht nach, aber irgend ein unfreier Schmeichler im Gelehrtenhabit bewies in seiner Weise, das Geschlecht leite sich von einem trojanischen Helden her. Daß es Zollern gab, welche diesen Unsinn glaubten, darf man wohl mehr dem unkritischen Blick der Zeit in geschichtlichen Dingen zur Last legen, als der Eitelkeit der Betreffenden, und so kann man es denn auch nur als naiv bezeichnen, wenn noch Albrecht Achilles von Brandenburg im Jahre 1466 an seinen Bruder, den Markgrafen Friedrich den Eisernen, voll Vergnügen schrieb: „Wir sind zu Troya in Türckischem wesen vertriben worden bey vnnsern Hern (sammt unserm Herrn) vnnd sind gen Rom komen, die dritten Fürsten, die do waren, mit Romischen Keysern vnnd Konigen. Aber auch von Rom sind wir vertrieben worden vnnd in das Reich komen.“ Nicht ganz so unsinnig, wie diese künstliche

Stammbaumzucht, scheint die Behauptung: das Geschlecht stamme von der altrömischen Patricierfamilie Colonna oder der gothisch-lombardischen der Colaltos ab. Ein Sprosse des ersteren Geschlechts, ein Ferfried von Colonna, kam nachweislich als römischer Flüchtling nach Deutschland und fand Aufnahme bei Heinrich IV. Der Sage nach soll er in der Schlacht von Hohenmölsen dem Gegenkönig Rudolf die Eidhand abgeschlagen haben, welche, eine schwärzliche, wurmdurchlochte Mumie, heute noch im Dom zu Merseburg gezeigt wird und die ich selber einst durch die Wände des sie umgebenden Glasbehälters anstaunte. Von jenem Ferfried kündet auch eine Magdeburger gereimte Stiftschronik, daß er zum Lohne für jene That „Ein Land neben Wirtemberger G'fild" und den Grafentitel erhalten habe.

„Der baut' die Vest', heißt Hohenzorn,
Und sprach: Mein Glück ist unverlorn."

Als er dann ohne Erben starb, soll, jener Chronik zu Folge, sein Bruder Burkhard von Heinrich V. die Grafschaft erhalten und das Geschlecht fortgepflanzt haben. Nun weiß man aber, daß fast zwanzig Jahre vor der Zeit, wo Ferfried das Land neben „Wirtemberger G'fild" erhalten und die Veste Hohenzorn erbaut haben soll, ein Burkardus und Wezilo de Zolerin erwähnt werden. Somit ist die Mär von der Abstammung der Zollern von den römischen Colonna, den Grafen von Praeneste, wohl genugsam als Sage gekennzeichnet mit allem, was darum und daran hängt, und wir dürfen nunmehr der Hoffnung froh werden, daß das uns Deutschen so werthe Geschlecht reinem germanischen Blute entstammt, und daß es nicht dem orientalischen Herrn Adam, sondern dem Urgermanen Ask, den Odin aus einem Baum machte, sein Dasein zu verdanken habe. Uebrigens kommt es mir auch gar nicht darauf an,

den Stammbaum noch mehr zu entwickeln und als den Ururvater des Geschlechts und aller guten Germanen den Odinserzeuger Buri zu bezeichnen, den die freundliche Kuh Audhumbla in dreien Urweltstagen aus einem salzigen Eisblock säuberlich hervorleckte.



Zollernwappen am Kloster Alpirsbach.

Soweit versteigt sich nun zwar im allgemeinen die genealogische Forschung nicht, aber Oskar Schwebel bringt es in seinem dankenswerthen Buche: „Die Sagen der Hohenzollern" (Berlin, Liebelsche Buchhandlung, 2. Aufl.) doch fertig, den Ursprung des Geschlechts in die ältesten Zeiten deutschen Kriegerthums hinein zu muthmaßen. Er stützt sich dabei auf den Zollernschild, dessen einfache schwarz-weiße Vierung auf die Erdgöttin Hel weise. „Wer jene Farben im Schilde führte, der rühmte sich stolz der Abkunft von Hel, der großen Göttermutter", auf die auch der Bracke deute, das Thier der Fruchtbarkeit und des Segens. Schwebels Ausführungen sind recht hübsch zu lesen; sie zeigen auch vielfach ein gutes Combinationstalent, so z. B. in der Art, wie er die Sage von der trojanischen Abstammung der Zollern mit der Thatsache in Ver-

bindung bringt, daß der Name Troja den deutschen Stämmen nicht unbekannt gewesen sei, wie ja auch Hagen, der Mörder Siegfrieds, als Tronjer bezeichnet werde. Aber auch bei Schwebel läßt sich sagen, „wenig wäre mehr“, und wenn er schlicht und einfach, ohne Gründe und Wahrscheinlichkeitsfactoren ausgesprochen hätte, daß die Hohenzollern vermuthlich irgend einem allemannischen Edeling entsprossen seien, so würde ihm das wohl schwerlich einer widerstreiten können oder wollen. Der bereits citirte Paul Theodor Marck sagt biedermännisch: „Die Grafen von Zollern sind gewiß aus edelstem germanischen Blute entsprossen — ob eingeborne Schwaben? ob eingewanderte Franken? läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln —: sie treten gleichzeitig, und so früh als fast irgend ein anderes ebenbürtiges Geschlecht, mit dem übrigen fürstenmäßigen Adel auf den Schauplatz der Geschichte; sie nehmen unter ihren Standesgenossen — z. B. bei Zeugenschaften, stets einen ehrenvollen Rang ein und sind mit den höchsten Herrscherhäusern verschwägert. Was braucht man da noch, zum Beweise ihrer angestammten Hoheit, Phantome fabelhafter Ahnen heraufzubeschwören, die vor dem leisesten Hauch der Kritik zerstieben?“

Der Mann hat Recht, aber wenn ich hier einige der ältesten Sagen von der Herkunft des Geschlechts oder von Familienereignissen in kurzen Worten mittheile, so geschieht dieses eben nur um der Sagen willen, die, wenn auch wenig geschichtliche, so doch hohe poetische Berechtigung haben.

Zunächst seien die Sagen erwähnt, die das Zollerngeschlecht von andern deutschen Fürstengeschlechtern ableiten. Nach einer derselben lebte in Süddeutschland ein mächtiger Graf, Namens Isenbard von Altdorf, ein Schwager Karls des Großen. Dessen Gattin Irmentrud nun erfuhr einst, daß ein

armes Weib Drillinge geboren habe, und da die Gräfin der Ansicht war, solches könne nicht ohne Ehebruch geschehen sein, sprach sie entrüstet: jenes Weib verdiene ersäuft zu werden. Die Strafe für dies harte und unverständige Wort blieb nicht aus, und einst, als der Graf zu einer großen Jagd ausgeritten war, gebar Irmentrud — zwölf zierliche Knäblein zur Welt. Besorgt, daß sie nun ihr Gemahl der gleichen Sünde zeihen würde, deren sie einst jene arme Frau beschuldigte, trug sie einer alten Schaffnerin auf, elf der Knaben heimlich davon zu tragen und zu ertränken. Nur einen behielt sie. Der jagende Graf aber sah die Magd, wie sie sich mit einem verhüllten Korbe am Bache zu schaffen machte und frug sie um ihr Beginnen. Ihre Antwort: der Korb enthalte nur einen Wurf junger Hunde oder Welflein, erschien ihm verdächtig, er untersuchte die Sache und entdeckte den geplanten Frevel. Dem Weibe bei strenger Strafe Schweigen anbefehlend, gab er die elf „Welflein" einem Müller zur Aufzucht. Als sie nun sechs Jahre alt geworden waren, ließ er sie adelig schmücken und ihrer Mutter vorführen, die alsbald von der tiefsten Reue ergriffen wurde. Das bestimmte den Grafen, ihr die unnatürliche Handlung, die sie am eigenen Fleisch und Blut begangen hatte, zu verzeihen. Leider starben die elf Gräflein bald und nur der eine Sohn, den Irmentrud damals zurück behalten hatte und der den Namen Eticho der Welf führte, blieb am Leben. Sein Sohn war Heinrich, „mit dem goldenen Pfluge" zubenannt. Er trat, gegen des auf seine Freiheit stolzen Vaters Willen, in den Dienst seines Schwagers, des Kaisers Ludwig des Frommen, der ihm dagegen so viel Land versprach, als er mit einem Pfluge von Mittag bis Abend umziehen könne. Da habe sich Heinrich einen zierlichen, goldenen Pflug machen lassen, sei damit zu

Pferde gestiegen und habe, das Roß häufig wechselnd, ein weites Gebiet umritten, das ihm nun nach Kaiserwort zu Lehen gegeben werden mußte. Von ihm stammen, wie die Mönche von Weingarten berichten, die Herzöge von Bayern, von Sachsen, Braunschweig und Burgund, die Könige von Frankreich und die Zollerngrafen her. Letztere hatten deshalb, zum Zeichen, daß sie welfischen Geschlechts seien, einen Welfen- oder Brackenkopf als Helmzier in ihr Wappen aufgenommen. So diese Sage, die Jahrhunderte lang für Geschichte genommen wurde. Noch J. P. Reinhard sagt in seiner 1755 erschienenen Einleitung zu der Staatswissenschaft, wahrscheinlich in Hinsicht auf jenen oben genannten Eticho: „Es hat das Haus der Grafen von Habsburg einerley Ursprung mit dem Hause Lothringen, Zollern und den Welphen."

Wie hier von den Welfen, wird die Abstammung der Zollern von vielen mittelalterlichen Schriftstellern auch häufig von dem Herzog Tassilo von Bayern, dem berühmten Feinde Karls des Großen, abgeleitet. Der Herzog aber, der als Mönch, auf Karls Befehl geblendet, der Sage nach im Kloster zu Lorsch, nach anderen, glaubwürdigeren Angaben aber sammt seinem Sohne Theodo in der westfränkischen Abtei Jumiéges im Ruf eines Heiligen verstarb, kann schon deshalb nicht der Stammvater der Zollern sein, weil mit ihm und seinem Sohne das uralte, sich göttlichen Ursprungs rühmende Geschlecht der Agilolfinger erlosch.

Von den Ursprungssagen der Hohenzollern kommen wir nun auf solche, die sich um das Leben einzelner, geschichtlich nicht festzustellender Glieder der Familie spinnen. Ich habe schon erwähnt, daß viele des Geschlechtes geistliche Würden bekleideten, aber auch ein Heiliger soll dem Zollernstamm entsprossen sein und zwar kein geringerer, wie der heilige Mein-

rad, von dem erzählt wird, er sei der Sohn eines Grafen Berchthold von Zollern und einer ungenannten Gräfin aus dem alemannischen Sülichgau gewesen. Wie man sagt, wurde der heilige Einsiedler in grauer Vorzeit an jenem Ort von Räubern erschlagen, an dem sich heute die Wallfahrtskirche Maria-Einsiedel in der Schweiz erhebt. Die Raben, die ihn stets begleiteten, sollen später in Zürich in ähnlicher Weise, wie die Kraniche die Mörder des Ibikus, die seinigen entdeckt haben. Die Ansicht, daß Meinrad dem Hohenzollerngeschlechte entstamme, war dem Mittelalter so geläufig, daß einst, wie der schweizerische Historiker Johannes Müller von Schaffhausen schreibt, der Abt von Einsiedeln und sein ganzes Mönchsgefolge in feierlichem Zuge einem Hohenzoller entgegen ging, der sich dem Stifte nahte. Und zu dieser ungewöhnlichen Ehre erhielt er mit seinem ganzen Gefolge, er mochte wollen oder nicht, sechs Tage lang eine königliche Bewirthung, ehe man ihn weiter ziehen ließ. Jedenfalls hätten sich die guten Mönche nicht so angestrengt, wenn sie damals gewußt, was man heute weiß, nämlich daß der heilige Meinrad wohl aus einer Gegend stammte, wo die Zollern begütert waren, aber daß er kein Sproße ihres stolzen Geschlechts, sondern der einer einfachen Freibauernfamilie war.

Nunmehr verlassen wir jene Zeiten, wo ein schier undurchdringlicher Schleier über der Geschichte des Hohenzollernhauses lagert. Das Dunkel lichtet sich und in den Grafen Burkardus und Wezilo de Zolorin begrüßen wir im Jahre 1061 die ersten, von dem Annalisten Berthold erwähnten, geschichtlich nachzuweisenden Angehörigen des Geschlechtes, das, ebenso wie das der Nellenburger, aller Wahrscheinlichkeit nach dem schwäbischen Herzogshause der Burchardinger entstammt. Dieses führt seine Herkunft auf Karl den Großen zurück, er-

richtete im Jahre 914 das Herzogthum Alemannien und starb 973 mit Burchard V. aus.

Die ersten Nachkommen jener Grafen, die, vermuthlich im Kampfe für Kaiser und Reich, den Heldentod starben, standen im Ruf großer Frömmigkeit. Da begegnen wir zunächst einem Grafen Adalbert, wohl einem Sohn des 1061 gefallenen Wezilo von Zollern. Er stiftete im Verein mit seinen Vettern, den Grafen von Nellenburg, das Kloster Allerheiligen bei Schaffhausen. Ferner beschenkte er das Stift Reichenbach und gründete am Abend seines Lebens die Abtei Alpirsbach im Schwarzwald, in die er sich schließlich als Laienbruder zurückzog, um dort zu sterben und in der neben ihm auch seine Gemahlin die ewige Ruhe fand. An der Westseite des Abteigebäudes kündet ein in Stein gehauenes Zollernwappen von den Beziehungen des Geschlechts zu der frommen Stiftung. Kaiser Friedrich III. besuchte als Kronprinz diese Gräber seiner erlauchten Vorfahren. Eine Tochter des vorgenannten Grafen, der sich von einer Zollernschen Herrschaft Haigerloch zubenannte, war Irmentrud, um deren gottgeweihtes, qualreiches Dasein die Legende ihren Mantel schlägt. Von Jugend an litt die Gräfin an schwerem Gebrechen, wahrscheinlich an einer aussatzähnlichen Krankheit. Nur mit Schrecken blickte man sie an und jeder floh die Nähe der Unglücklichen, die in frommer Ergebung duldete und mit zahlreichen Wohlthaten die ihr zu Theil gewordenen Demüthigungen zu vergelten suchte. Schließlich entzog sie sich der hartherzigen Mitwelt und suchte Zuflucht in einer Zelle beim Kloster Allerheiligen, dessen Abt den hohen Muth und die Standhaftigkeit, mit der sie ihr schmerzvolles Leiden trug, nicht genug bewundern konnte. Als sie gestorben war, sollen Zeichen und Wunder an ihrem Grabe geschehen sein. Zu Zeiten sproßten wun-

derbare Lilien daraus hervor oder ein überirdisches Licht schwebte über ihrer Ruhestätte, zu der Kranke aller Art wallfahrteten, um Heilung zu suchen, die sie, der Sage nach, auch fanden. An Irmentruds hehres Dulderloos erinnert vielfach die Schmerzensgeschichte Kaiser Friedrichs III., der ebenso, wie sie, ein leuchtendes Beispiel gab, wie ein entsetzliches Leiden standhaft zu tragen ist.

Der Stamm des Wezilo von Zollern erlosch um 1100 in den Grafen von Haigerloch, aber der seines Bruders Burkard trieb kräftige Reiser und breitete sich weit aus. Unter Burkard II. theilte sich das Geschlecht wiederum. Sein Sohn Burkard III. begründete die ältere, Hohenberger Linie, die sich nach einem bei Rottenburg liegenden Schlosse benannte und der andern Linie oft feindlich gegenüber trat. Durch diesen Zweig wurde das Zollerngeschlecht mit den Habsburgern verwandt, denn Gertrud, eine Tochter Burchards V. von Zollern-Hohenberg (den 1253 der Blitz erschlug), vermählte sich mit dem Grafen Rudolf von Habsburg und bestieg unter dem Namen Anna mit ihm den deutschen Kaiserthron. Das Geschlecht der Hohenberger stand in hohem Ruhme weit und breit. Doch nicht allein kriegerische Lorbeern erwuchsen ihm, sondern auch dichterische. Kaiser Rudolfs Schwager Albrecht von Zollern-Hohenberg, im Manessischen Kodex: „Grave Albrecht von Haigerlou" genannt, war nicht nur ein Held und Staatsmann, sondern auch ein bedeutender Minnesänger, dessen Ruhm dichterisch viel gefeiert wurde und dem der Geschichtsschreiber Albrecht von Straßburg gar ein ganzes Capitel seines Werkes widmet, worin er den tapferen und milden Herrn als einen der zwölf Paladine des Reiches bezeichnet. Nach der Chronik der Stadt Kolmar wurde der edle Held im Jahre 1295 angesichts seiner Burg Lindstetten bei Oberndorf im

Kampfe von den Bayern erschlagen. Unter den Hohenbergern finden wir auch einen nachmals heilig gesprochenen Benediktiner Albrecht, der im Jahre 1311 zu Altaich verstarb, während ein anderer des Geschlechts im Munde des Volks zum wilden Jäger wurde. Im Jahre 1486 starb der letzte Graf von Zollern-Hohenberg in dürftigen Verhältnissen. Sein Stammsitz war fast 40 Jahre vorher bereits von den Rottweilern zerstört worden; unkluge Erbtheilungen hatten lange schon die Macht und den Reichthum des Hauses vernichtet.

Als der Schild der Hohenberger über der Gruft ihres letzten Sprossen umgekehrt wurde, blickte jener Hohenzollernzweig, in dessen Besitz die Stammburg übergegangen war, nämlich der von Burchards II. Sohn Friedrich I. gegründete, bereits auf eine lange, ruhmreiche Geschichte zurück. Ein Sprosse desselben, Friedrich III., der anfänglich geistlich werden sollte, trat in den Dienst des Kaisers Friedrich Barbarossa und wurde später, 1192 durch seine Vermählung mit der Gräfin Sophie von Raabs, mit dem Burggrafenamt Nürnberg belehnt. Seine Söhne Konrad III. und Friedrich IV. mit dem Löwen regierten anfänglich die ihnen zugefallenen Erblande gemeinschaftlich, bis sie im Jahre 1227 eine Theilung beschlossen. Ersterer gründete die Linie der fränkischen Zollern. Seine Nachkommen gewannen Ruhm und Ansehen, bis sie mit der Uebergabe des Markgrafenthums Brandenburg, welches Burggraf Friedrich im Jahre 1415 in Konstanz zu Lehen erhielten, einen Stützpunkt für eine noch höhere Leiter der Macht und des Ansehens fanden, die sie zum Kurfürstenstuhl von Brandenburg, zum Herrschersitz des preußischen Königreichs und zum erhabenen Kaiserthron des neugeeinigten, deutschen Vaterlandes emporführte.

Doch wenden wir uns der jüngern schwäbischen Zollern-

linie wieder zu, die für die Geschichte der Burg Hohenzollern hier hauptsächlich in Betracht kommt. Ihre Hauptsitze waren der Zollern, der dem Geschlecht den Namen gegeben hatte, der Hirschberg und die Schalksburg. Den „hohen Zolre“ (altdeutsch solre) oder „hohen Söller“, wie man den Namen des Berges richtig ins Neuhochdeutsche übertragen würde, zierte wohl schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts (dem die Eingangs erwähnten Dedicationstafeln der Michaelskapelle entstammen) eine stattliche Burg, deren wahrscheinlichen Grundriß ich, nach Stillfrieds Angaben, bereits zeigte. Diese Burg muß sehr stark gewesen sein, denn im Mittelalter wurde sie als „das vesteste Hauß in teutschen Landen“ gepriesen und der Meistersänger Konrad Silberdrat von Rottweil sang von ihr um die Mitte des 14. Jahrhunderts:

Hohenzollr, du werliches Huß,
Wie wyt siehst du uiber uß
All umb und umb in Schwabenland.

Die Sage bringt die drei letzterwähnten Burgen in einer heitern Geschichte zusammen, die Wilh. Hauff in reizende Form zu fassen wußte. Da sollen einst auf Zollern, Schalksburg und Hirschberg drei Brüder gesessen haben, von denen der Besitzer der letztgenannten Burg besonders reich war. Da er keine Kinder hatte, freuten sich die unnatürlichen Brüder, als sie vernahmen, daß er schwer erkrankt sei. Dies war ihm kund geworden und da er nun wider Erwarten gesundete, dachte er daran, jene listig zu strafen. Heimlich verschrieb er seine ganze Herrschaft dem Hause Württemberg um einen „elenden Hirschgulden“. Als er später wirklich starb und die Brüder frohgemuth anlangten, ihr vermeintlich reiches Erbe anzutreten, da zeigten ihnen die Württembergischen Amtleute lachend den Kaufvertrag und händigten ihnen

den Hirschgulden aus. Fluchend und tobend ritten die angeführten Zollern davon. Unterwegens schlug der Schalksburger vor, den Kaufschilling zu vertrinken. Der andere war damit einverstanden und so kehrten sie im Lamm zu Ballingen ein, zechten adlig und schwemmten ihren Grimm mit Wein die Kehlen hinab. Schließlich stiegen sie zu Roß und warfen dem Wirthe mit stolzer Miene als Zechgeld den Gulden zu. Der Wirth aber verbeugte sich geziemend und erklärte: am Morgen sei im Städtchen ausgetrommelt worden, daß die Hirschgulden fürder abgeschafft seien und keinen Werth mehr hätten. Da mußten nun die gräflichen Brüder, die in Erwartung des reichen Erbes kein Geld weiter zu sich gesteckt hatten, gar die Zeche schuldig bleiben. So waren sie für ihre Habgier genugsam bestraft.

Poetisch tiefer, wie diese Aeußerung des Volkshumors, gestalten sich die Sagen, welche mit dem von den Zollern gegründeten Kloster Stetten im Gnadenthal in Beziehung stehen. Wie schon erwähnt, wurde es vom Grafen Friedrich dem Erlauchten und seiner Gemahlin Udelhild von Dillingen im Jahre 1259 gegründet und 1267 erweitert. Die erste Sage verwischt nun diese geschichtlichen Persönlichkeiten und macht aus dem Stifter einen wilden, grausamen und raubgierigen Zollerngrafen, der zur Zeit Konradins gelebt habe. Zu Dillingen lernte er die holde Tochter eines befreundeten Herren lieben, deren Anmuth und Frömmigkeit seinen Sinn auf bessere Bahnen lenkten. Er ehelichte seine geistige Retterin und zog mit ihr, dem Papst seine Sünden zu beichten, gen Rom. Zur Buße wurde ihm auferlegt, daß er fortan aus einer menschlichen Hirnschale trinken solle und eine Schlange, das Sinnbild seiner Sünden, beim Mahle auf seiner Tafel umher kriechen lasse. Sollte ihm diese Buße aber nicht ge-

fallen, so könne er statt dessen ein Kloster gründen, welches er reich begaben müsse. Der Graf zog diese Art Buße dem ekelhaften Tischgaste vor und so entstand das Kloster Stetten, dessen Stätte durch ein Wunder des Himmels bezeichnet wurde. Die Sage erzählt von dem Stifter des Klosters noch eine andere Mär. Danach trieb es den Grafen Friedrich in die Welt, um fremde Länder zu sehen. Seine Söhne brachte er an die Höfe befreundeter Fürsten, damit sie in adliger Sitte unterwiesen würden und seiner Gemahlin Udelhild übertrug er die Sorge für seine Töchter und für Land und Leute. In der Welt umher irrend, erschien ihm, nachdem er seine Gefährten verloren, der Teufel und bot ihm ein Zauberroß an, auf dem er, ohne Gefahr für die Seele, die Welt im Fluge durchsausen könne, nur müsse er das Roß gegen Niedergang der Sonne stets abzäumen. Lange Zeit bediente sich Friedrich des kostbaren Thieres und er lernte manch fremde Gegend kennen. Dann aber trieb ihn endlich die Sehnsucht nach Weib und Kind zurück und er langte auf seinem Roß in der Heimath an. Frau Udelhild zog dem Todtgeglaubten mit seinen inzwischen zu stattlichen Junkern und Fräuleins herangewachsenen Kindern freudig entgegen. In der Freude des Wiedersehens vergaß er, obgleich der Abend nahte, das Roß abzusatteln und plötzlich traten seine Knappen zu ihm und sagten, das Thier sei verschwunden. Der Graf fand sich in den schmerzlichen Verlust. Wenige Stunden später, als er droben auf seiner Stammburg saß, erschienen drei weiß gekleidete Jungfrauen am Thor und begehrten Herrn Friedrich allein zu sprechen. Als ihrem Wunsche widerfahren wurde, verneigten sie sich vor dem Grafen und theilten ihm mit, daß sie Geister seien, die, in Rosses Gestalt, in der Gewalt des Erzfeindes geschmachtet hätten und daß sie ihn, den Grafen,

Jahre lang durch die Welt trugen. Nun seien sie erlöst, denn hätte er geflucht und getobt, als das Roß, in Folge der versäumten Abschirrung, verschwunden war, so sei er sowohl, wie sie, dem Teufel gänzlich verfallen gewesen, während sie nun in Ewigkeit für sein Wohl beten wollten.

Wenden wir uns nach dieser abwechslungsreichen Wanderung ins Land der Sage nunmehr wieder der Geschichte zu. Es ist kein erfreuliches Bild, was uns zunächst entgegen tritt, denn es zeigt uns die Zerstörung der stolzen Zollernschen Stammesburg durch die Söldner des schwäbischen Städtebundes. Graf Friedrich VII., von dem gräflichen Hof, an dem er seine ritterliche Erziehung genoß, der Oettinger zubenannt, war es, welcher das Verderben über die Burg heraufbeschwor. Er und sein Bruder Eitelfriedrich erbten, da ihre drei Brüder geistlich geworden waren, die Besitzungen ihres im Jahre 1401 verstorbenen Vaters, des Grafen Fritz des Aelteren von Hohenzollern, aber brüderliche Eintracht blieb ihnen ferne. Ein Bruder suchte den andern von der Stammburg zu verdrängen und dem Oettinger, der eine sonderlich trutzige, kühne und gewaltthätige Natur besaß, gelang es schließlich, den Eitelfriedrich, der auch nicht so eitel friedreich war, wie sein schöner Name besagte, los zu werden und allein auf der Feste zu horsten. Ganz von den Vorurtheilen seines Standes befangen, hatte der Oettinger einen gewaltigen Haß auf das „Krämervolk“ in den Städten, deren Macht und Ansehen ihm ein Dorn im Auge waren, und so nahm er gern jede Gelegenheit wahr, ihnen das handgreiflich zu beweisen. Insonderheit hatten die Rottweiler darunter zu leiden. Er brach eine Ursache zum Streit vom Zaune und schädigte sie von da an in ausgiebigster Weise. In ihnen beleidigte er aber auch den ganzen schwäbischen Städtebund, dessen Feld-

hauptmann er einst gewesen war. Zu diesen Feinden gesellte sich ein Weib, das ihn bitter haßte, nämlich die Gräfin Henriette von Württemberg, eine geborne Gräfin von Mömpelgardt. Sie war die Gemahlin des dem wilden Zoller befreundeten Grafen Eberhard IV., nach dessen 1419 erfolgten Tode Friedrich gehofft hatte, die Vormundschaft über dessen beide hinterlassene Söhne zu erhalten. Doch die Gräfin war ihm schon zuvorgekommen, worüber sich der Oettinger grimmig ärgerte. Frau Henriette, selbst eine dem Helden verwandte Natur, soll eine starke, geheime Neigung zu ihm gehabt haben, die Friedrich aber nicht nur nicht erwiderte, nein, er beleidigte die Gräfin sogar mit hartem Wort, ehe er zornig von Stuttgart davonritt. Das verzieh sie dem einst von ihr geliebten nicht und eine neue, gefährliche Feindin war ihm entstanden. Inzwischen zog sich das Wetter über dem Hohenzollern immer dichter zusammen. Die Klagen über des Oettingers Gewaltthaten mehrten sich und es kam zu einer Acht- und Aberachtserklärung Seitens des zürnenden Kaisers Sigismund. Im Jahre 1422 nun machte man endlich Ernst, den Friedensstörer in seiner festen Burg, auf die er sich zurückgezogen hatte, aufzuheben.

Die Reichsstädte Augsburg, Nördlingen, Ulm, Ravensburg, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren, Pfullendorf, Weil, Dinkelsbühl, Biberach, Gmünd, Rottweil, Leutkirch, Isny, Giengen, Bopfingen und Aalen brachten ein Söldnerheer unter den erfahrenen Hauptleuten Konrad Vöglein von Augsburg, Peter Ungelter von Ulm und Hans Gul von Gmünd zusammen, das sich im Dorfe Stetten einnistete und bald die Belagerung begann. Auch des Befehdeten Bruder Eitelfriedrich soll im Heere der Feinde gewesen sein. Der Oettinger trutzte auf seiner festen Burg und spottete der Städter, von

deren Bürgern er sich sogar noch ab und zu einen reichen Pfefferſack fing. Auch der Kugeln aus Eisen und Stein, mit denen die drei Büchſenmeiſter des Bundes: Klaus Hetzl und Oswald Klein von Rottweil und Walther von Straßburg die Feſte überſchütteten, kümmerten ihn wenig, und höhnend ließ er den Bombardirenden vermelden, er hätte Hühner beim Brüten ſitzen; man ſolle ſie ihm mit dem Schießen nicht allzuſehr erſchrecken. Der Umſtand erſt, daß die mächtige Gräfin Henriette mit den Belagerern gemeinſame Sache machte, beſorgte ihn um ſo mehr, als ſich an dem Abend des Tages, an dem ihm die unglückliche Zeitung kam, die weiße Frau, jene ſo vielen alten Schlöſſern eigene Unholdin, gezeigt haben ſoll. Zwar machte der Eingeſchloſſene noch häufig glückliche Ausfälle, aber auch die Feinde rückten immer näher heran. Am 7. September liefen ſie zum erſten Male Sturm, der nach hartem Kampfe abgeſchlagen wurde, der aber dem Oettinger das Drohende ſeiner Lage immer deutlicher machte, denn auf der Burg wurde die Munition knapp. Da wußte allerdings des ſtarkherzigen Zollerngrafen ſtarkherzige Geliebte, (Amaſia de Meſſingen nennt ſie Conrad von Reutlingen in einem lateiniſchen Gedichte), eine Jungfrau aus dem Flecken Möſſingen, und heute noch unter dem Namen „das Mädchen aus dem Steinlachthale“ in den Sagen des Volkes gefeiert, Rath zu ſchaffen. Sie ſchlich ſich Nachts durch die Feinde und brachte das Fehlende in Büchſen herbei, die ſie oben zur Täuſchung mit Wundſalben gefüllt hatte.

Der Winter war inzwiſchen herangekommen. Vergebens hoffte der Oettinger auf Hilfe und Entſatz von Seiten ſeiner Freunde: des Herzogs Karl von Lothringen und des Markgrafen Bernhard von Baden. Die Bündner aber umſchloſſen die Burg aufs engſte in der Abſicht, ſie auszuhungern. Da

sah der Eingeschlossene keine andere Rettung für die Burg seiner Väter als die, sich durch die Belagerer zu schlagen, um Entsatz herbeizuführen und die Feinde im Rücken anzufallen. In den ersten Januartagen des Jahres 1423 vollbrachte er diese heldenkühne That. Er soll bei der gewagten Flucht die kranken und verwundeten Reisigen, die droben nur hindern mußten, mitgenommen haben und zur Bedeckung nur wenige Knechte. Auch seine kühne Geliebte soll bei diesem Ausritt dabei gewesen sein, doch fiel sie leider in die Hände der Feinde. Nach andern Sagen wäre das Mädchen aus dem Steinlachthale schon vorher entlarvt worden, als sie die scheinbaren Salbentöpfe in die Burg schmuggeln wollte.

Während nun der Oettinger sich draußen vergeblich mühte, Entsatz herbeizuschaffen, stieg auf dem Zoller die Noth immer höher. Die Belagerten unter dem Hauptmann Schlechtinger wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung, und als jener Führer gefallen war, übernahm Menloh Flehinger von Dettlingen den Befehl, den er bis zum 15. Mai 1423, dem Tage der Uebergabe, ruhmreich führte. „Wäre noch Kost auf dem Hause gewesen, und wären die Gesellen nit siech geworden", sagt ein schwäbischer Chronist, „die Städte möchten es überhaupt nit genommen haben." Ist die Angabe des gleichen Geschichtsschreibers, das Heer der Belagerer habe 40,000 Mann betragen, auch unzweifelhaft bedeutend übertrieben (es sollen in Wahrheit bei 3000 Mann gewesen sein), so bleibt doch dem schwachen Häuflein, das die Feste beinahe ein Jahr lang gegen eine ungeheure Uebermacht vertheidigte, ein Ruhmesblatt in der Geschichte sicher, und die 32 siechen Gesellen, die an jenem Maientage ehrenden Abzug erhielten, verdienten, daß ihre Namen in Stein gegraben wurden und heute noch dem Wanderer, der die Michaelskapelle

auf Zollern besucht, von deutschem Heldenmuth und deutscher Treue sagen.

Zollern wurde von den Feinden niedergelegt. „Die von Ulm, welche die Feste zu schleifen hatten", zerbrachen sogar die Steine und der zürnende Kaiser Sigismund befahl: „daz fürbaßmer dasselb Sloß Zollr noch der Berg zu ewigen zyten nymer mer gebuwen, gemachet, gefestnet, noch von nyman furgenomen und vffgericht werden sol, sunder dasselb Sloß und Berg sullen zu dem heiligen Riche als ein gebrochen Rophus gehören."

So lag die stolze Stammburg eines ruhmreichen Geschlechts in Trümmern, kaum acht Jahre nachdem sich die fränkische Linie der Zollern zur brandenburgischen Markgrafenwürde emporgeschwungen hatte.

Auch dem Burgherrn war es inzwischen übel ergangen. Er suchte, nachdem es ihm mißlungen war, ein richtiges Entsatzheer zusammen zu bringen, die Belagerer durch Plänkeleien im Rücken zu beunruhigen und von der Burg abzulocken. Eines Tages jedoch wurde er überwältigt und vom Dynasten von Lichtenberg gefangen genommen. Ein Jahr soll seine Haft gewährt haben. Fast drei Jahre nach dem Fall seiner Burg kam eine Sühne zwischen ihm und dem Städtebund zuwege. Uebrigens habe der Oettinger, der Sage nach, noch ein zweites Mal gefangen gesessen und zwar in einem schauerlichen Verließ zu Mömpelgard, in der Gewalt seiner Todfeindin. Erst als die Gräfin gestorben war, soll er, ein gebrochener Mann, befreit worden sein. Gewiß ist nur das, daß er zu Anfang der vierziger Jahre seines Jahrhunderts eine Fahrt zum heiligen Grabe antrat, auf welcher er am 30. September 1443 verschied. So endete das wilde, sturmbewegte Leben eines Ritters, dem, nach dem Urtheil seiner

Zeitgenossen, folgende Eigenschaften beizulegen sind: frisch, frei, fröhlich und — etwas frivol, und der am besten mit seinem Stammesverwandten, dem wilden Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg, verglichen werden kann.

Sieben Jahre lang lag Burg Zollern in Staub und Trümmern, da machte des Oettingers Bruder, Eitelfriedrich, trotz Kaiser Sigismunds Verbot, den Versuch, die Stammburg seiner Väter in aller Eile neu aufzurichten. Aber die Reichsstädte hielten gute Wacht; sie ließen die frischen Mauern niederreißen und das Zimmerholz verbrennen. Und wieder heulten die Winde lange Jahre um die öde Trümmerstätte. Die Geschichte jedoch hatte es anders beschlossen. Zollern sollte in neuem Glanze auferstehen. Eitelfriedrichs Sohn Jodocus Nikolaus I., oder kürzer Joß Niklas genannt, legte am 25. Mai 1454 bei Anwesenheit einer großen Zahl fürstlicher und edler Herrn, darunter der Herzog Albert von Oesterreich, der Markgraf Karl von Baden, Graf Heinrich von Fürstenberg u. a., den Grundstein zu der neuen Burg. Sein Stammesverwandter, der herkulische Albrecht Achilles von Brandenburg, trug wenige Monate später den Grundstein zum Markgrafenthurm auf eigner Schulter den Berg hinan. Noch nützlicher, wie durch diese That, hatte er sich seinen schwäbischen Vettern dadurch gemacht, daß er den Kaiser Friedrich III. bestimmte, das harte Verbot seines Vorgängers bezügl. des Burgbaues aufzuheben. Das war ihm nicht schwer geworden, denn der Herrscher Deutschlands erinnerte sich gerne, daß die Zollern von je her treu zu Kaiser und Reich standen und ihre Anhänglichkeit in manchem Schlachtengewitter blutig bezeugten. So konnte denn die Grundsteinlegung zur Burg ohne jede Besorgniß als eine fröhliche Feier begangen werden und sie wurde dann auch zu einer überaus glänzenden. Mit silbernen, von dem städte-

feindlichen Oesterreicher gestifteten Handwerksgeräth, als Mulde, Hammer, Schaufel, Kelle und Loth, den Städtern zum Trotze, hantirten die hohen Herren, die zu dem Feste erschienen waren. Das neubegonnene Werk wurde so eifrig befördert, daß der Bau schon nach sechs Jahren ziemlich fertig stand und herrlicher, wie zuvor, in die schwäbischen Lande hinausblickte. Stetig erweiterte sich das prächtige Gebäude. So legte, wie ich bereits erwähnte, Kaiser Friedrich III. von Habsburg selbst den Grundstein zu dem stolzen Kaiserthurm. In den

Im ersten und letzten Quartier das silber und schwarz quadrirte Stammwappen, im zweiten und dritten Quartier, in blauem Felde der goldne Hirsch auf grünem Hügel, wegen der Grafschaft Sigmaringen. Im Mittelschild zwei goldene Scepter wegen der Erbkämmererwürde.

zwei nächsten Jahrhunderten entwickelte sich der Bau zu immer größerer Wehrhaftigkeit und die Burgherrn thaten alles, ihn im besten Zustande zu erhalten. Als sich im Jahre 1576 der Zollernstamm in die durch Eitelfriedrich III. begründete Hechinger und die von seinem Bruder Karl II. gestiftete Sigmaringer Linie theilt, wurde bestimmt, daß die Burg Gemeinsitz des Geschlechtes blieb und daß der jemalige Inhaber für Proviant und Munition und für sorgfältige Instandhaltung Sorge zu tragen habe. Eitelfriedrich III., in dessen Lande die Burg lag, war ein strenger Herr, der eine

Hohenzollern zu Anfang des 17. Jahrhunderts (nach Merian).

geregelte Verwaltung einführte und, wie auch seine Nachfolger, scharf auf Wald, und Jagdordnung hielt. Nicht weniger als fünfzehn Mal empörten sich dieserhalb die Hohenzollerschen Bauern in dem Zeitraum von 1584—1792.

Als äußerst förderlich für die Stammburg erwies sich der später in den Reichsfürstenstand erhobene Graf Johann Georg (1605—1623). Als ob er eine Ahnung von den kommenden, auch den Hohenzoller umtosenden Kriegesstürmen gehabt hätte, ließ er die Feste verstärken, sie mit Bastionen umgeben, den Markgrafenthurm erneuern und das Rüsthaus aufführen. Dann brach das Ungewitter, der dreißigjährige Krieg, über Deutschland herein und Bellona mit ihrem Flammenschwert durchschritt die Lande, bald hier, bald da urplötzlich erscheinend. Des Krieges Wechsel mußte auch die Burg erfahren. Im Jahre 1634 zwangen die Würtemberger, die mit dem evangelischen Bundesgenossen gegen den Kaiser kämpften, die von den Hohenzollerschen Lieutenants Weinmann und Stettmund befehligte Besatzung durch den Hunger, sich

zu ergeben. Die verschiedensten Kriegsvölker machten sich nun im Laufe des Krieges zu Herrn des Platzes, den sie, oft schnell genug, an andere abtreten mußten. Am längsten, freilich auch mit Unterbrechung, hielten ihn die Bayern in ihrer Gewalt, bis, zwei Jahre nach dem Westphälischen Frieden, sämmtliche seit dem großen Kriege noch besetzten Plätze geräumt werden mußten.

Oesterreich hatte genug Gelegenheit gehabt, sich von der strategischen Wichtigkeit der Burg Hohenzollern zu überzeugen und es darf deshalb nicht Wunder nehmen, daß es für sich das Mitbesatzungsrecht anstrebte, ebenso wenig wie es den Geschichtskenner Wunder nimmt, daß es dies Ziel auf gewaltsame Weise zu erreichen suchte. Damit hatte es nun allerdings kein Glück, weßhalb es sich zu Verhandlungen herbeiließ, die am 17. Juni 1667 damit endeten, daß ihm Fürst Philipp von Hohenzollern die Offenhaltung der Burg zugestand. Bei dieser Angelegenheit bekundete sich wieder die rege Theilnahme der fränkischen Zollern an dem alten Stammsitz, denn der Kurfürst von Brandenburg schrieb an den Hechinger, daß ihm der Vertrag nicht gefiele und er wolle nicht gerne, „daß dieses unser uhraltes stammhauß abhändig gemacht undt in fremde gewalt kommen solte.“ Leider half diese berechtigte Einsprache nicht. Aber so wenig erfreulich für das Gesammtgeschlecht diese Einnistung Fremder auf der Stammburg sein mußte, so ersprießlich zeigte sie sich dem Geldbeutel des in Hechingen residirenden Schloßinhabers, denn die Oesterreicher mußten für das Mitbesatzungsrecht monatlich 300 Gulden bezahlen und 1500 Gulden Vorschußgeld geben. Allerdings sollten zwei drittel des Monatsgeldes zum Ausbau und zur Instandhaltung des Platzes verwendet werden, und die fremden Antheilhaber begannen auch sogleich eine rege Bauthätig-

keit. Die theils verfallenen Basteien wurden wieder hergestellt und ergänzt, eine Mauer außerhalb der alten errichtet und der äußere Vorhof ausgebaut. Ein Wappenstein kündete dort von der Thätigkeit der Kaiserlichen durch seine Inschrift: „1688 legte der Wohledle Gestrenge Herr Matthä Lindtner von Lindenthal der Kaiserlich Römischen Majestät Hauptmann und Kommandant allhier den ersten Stein."

Da aber das Material, welches zu den Neubauten verwendet worden war, nicht viel taugte und da man sich im Allgemeinen darauf beschränkte, Schäden leichthin, statt von Grund aus, zu bessern, so nagte der Zahn der Zeit doppelt gefräßig an dem stolzen Bauwerk. Es erwies sich trotzdem seinen ursprünglichen Herrn als eine verstärkte Einnahmequelle, denn nach mehrmaliger Erneuerung des Oeffnungstractates wurde 1693 die jährliche Abgabe der Oesterreicher auf 4100 Gulden und 10 „Yhren" Tyroler Wein erhöht. Als dann 26 Jahre später der Vertrag zum vierten Male erneuert wurde, erhielt der Fürst sogar 5000 Gulden jährlich, von welchen nur 2400 Gulden zur Erhaltung der Burg aufgewendet zu werden brauchten. Im Jahre 1744, im Oesterreichischen Erbfolgekrieg, heulte die Kriegsfurie wieder um die alten Thürme und Mauern, aber zu einer blutigen Vertheidigung und zu Heldenthaten, wie sie früher bei Belagerung der Zollernburg die Geschichte verzeichnen konnte, kam es diesmal nicht. Der französische Oberst von Chatillon, der vor die Feste rückte, wußte so gewaltig mit dem Maule zu fechten und zu drohen, daß der Kommandant alsbald eingeschüchtert wurde, auf jedes Waffenspiel verzichtete und ohne den geringsten Widerstand die Burg mit allem, was dort österreichisches Eigenthum war, übergab. Damals sollen die Steine des ehrwürdigen Baues geschrieen haben. Die Franzen hausten nun einen ganzen

Winter droben, und zogen erst am 27. April folgenden Jahres ab. Daß die Kaiserin in Wien ob der zuvorkommenden Uebergabe der Burg nicht sonderlich erfreut war, ist erklärlich. 1750 drückte Oesterreich die Oeffnungsgelder auf 1000 Gulden herab, was zur Folge hatte, daß zur Erhaltung des Baues nicht viel mehr geschah, daß er immer mehr zerfiel, so zwar, daß ein Theil der Besatzung nach Hechingen gelegt werden mußte. 1771 erfolgte dann die Kündigung des Vertrages und es wurde dabei bestimmt, daß die auf der Feste liegende Besatzung österreichischer Invaliden, dort bis zu ihrem Aussterben verbleiben sollte. Diese Braven, selbst Ruinen in einem Gebäude, das immer mehr zur Ruine wurde, hatten leichten Dienst. Ihre unkriegerische Aufgabe war, Lärmschüsse abzufeuern, wenn sie von ihrer einsamen Höhe bemerkten, daß es in der Gegend brannte. Ab und zu kam vom österreichischen Landvogteiamt in Rottenburg die Anfrage, ob die Hohenzollernsche Besatzung noch am Leben sei. Im Jahre 1786 erwiederte auf solch theilnehmende Erkundigung ein 79 jähriger Tambour mit 61 Dienstjahren: „Ja, wir sind noch elf Mann.“ Neun Jahre darauf waren es nur noch sechs, und im folgenden Jahre nur noch drei Greise, die droben das Gnadenbrod genossen. Dann wurde es, als 1798 Oesterreich sein Besatzungsrecht aufgegeben hatte, einsamer noch und stiller auf der Höh, das Heulen des Sturmes und der Schrei dort horstender Raubvögel nur tönten zum dumpfen Fall abstürzender Steine und zum unheimlichen Niederrieseln bröckelnden Mörtels. Das Schicksal der einst so stolzen Burg schien besiegelt.

Da war es wiederum ein Zoller fränkischer Linie, von dem die Neuerrichtung des alten Stammsitzes ausgehen sollte. Der Kronprinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich

Wilhelm IV., besuchte am 16. Juli 1819 die verfallene Burg. Ihn jammerte ihr Zustand, und entschlossen zu ihrer Herstellung oder Erhaltung alles aufzubieten, wußte er sowohl von seinem Vater, wie von dem Fürsten von Sigmaringen ansehnliche Geldbeträge zu seinem schönen Zwecke zu erlangen. Der Fürst von H.-Hechingen wurde mit der Leitung der

Wiederherstellungsarbeiten betraut, aber während er die eigentliche Burg mit ihren Kasemattenbauten zum Theil sprengen ließ, damit das Ganze mehr den Eindruck einer malerischen Ruine machte, beschränkte er sich sonst darauf, einige stillose Zuthaten aufführen zu lassen. Diese seltsame Art, das Stammschloß zu verschönern, wirkte entmuthigend auf Friedrich Wilhelm und erst fünfundzwanzig Jahre nach seinem ersten Besuch auf dem Hohenzoller trat er dieser Angelegenheit der Pietät wieder näher und beauftragte den Grafen Stillfried mit den Vertretern der katholisch gebliebenen, schwäbischen Zollern, den vorerwähnten Fürsten von Hechingen und Sigmaringen über eine sorgfältige Wiederherstellung der Burg zu verhandeln. Der geheime Oberbaurath Stüler entwarf inzwischen nach dem vorhandenen Bauplan umfassende Zeichnungen. Am 14. September 1846 nun kam ein Vertrag zu Stande, der den Aufbau der Stammburg mit gemeinsamen Kräften bezweckte. Eine Immediat-Bau-Commission, die aus dem Wirkl. Geh. Rath Weckherlin aus Sigmaringen, dem Geh. Conf. Rath von Gieglung zu Hechingen, dem vorerwähnten Architecten des Königs: Stüler und dem Grafen Stillfried als Vorsitzenden bestand, wurde eingesetzt und dann begann im Jahre 1847 der Neubau. Nachdem das Werk durch die politischen Ereignisse zeitweise gehemmt worden war, nahm man die Arbeit unter vortheilhaften Verhältnissen im September 1850 wieder auf. Im Mai 1850 hatten nämlich die Fürsten der beiden Hohenzollerschen Länder in Rücksicht auf den im Jahre 1821 abgeschlossenen Hausvertrag die Regierung an Preußen abgetreten und dieses sah die Nothwendigkeit ein, die Burg als strategisch wichtigen Punkt auch befestigen zu lassen. Unter Leitung des Generals von Prittwitz, Festungsbaumeister von Ulm, erschien nun auf dem Berge eine Militair-Bau-Com-

mission, und während diese die Befestigungswerke rüstig aufführen ließen, schritt auch der Schloßbau munter fort, so daß die ganze, großartige Anlage schon nach 6 Jahren im Rohen fertig gestellt war. Aber noch ehe sie auch im einzelnen vollendet stand, geschah in ihr bereits eine militärische Action. Die preußische Garnison, die seit 1856 in der Burg lag, zog bei Beginn des Krieges 1866 ab; bald darauf rückten Württemberger ein, die aber nach der Schlacht bei Königgrätz auch wieder fortmarschirten. Ein Jahr nach dem für Preußens Waffen so ruhmreichen, für die spätere Einigung Deutschlands so bedeutungsvollen Kriege war die Burg vollendet und der hochragende, herrliche Bau wurde am 3. Oktober 1867 feierlich eingeweiht und dem König Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen ersten deutschen Kaiser, und dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen übergeben.

Es ist eine reiche Geschichte, auf welche die Zollernburg zurückblickt. Das Geschlecht, das einst die stolze Höh zu seinem Sitz erkor, hat sich ausgebreitet und sein Ruhm und sein Ansehen sind gewachsen von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis es die höchste Stufe irdischer Größe erreichte. Nicht durch blinden Zufall und Glück ist es dazu gelangt, sondern durch innere Tüchtigkeit und Klugheit, durch Pflichttreue, harte Arbeit und gewaltige Kämpfe. Und als jener greise Zollernsohn nach den glorreichen Siegen auf Frankreichs Erde die Kaiserkrone aus der Hand der deutschen Fürsten und unter dem Jubel Alldeutschlands entgegennahm, da ging wieder der einfach stolze Ordensspruch in Erfüllung: „Suum cuique", Jedem das Seine. Wahrlich, wir haben Ursache, uns eines Kaisergeschlechts zu freuen, das aus altem, sturmerprobtem Stamme hervorgegangen ist, und wohl mag der heiße Wunsch in uns aufsteigen, daß es auch ferner blühe und gedeihe und

sich dauernder noch erweise, als seine neuerstandene, feste Stammburg auf dem Gipfel des Hohenzollern!

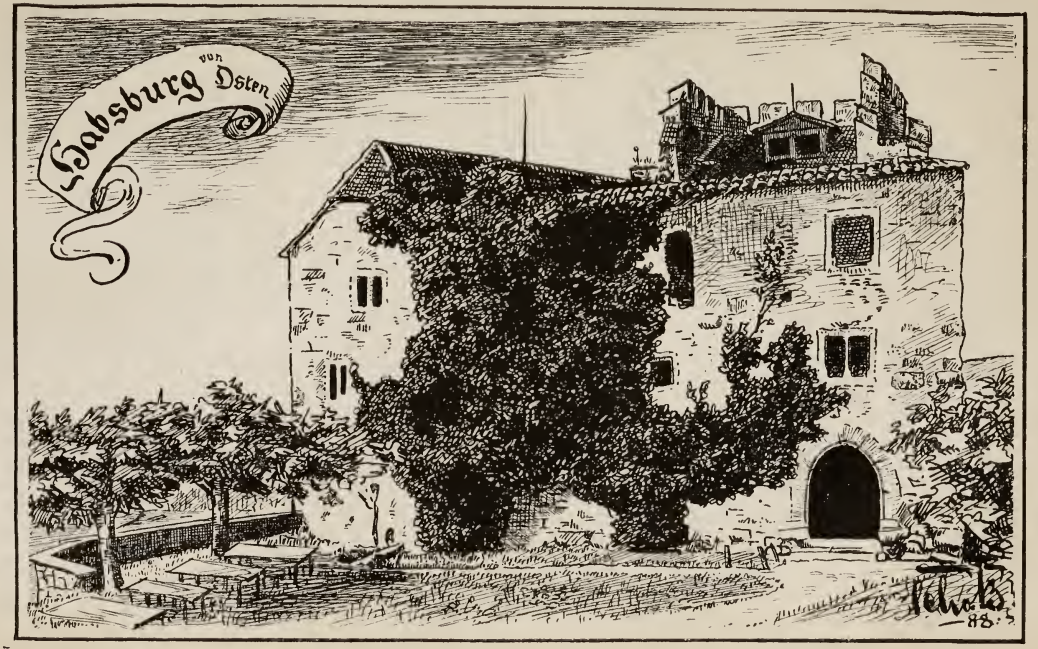
Die Habsburg.

Von

Schulte vom Brühl.

Leipzig,
Voß' Sortiment.
G. Haessel.

Alle Rechte vorbehalten.


Habsburg von Osten

Bezüglich der mehrfach erwähnten Absicht, die Habsburg anzukaufen, theilt Herr Dr. Kobanyi in Wien mit, daß nicht er selbst die Absicht hatte, die bekannte, im Aargau (Schweiz) liegende Ruine des Stammschlosses der Habsburger anzukaufen, sondern daß er das Kaufangebot im Namen einer Vereinigung von Wiener Bürgern machte, welche die Habsburg dem Kaiser Franz Josef anläßlich seines Regierungs-Jubiläums als Geschenk anbieten wollten. Der Regierungsrath des Cantons Aargau hat jedoch eine zwar höfliche, aber entschieden ablehnende Antwort ertheilt, in welcher es u. a. heißt: ‚Der materielle Werth kommt hier als ganz untergeordnet kaum in Betracht; dagegen knüpfen sich an den Besitz

dieser altehrwürdigen Burgruine so viele historische und ideale Beziehungen mit unserem gesammten Volksleben, daß eine Entäußerung dieses geschichtlich so bedeutsamen Denkmals — zumal in der Form eines Verkaufes um materiellen Entgelt — geradezu einer Verleugnung der nationalen Traditionen gleichkäme und von einer Landesbehörde ohne Verletzung des feineren Volksgefühls nie zugegeben werden könnte.'"

An diese Nachricht, die im Sommer 1888 durch die Presse lief, wurde ich lebhaft gemahnt, als ich im Juli des Jahres an einem heißen Tage von Brugg aus der genannten Burg zustrebte und unterwegs die Bekanntschaft eines zuthunlichen Schweizerbuben von ungefähr zehn Jahren machte. Dieser hoffnungsvolle Sprosse des freien Staates erzählte mir nämlich in der treuherzigen Ursprache seines Landes, die Oesterreicher wollten die Habsburg haben, aber die Habsburger, — damit meinte er seine Mitbrüder in dem am Fuße der Burg gelegenen Dorfe, — wollten sie nicht herausgeben. Und nun würde wohl Krieg entstehen; aber die Habsburger, wie die Schweizer überhaupt, fürchteten sich keineswegs. Den ganzen Sommer hätten sie Schießübungen abgehalten und die Oesterreicher möchten es nur einmal riskiren, über den Bodensee zu kommen. Weiter erzählte mir der muthige Habsburger, daß sein Vater der Hubeli sei und daß er in dem nahen Bad Schinznach in lohnender Arbeit stehe. Er, Hubeli der jüngere, sei der älteste von neun Geschwistern u. s. w.

Unter derlei anmuthigen Gesprächen führte mich der Kleine, der sich sonder Scheu unterwegs an mich angeschlossen hatte, auf abkürzenden, nur den Eingebornen bekannten Wegen durch Gestrüpp und Wald dem fernen Ziel entgegen. Als ein unförmliches, massiges Gebäude über dem Walde aufragend, thront es, fast 170 Meter über der Aarbrücke zu Brugg,

auf dem höchsten Punkte des langgestreckten Wülpelsberges, eines Ausläufers des Schweizerischen Juragebirges. Weit schaut die Burg in den grünen Aargau hinein, in das herrliche Dreistromland der Aare, Reuß und Limmat, sie blickt hinaus in die Gegend, wo sich einst die prächtige Bischofsstadt, der 597 von den Alemannen zerstörte, am Einfluß der Reuß in die Aare gelegene römische Hauptwaffenplatz Vindonissa erhob.

Mein kleiner Begleiter schien mit der Geographie und Heimathkunde seines Cantönlis ziemlich vertraut zu sein, denn ehe uns der Hochwald die Aussicht in die Gegend raubte, nannte er mir die verschiedenen Ortschaften, die sich den Blicken zeigten, machte mich auf das hinter Brugg aufragende umfangreiche Kloster Königsfelden mit seiner vielfenstrigen langweiligen Front aufmerksam und erzählte mir, daß es zur Erinnerung an den einäugigen Kaiser Albrecht von Habsburg erbaut worden sei, den sein Brudersſohn todtgeschlagen habe. Daß der Wülpelsberg meistentheils aus Kalkstein bestünde und daß in diesem Kalkstein Ammonshörnli gefunden würden und allerlei versteinerte Muschelthiere, wußte er mir ebenfalls zu berichten. So schwatzte er in einem fort, bis der Wald von den Seiten des Weges zurücktrat und den Blick auf die zum Theil noch strohgedeckten vereinzelten Häuser des Dörfleins Habsburg freiließ. Hoch über ihnen ragte die Burg, zu der mich bald ein steiniger Pfad empor führte.

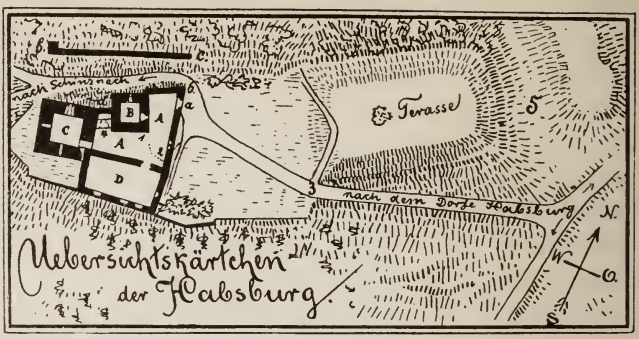
Wer da glaubt, in ihr, die dem österreichischen Herrscherhause den Namen gab, einen stolzen, prächtigen Hochsitz zu finden, der wird sich gewaltig enttäuscht sehen, denn die jetzige Habsburg ist, von welcher Seite man sie auch betrachten möge, ein ungefüger, roher Bau von geringem Umfange. Das, was sie berühmt macht, ist nur ihre prächtige Lage und ihre Geschichte.

Den schönsten Anblick gewährt sie von der Seite, von der ich zu ihr empor stieg, nämlich von Osten. Nicht etwa, weil man dort auf dem Plan vor ihr, unter schattigen Platanen eine Anzahl von Tischen und Bänken aufgeschlagen sieht, die dem Kundigen verrathen, daß man für sein Geld zum wenigsten Wein und Schweizerkäs erhält, sondern weil ein ungeheurer Epheu mit mächtigem Gezweige das kahle Gemäuer bis zum Dache umspinnt und es dadurch reizvoller macht. Die hell beschienene Wand mit ihrem grünen Besatz, die sich schimmernd von dem tiefblauen Himmel abhebt, die Stille und Einsamkeit, die droben herrschen, und der Ausblick, den man von der östlich gelegenen, umfangreichen Terrasse aus in das schimmernde Aarthal, nach dem hochragenden Schlosse Brunegg und über waldige Höhen hinweg, in die schimmernden Schneeberge von Glarus, Bündten und Uri genießt, das alles macht den Aufenthalt erquicklich und bringt das Gemüth in eine gewisse, poetische Stimmung, die im allgemeinen derjenigen ferne ist, welche Professor Dr. Ernst Münch zu Eingang seiner Beschreibung der Habsburg (enthalten in Schwabs

Ritterburgen und Bergschlösser der Schweiz) folgendermaßen erbaulich zu schildern weiß: „Der Wanderer, welcher durch unheimliches Gebüsch und einsame Pfade mühsam den Hügel erklommen, wo Ruinen, von Epheu umdüstert und von Raubvögeln nur noch bewohnt, gleich längstvergessenen Meilenzeigern der Zeit, in stiller Erhabenheit hervorragen; wird, so er der früheren Tage gedenkt, die hier sich verlebt, häufig von Gefühlen ergriffen, die nicht zu den wohlthuendsten und die Geschichte der Menschheit bereichernden, gehören."

Um solcher seltsamer Gefühle vielleicht auch theilhaftig zu werden, beschloß ich zunächst, die Wirthschaft auf die Probe zu stellen und so wandte ich mich dem Portal zu, das sich an der äußersten, rechten Seite der Ostwand befindet. Man möchte es für rundbogig halten, aber es ist in Wirklichkeit von einem Spitzbogen überwölbt, der kaum über den Halbkreis hinausgeht. Seine und der Thürpfosten nach außen abgekantete Ecken sind mit einem weit vortretenden Rundstabe verziert, dem einzigen Schmuck, den das wohl in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstandene Portal aufzuweisen hat, wie denn überhaupt das ganze Gebäude an architectonischem Zierrath arm ist und überall eine fast rohe Einfachheit zeigt. Die Schwelle überschreitend, tritt man in einen engen Hof, auf dessen Platz sich früher, wie die Fenster in der Ostwand noch andeuten, ein Wohnhaus

Kloster Königsfelden.



Erklärung des Uebersichtskärtchens zur Habsburg.

(Die Buchstaben beziehen sich auf heute noch bestehende Anlagen, die Zahlen auf früher vorhandene)

A Hof, zum Theil früheres Wohngebäude.

B Der kleine Thurm.

C Der große Thurm.

D Wohngebäude.

a Portal.

b c Mauer am nördlichen Abhang, bei b Reste eines Thurmes.

d Verbindungsmauer zwischen den beiden Thürmen.

---

1 2 Wahrscheinlicher Abschluß des früheren Wohnhauses, dessen Inneres jetzt einen Theil des Hofes bildet.

3 Hier befand sich das ehemalige Hauptthor. Zwischen ihm und der Front der jetzigen Burg, auf dem nun eingeebneten Platz, standen früher die Kapelle und sonstige Gebäude der mittleren Burg.

4 Ehemaliger Ausgang gen Norden. (Die jetzige Verbindungsmauer d ist erst später erbaut worden.)

5 Ehemaliger Vorgraben.

6 7 Hier zog sich früher ein Graben entlang, der die Hauptburg von der Mittelburg trennte.

Bei der jetzigen Terrasse befand sich wahrscheinlich das Reduit der alten Burg.

---

befand. In den Winkeln liegen allerlei Gegenstände umher, welche verrathen, daß der jetzige Schloßbewohner kein ritterliches, sondern ein bäuerliches Gewerbe betreibt. Ein umfangreicher Thurm von quadratischer Grundform, der den Hof gen Westen schließt, ist diesem Gewerbe ebenfalls dienstbar gemacht, denn sein ehemaliges Verließ ist zu einem Stall geworden.

Wenn man sich vom Hauptportal der Burg links wendet und den Hof überschreitet, gelangt man zum jetzigen Wohngebäude. Die Thür zur ebenen Erde war verschlossen und während ich mich rathlos umschaute, um etwas von der Wirthschaft zu entdecken, entwickelte sich aus einer dunkeln Ecke der Hofabtheilung, die sich zwischen der Südseite des erwähnten Thurmes und der Nordseite des Hauses abzweigt, ein weibliches Wesen, welches sich als Tochter des Schloßwärters entpuppte. Der angenehme Gesammteindruck, den das Burgfräulein machte, wurde leider durch ein um die Backe gelegtes Tuch beeinträchtigt, ein Zeichen, daß die Habsburg nicht ganz zugsicher sei und das Zahnweh fördere. Auf meinen Wunsch, zunächst die Sehenswürdigkeiten des Hauses zu betrachten, wurde mir freundlich bedeutet, daß alles frei und offen stände, ich könnte überall umhergehen. Das Merkwürdigste sei aber eine alte Zimmerdecke in der Wohn- oder vielmehr Wirthsstube, die im ersten Stock liege.

So ging ich denn die Treppe hinauf und trat in die niedrige Stube mit den getäfelten Wänden, an denen von hoher Seite hierher gestiftete, photographische Bildnisse der österreichischen Kaiserfamilie hingen. Die Habsburger bewahren ihrer alten Stammburg ein pietätvolles Angedenken, das sie oft genug bezeugen. Und wenn man auch die Gründe anerkennen muß, welche die Aargauische Cantonalregierung ver-

hindern, das Burgwesen an die Nachkommen der ursprünglichen Besitzer zu verkaufen, so würde anderseits der Verkauf für das Schloß und für die ganze Gegend nur vortheilhaft sein, denn gewiß ließe das österreichische Herrscherhaus das so unansehnliche Gebäude wieder ausbauen und so herstellen, wie es in den Tagen seines Glanzes war. Ein Seitenstück zur Burg Hohenzollern oder zur Wartburg würde dadurch zwar auch nicht entstehen, aber das Ganze käme doch unzweifelhaft zu einer würdigen, historisch getreuen Gestaltung und dürfte, mehr noch als jetzt, ein vielbesuchtes Wanderziel für Schweizerreisende werden. Daß die Habsburg öfter Besuch erhält, namentlich von dem unfern im Grunde gelegenen reizvollen und heilkräftigen Badeort (Schwefelbad) Schinznach aus, beweist das in der erwähnten Stube aufliegende Fremdenbuch. Dies zu durchblättern deucht manchen interessanter, als die alte hözerne Stubendecke anzusehen, die denn auch in der That keine eigentliche Sehenswürdigkeit bildet, obgleich sich eine Anzahl, auf ihr verstreuter Scheiben und Rosetten bemühen, ihr ein malerisches Aussehen zu geben.

Ueber dem Wohnzimmer und den nebenliegenden Kammern befindet sich ein großer niedriger Saal von äußerst nüchternem Eindruck. Er führt bei den Wärtersleuten zwar den stolzen Namen Rittersaal, aber zu jener Zeit, als er und das Haus, worin er enthalten ist, erbaut wurde, war es mit der eigentlichen Ritterherrlichkeit da droben schon längst vorbei und das Morgenroth der Neuzeit begann zu dämmern. Das Gebäude wurde, wahrscheinlich auf den Grundmauern eines ältern, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts errichtet. Seine einzelnen Stockwerke sind, nach dem Hofe hin, durch roh gezimmerte Treppen und Gänge verbunden.

Um die einzelnen Theile der Burg vollständig kennen zu

lernen, erübrigt es noch, durch einige Treppen den gen Westen gelegenen großsteinig aufgeführten Hauptthurm zu besteigen, einen gewaltigen Steincoloß von ca. 10 Meter im Geviert und einige 20 Meter in der Höhe. Nur schmale Scharten in den untern Theilen und ein paar enge Fensterluken hoch oben, wo man ihn neuerdings ergänzt und mit Zinnen gekrönt hat, beleuchten nothdürftig das Innere seiner Stockwerke. So schaut er, der wohl ursprünglich nach dem Vorbild eines römischen Bauwerks, des schwarzen Thurmes bei Brugg, gebaut wurde, finster und trotzig ins weite Land hinaus, ein griesgrämiger Alter, der, wie sein vorerwähnter und jetzt mit ihm unter einem gemeinschaftlichen Dach stehender Genosse seine acht und einhalb Jahrhunderte zählen mag. Er bildete eine mächtige Wehr gen Westen, an welcher Seite sich früher wohl einige kleine Zwinger und Abschlußmauern vorschoben.

Gen Norden, wo sich der waldige Abhang steil gegen die Aare senkt, sieht die Burg am unfreundlichsten aus. Mit dem Fels verwachsen ragen dort die Mauern der beiden Thürme

und ein Stückchen der Wand des ehemaligen Wohnhauses empor, roh und ungastlich gleich einem Raubhorst. Auch die Südseite der Burg, über sanfter abfallenden Rebenhügeln aufstrebend ist der Anmuth bar und schaut etwas langweilig in

die Gegend. Am schönsten zeigt sich, wie schon erwähnt, die Habsburg von Osten. Früher, als sich dort dem noch stehenden Gebäude eine Kapelle und andere Bauten der mittleren Burg vorlagerten, die von der Hauptburg durch einen längst ausgefüllten Graben getrennt waren, muß der Anblick ein ganz malerischer gewesen sein. An der Südwestecke der erst in der Neuzeit aufgeworfenen Terrasse befand sich damals das Hauptthor, während die Kuppe, auf der die ganze Anlage ruht, gen Osten noch durch verschiedene Vorwerke, durch Mauern und künstliche Gräben geschützt war. An den heutigen Gebäuden unterscheidet man drei Bauperioden. Die Thürme entstammen der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, die noch stehenden Mauern des ehemaligen Wohnhauses, die jetzt den Hof abschließen, sind vermuthlich hundert Jahre später an Stelle älterer getreten und das Wohnhaus, das sich mit seiner Südfront auf die ehemalige Ringmauer stützt, wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts, ebenfalls auf vorhandenen Fundamenten aufgeführt. Den heutigen traurigen Resten sieht man es kaum an, daß die ganze Burganlage eine der größten des 11. Jahrhunderts war und sich ehemals 90 Meter in die Länge und 30 Meter in die Breite erstreckte.

Wie der Bau entstand, das möge zunächst ein Ungenannter erzählen, der in einem Jahrbuch von den ersten Anfängen der Stadt Zürich bis zum Jahre 1336*) u. a. folgendes schreibt:

„Die selben graufen (von Habsburg) waurend von Rôm in diz land kamen, und wârent von guotem und altem geschlecht zur Rôm, und wârunt demmocht nit als rîch und als

*) Im Auftrag der antiquarischen Gesellschaft in Zürich neu herausgegeben von Ludwig Ettmüller. (Zürich 1844.)

mächtig, als si aber adenlich mit ir tâten waurent. Ez fuogt sich, daz ir ainer von disem geschlecht gaistlich was, und kam von Rôm in diz land und ward bischof zuo Strâzburg, wan daz selbe bistuom in den zîten in grôzen êren ward, und brâcht alsô sînen bruoder mit im heruoz. Der selbe Herre was ain hübsch adenlich, weltlich man, daz in manniglich in dem lande lieb hâte, edel und gepûren. Alsô fuogt sich auch ains mauls, daz der selbe jung herre rait jagen und baizen in dem lande überal, und rait mit andern edlen biz in daz Ergön. Alsô warf der jung herre sin federspil nauch ainem andern fogel, und wolt alsô sîn federspil hatzen; daz federspil gieng ûf in die lüft, daz ir kainer wiste, war daz federspil komen was. Alsô suochten si den ganzen tag, und kunden im nit nauch komen. Der herre liez nit ab, er wolt sin federspil suochen; alsô morgens fundent si den habich ûf einem hübschen büchel. Der herre was frô, und gefiel im der büchel vast wol, und het in wol gelust dâ ain veste zu machen, und sprach zuo den edlen und sinen dienern: „Ist ez hie nit ain ganzer lust? möcht ich ez an mînem pruoder und herren hân, ich wölt ain hûs hie machen.“ Alsô morndes braucht er ez an den bischof von Strauzburg und sait im von der hübschen gelegenhait und bat in, daz er im hulfe, so wölt er ain hübsch schloz machen. Der bischof was berait sînen bruoder zu helfen, und was im lieb, daz sîn bruoder lust zuo dem lande hâte, wann er in dar în brâcht hâte. Alsô huob der jung herre an ain hûs ze machen, und nannt daz Habspurg (Habichesburê), und gewan er den namen dar uâch, wan er hâte vor ainen welschen namen, und ward dar umb gehaizen von Habspurg, wan er den habich ûf dem selben burgstal funden hâte. Alsô half der bischof sînen bruoder vast und gab ihm grôz guot wan er was mächtig, und alsô tailt der von Habspurg

daz guot under alle herren, ritter und knechte, die im land dâ umb gesezzen wârent, daz si alle sîn diener und friunde waerint und gehôrsam zuo sînen sochen, und lait alsô den minsten tail an sin veste, die er bûwet und an sin selbes nuz. Eins mauls fuogt sich, daz der bischof von Strauzburg wolt sechen, waz sin bruoder gebûwen hat, und kam alsô mit vil hêrschaft zuo sînem bruoder gen Habspurg. Dô der bischof die vesti sach, dô sprach er zuo sînem bruoder: „Bruoder, mich dunkt, du habest noch gar wênig gebûwen der hilf und ich dir getaun hân.“ Der von Habspurg antwoet sînem bruoder: „Herre und bruoder, morn sullent ir êrst recht sechen den bûw, den ich getaun hân,“ wann er hâte haimlich nach allen sînen Dienern und friunden geschicket. Morndes dô die herren ûf stuonden, dô lag daz feld soll folkes und hâten ir gezelt ûfgeschlagen, herren, ritter und knechte. Der bischof wônde, er waer belegen. „Main herre, sprach der von Habspurg, daz sind mîn mûren, die ich gebûwen hab; swie guot mîn hûs war, daz hulf mich niut, het ich kain friund in dem lande: die sind mir beholfen zuo allen mînen nöten.“ —

Ob diese erbauliche Erzählung auf Wahrheit beruht, möge dahingestellt bleiben. Es sei nur bemerkt, daß die Sage von der lebenden Mauer auch andern Burgen anhaftet, so z. B. der Wartburg. Als Thatsache möge gelten, daß die Burg um das Jahr 1020 von dem Bischof Wernher von Straßburg, dem nachmaligen Stifter des Klosters Muri, erbaut wurde, wahrscheinlich mit Hülfe seines Bruders oder Schwagers Radbot. Ueber das Geschlecht jenes Burgenerbaues weiß man nichts Gewisses, doch darf man annehmen, daß es von einem um die Mitte des 10. Jahrhunderts lebenden Edlen, Namens Guntram herstamme, welcher wiederum ein Abkömm-

ling des Elsassischen Herzogsgeschlechtes der Etichonen gewesen sein soll.

Stammbaumzüchter serviler Art, wie wir sie schon bei der Geschichte der Burg Hohenzollern kennzeichneten, wollen freilich den Ursprung des Geschlechtes, das nach jener Burg den Namen der Habsburger annahm, von der römischen Familie der Pierleoni ableiten und ihn noch weiter auf die altrömischen Anicier, oder gar auf die Scipionen zurückführen. Dabei wußten sie allerdings wohl kaum, daß die Pierleoni jüdischer Abkunft waren, sonst hätten sie die Stammbaumwurzel eines germanischen Fürstenhauses wohl in anderer Richtung versenkt. Jenen genealogischen Untersuchungen nach sollen zwei, wegen eines in Rom begangenen Frevels nach Deutschland geflohene Brüder eines Pierleone Massimo, sogen. Grafen von Aventin, sich im Aargau niedergelassen haben. Von einem derselben sei dann das nachmalige Geschlecht der Habsburger entsprossen.

Natürlicher und einfacher ist die erst erwähnte Ableitung, und Kaiser Maximilian I. mag wohl Recht gehabt haben, wenn er jenen Eticho und seine fromme Tochter Odilie als seine Ahnen betrachtet. Jedenfalls hat die in St. Trudpert entstandene Stammtafel, und das daraus entwickelte Etichonische Geschlechts- und Verwandtschaftssystem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit.

Uns können hier in erster Linie nur diejenigen des Geschlechtes interessiren, welche die Burg gründeten oder nachmals dort saßen. Da sei denn zunächst als erster Burginhaber jener Radbot genannt, der, wie sein Bruder und Lehnsherr, der Bischof, in vielerlei Händel, auch in solche mit dem Kaiser, verwickelt war und im Jahre 1027 starb. Als dann Konrad II., den mächtigen Bischof Wernher zu ködern, ihn mit einer Ge-

sandtschaft an den Herrscher des oströmischen Reiches betraute, übertrug der Bischof die Habsburg und ferner die Erbrechte auf die Grafschaft Windisch und die Kastenvogtei des Gotteshauses zu Muri seinem Bruder Lanzelin. Darauf begab er sich arglos auf die weite Fahrt, (im Mai 1027) von der er nicht zurückkehren sollte. Der Sage nach gab ihm Kaiser Konrad ein Schreiben an seinem kaiserlichen Kollegen in Constantinopel mit, in dem er den Ueberbringer als einen Aufrührer hinstellte, durch dessen Beseitigung man ihm, dem Kaiser, einen großen Dienst erweise. Der geistliche Bote dieses Uriasbriefes soll denn auch nach zweijähriger Haft auf einsamer Insel elend gestorben sein. Sechs Jahre nach seines Herrn und Bruders traurigen Tode, 1036, starb auch der Besitzer der Habsburg kinderlos; seine drei Neffen, die Söhne des vorerwähnten Radbot, beerbten ihn. Als die beiden ältesten, Otto und Albrecht, ohne männliche Sproßen zu hinterlassen, gestorben waren, erhielt der dritte, Werner II., der zuerst den Namen „von Habsburg" annahm, das Ganze. Er starb im Jahre 1096. Sein Erbe, Otto II., wurde im Jahre 1140 oder 41 von dem Söldner Erlinier ermordet. Sein Bruder Albrecht II., darauf sein Sohn Werner III. († 1163) folgten ihm im Besitz der Habsburg. Des letzteren einziger Sohn Albrecht III. († 1199) der den Ehrentitel eines Landvogts von Elsaß führte, erhielt vom Kaiser Rothbart für seine ausgezeichneten Dienste als Erblehen des Reiches eine Anzahl Dörfer und Güter im Zürichgau und in der Grafschaft Baden, wodurch das Ansehen des Hauses in der Schweiz ungemein wuchs. Kaiser Otto IV., in dem Bestreben, sich das mächtige Geschlecht zu verpflichten und an sich zu fesseln, bestellte im Jahre 1209 Albrechts Sohn, Rudolf, zum Reichsvogte über die Schweizer, deren Herzen er aber nicht zu ge-

winnen wußte und die es durchsetzten, daß ihm das Amt später wieder genommen wurde. Er starb im Jahre 1232. Unter seinen Söhnen Albrecht und Rudolf theilt sich das Geschlecht in zwei Linien; Habsburg-Habsburg und Habsburg-Lauffenburg. Nur die erstere, als diejenige, welche die Stammburg im Besitz hatte, kommt hier für uns in Betracht. Ihr Stifter Albrecht IV., Landgraf in Elsaß, „der aller Gefahr trotzende Ritter", starb 1240 während einer Wallfahrt, die er zur Buße seiner Sünden unternommen hatte. Seinem ältesten, am 1. Mai 1218 auf Schloß Limburg im Breisgau geborenem Sohne Rudolf, dem nachmaligen Kaiser, fiel die Habsburg zu. Thatendurstig und fehdelustig, oft übereilt in seinen Handlungen, kam dieser bald in allerlei Verwicklungen, namentlich mit seines Vaters Bruder Rudolf, dem Lauffenburger Grafen. In dessen Sohne Gottfried, also in seinem Vetter, fand er aber einen wackern Gegner und es kam soweit, daß er von seiner Stammburg aus zusehen mußte, wie der erzürnte Vetter seine, Rudolfs getreue Stadt Brugk (Brugg) einäscherte. Auch mit seinem reichen Erbonkel mütterlicherseits, dem Grafen Hartmann von Kyburg, gerieth der schnelle Habsburger in einen Streit, der mit Enterbung endigte. Zum Ueberfluß traf ihn auch noch für seine Treue gegen seinen kaiserlichen Pathen Friedrich II. von Hohenstaufen, der mit dem Papst in Hader lag, der Fluch der Kirche und kaum einige Jahre später, wegen eines bei einer Fehde in Brand gesteckten Klosters bei Basel, geschah ihm dies zum zweiten Male. Zur Befreiung vom päpstlichen Bann machte er einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen mit. „Das Glück des Grafen aber," sagt Müller, „durch viele lebhafte und kühne Thaten weniger vergrößert, als erschüttert, veränderte sich, sobald er, durch Widerwärtigkeiten klug, seine Leidenschaft unterwarf; zum großen

Zeugniß feuriger Jünglinge, inwohnende Kraft ihrer Seele zum Verdruß der Fehler ihres ersten Alters nicht niederschlagen zu lassen, sondern mit unerschütterlicher Hoffnung auf bessere Zeiten anzustrengen." —

Rudolf versöhnte sich mit seinem Erbonkel und empfing nach dessen 1264 erfolgten Tode die Huldigung aller Vasallen und Dienstmannen der Kyburg. Auch mit seinem Lauffenburger Verwandten hatte er sich ausgesöhnt und ehe sein Vetter Gottfried, durch die Fehden mit dem vielgewandten Rudolf verarmt, nach England zog, ein neues Glück zu suchen, hatte er sogar dieses Feindes Freundschaft errungen.

Nachdem so seine Macht und sein Ansehen ungemein gestiegen waren und das erste Feuer seiner thatbegierigen Jugend sich etwas gedämpft hatte, erwarb er sich, so sagt Professor Dr. E. Münch, „durch Verstand, Biedersinn und Liebe des Rechtes bei den Eidgenossen, deren Schirmvogt er wurde, allgemeine Achtung, Liebe und Zutrauen, daß er, wie den Feinden seines Hauses, also auch den Unterdrückern der Freiheit, furchtbar, den Schwachen ein Hort, den Kriegern eine Zuversicht und den Bürgern, deren Sitten er liebte und annahm, Stolz und Freude ward." Gegen Basels gewaltthätigen Bischof zu Fehde liegend, kam ihm durch Friedrich von Hohenzollern, den Burggrafen von Nürnberg, die Kunde, daß er zum deutschen Könige erwählt sei. Auch als solcher ist er seinen Stammlanden und seiner schweizerischen Heimath stets ein treuer Freund und Förderer geblieben. Bei seinem nachmaligen öfteren Aufenthalt in Aargau hat er, wie auch seine Nachfolger, meist auf der Burg Stein zu Baden oder auf der Kyburg gewohnt, denn die Habsburg war mehr zur Feste, als zu einem bequemen Herrensitz eingerichtet. Vor seiner Wahl wird er, auch in friedlicher Zeit, nicht immer auf dem Wülpelsberg gehaust haben. Kennt man

doch nur eine Urkunde (vom 15. December 1256) die er auf der Habsburg ausgestellt hat. Seines Sohnes Albrecht Urkunden erscheinen niemals auf der Habsburg, dagegen häufiger auf dem Stein zu Baden und der Kyburg gegeben. Eine Urkunde wurde auch in Brugg ausgefertigt. Es mag sein, daß der Stammsitz bereits zu der Zeit, als Kyburg an den Grafen Rudolf fiel, dem alten Dienstmannengeschlecht der Habsburgischen Truchsesse von Wildegg und nach ihnen denen von Wohlen zu Lehen gegeben wurde.

Mit der Zeit ging von dem reichen Habsburgischen Hausbesitz im oberen Schwaben, der Deutschen Schweiz, ein Stück nach dem andern verloren, und zwar durch Einbußen nach den für Oesterreich so unglücklichen Schlachten bei Sempach (1386) und Näfels (1388), durch die Verluste in Folge der Aechtung des Herzogs Friedrich mit der leeren Tasche, die Verluste unter Kaiser Friedrich III. nach vergeblich angerufener französischer und burgundischer Hilfe, und durch die Verluste in der von Sigismund mit den Eidgenossen auf Grund französischer Vermittelungen 1474 abgeschlossenen „ewigen Richtung", wonach Herzog Sigismund auf alles verzichtete, was die Eidgenossen bis dahin erobert oder vom Hause Habsburg erworben hatten. So war das Haus bis zum Ende des 15. Jahrhunderts allmählich sowohl in gerichts- als in territorialhoheitlichem Sinne in der Schweiz vollständig besitzlos geworden.

Die Habsburg ging zu Anfang des 15. Jahrhunderts verloren. Herzog Friedrich von Oesterreich, den nachmals sein Zuname: „mit der leeren Tasche" veranlaßte, an der von ihm erbauten Fürstenburg zu Innsbruck das „goldene Dachl" für 30,000 Dukaten anbringen zu lassen, war am 7. April 1414 beim Concil zu Constanz in Acht und Bann gethan

worden, weil er dem dort inhaftirten Papst Johann XXIII., einem ehemaligen Seeräuber und Kuppler, zur Flucht verholfen und ihm Asyl gegeben hatte. Ehe der Geächtete seine zahlreiche Dienstmannschaft sammeln konnte, fielen, auf des Kaisers Sigismund Veranlassung, gegen 4000 Herren, Städte und Bischöfe über Friedrichs Besitzungen her. Auch die Schweizer, denen die Belehnung mit allem eroberten Habsburgischen Besitz versprochen wurde, waren schnell bei der Hand. Ueber den bei dieser Gelegenheit stattgehabten Zug der Berner in den Aargau sagt der älteste Text der Berner Stadtchronik:

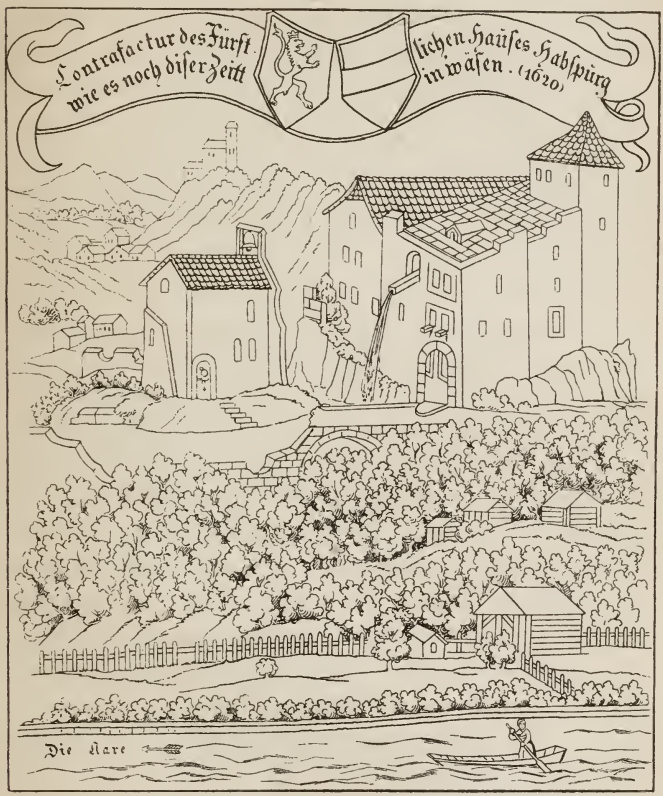
„Ad. 1413. Also zog man für Brugg, und wart die Vesti auch genötiget mit Büchsen un mit für. Do reiten die ab, so uff dem „Sloss" waren un satzten die in der Stadt waren ein Tading an un ergab sich ouch an das Reich un an die Stadt Bern."

Daß unter dieser „Vesti" und diesem „Sloss" die Habsburg zu verstehen ist, beweist ein Satz der von Diebold Justinger überarbeiteten Berner Chronik, welcher lautet: „Als man vor Brugg lag, da wart die Vesti Habsburg auch berennt, und ergab sich Heinrich von Wohlen an die von Bern, mit der vorgenannten Veste, in denen Worten als die Andern vor auch gethan hattend, noch Lut (Wortlaut) der Briefen darum gemacht."

Sigismund hatte gut Versprechen. Habsburg war kein Reichslehen, sondern allodialer Besitz und rechtlich konnte der Kaiser nicht so darüber verfügen, wie er es gethan hatte. Es stand zu fürchten, daß das mächtige Oesterreichisch-Habsburgische Geschlecht, das namentlich in des Geächteten Bruder, in Herzog Ernst dem Eisernen, einen kraftvollen Vertreter hatte, nicht so ohne Weiteres seinen Schweizerischen Besitz aufgeben würde, und die Berner hatten alle Ursache, ihre Er-

oberungen im Aargau als nicht allzu sicher anzusehen. Um daher den Oesterreichern, falls sie jemals wieder ins Land kämen, in ihrer alten, starken und umfangreichen Feste keinen sichern Stützpunkt mehr zu bieten, und ferner, um den andern Schweizerstaaten keinen Grund zu geben, auf die Militärrepublik Bern ob des Besitzes eines so wesentlichen, festen Punktes allzu eifersüchtig zu werden, brachen sie die Vor- und Mittelburg bis auf die Grundmauern nieder, ebneten den Boden und bauten die östliche Terrasse auf. Nur den kleinsten, westlichen Theil Habsburgs mit den finstern Thürmen Radbots ließen sie stehen, damit sie selber wenigstens einen, wenn auch wenig umfangreichen, so doch wehrhaften Posten in dem eroberten Gebiete im Besitze hatten. Als dann aber Herzog Friedrich am 5. Mai 1418, nachdem er den größten Theil seiner nichtschweizerischen Lande wieder erhalten hatte, endgültig Verzicht leistete und somit die Berner in sichern Besitz des Platzes gelangten, bauten sie die Reste der Burg aus, verbanden die beiden Thürme durch eine Mauer und verlegten das Wohnhaus, welches vielleicht durch Brand oder die Berennung der Burg Schaden erlitten hatte, an die südliche Seite, wo es heute noch steht. Aus der starken Feste eines mächtigen Geschlechts war ein ziemlich unansehnliches „burggesesz“ geworden, welches die neuen Besitzer und nunmehrigen Lehensherren, vertreten durch „Rudolfen Hofmeistern, dozemal Schultheisen ze Bern“ Anno 1421 den alten Habsburgischen Dienstmannen Peter von Gryffensee und Hermann von Wohlen neu übertrugen. Vermuthlich als das Lehen durch den Tod seiner beiden Inhaber erledigt war, verkauften (Anno 1461, Mittwoch nach Valentin) „Schultheiß, Rath und zweyhundert der Stadt Bern dem frommen Hans Arnold Segenser um 1000 Rheinischer Gulden das Huß und Sloß

Habsburg, in untern Landen und hohen Herlicheiten im Ergöu gelegen, mit allen desselben Huses Zubehörden, Herlicheiten, Wirden, Eren, Mannschaften, Gewaltsamen."



Sieben Jahre nachdem, 1469, trat es der Besitzer mit hundert Gulden Vortheil an die Nonnen des Klosters Königsfelden ab und zwar unter Genehmigung Berns, das, weil die

Kirche kein Lehen erwerben konnte, auf die Lehensherrschaft, die „Eigenschaft", verzichtete und den frommen Damen anempfahl, „daß sie und Ihr Nachkommen den gemelten Turn in Eren, Tach und Gemach halten sollten." Das Kloster setzte einen Wärter auf den neu erworbenen Besitz; mit dem in „Tach und Gemach" halten scheint es aber nicht sonderlich gut bestellt gewesen zu sein, wie aus einem, Anno 1490, Freytag nach Reminiscere erlassenen Mahnbrief hervorgeht, in dem es heißt: „An die Frowen ze Kungsfelden, den Turn zu Hapsburg in Fach und Eren zu halten, denn myn Herren mögen nit geliden, daß er zu Schanden komme, so er doch ein Schutz des Landes ist, als sie wüßten."

1528, nach der Kirchenreformation in der Schweiz, wurde aus den umfangreichen Besitzthümern der Abtei an Liegenschaften eine Landvogtei gebildet, welcher bis 1798 ein Hofmeister vorstand. Auf der Habsburg scheint während dieser Zeit ständig ein Wärter gehaust zu haben; nachfolgende Verfügung vom 15. November 1614 bildet ein Beweisstück dafür:

„Königsfelden, uf Heini Rusts' begerte Empfachung des Wächterdienstes uf Habsburg — befelchen Ime, wie sinem Schwager seeligen, inglichen un unter glichen Conditionen."

Wie schon erwähnt, stand um jene Zeit auf dem Platz der einstigen Mittelburg eine, vielleicht vom Kloster Königsfelden erbaute Kapelle. Umstehende Abbildung eines alten Bildes, daß ich in einem schönen, von der hochverdienten antiquarischen Gesellschaft in Zürich herausgegebenen Hefte*)

*) Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band XI, Heft 5. Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz. Erstes Heft. Die Veste Habsburg. Untersucht und beschrieben von G. H. Krieg von Hochfelden.

über die Burg wiedergegeben fand, giebt Kunde davon. Auf dem Bilde sieht man den westlichen Hauptthurm noch unter einem eigenen Dach. Auch die fern gelegene Geßlerburg Brunegg, die so unperspectivisch riesenhaft herüberschaut, scheint sich noch in ziemlich gutem Zustande zu befinden. Selbstverständlich steht, so anschaulich das Bild auch sonst sein mag, die Höhe des Wülpelsberges hier in gar keinem Verhältniß zur Habsburg, denn in Wirklichkeit bildet er eine ziemlich ansehnliche Erhöhung. Zu der „Confractur des Fürstlichen Hauses Habspurg" sei noch bemerkt, daß die Wappen in der Mitte des den Titel tragenden Bandes die des Habsburgischen Hauses sind.

Eine Abbildung der Burg Habsburg aus dem Jahre 1733 zeigt nichts mehr von der gedachten Kapelle, und als Kaiser Franz nach dem Pariser Frieden im Jahre 1814, aus Frankreich zurückkehrend, die Stammburg seiner Väter besuchte, zeigte sich auf dem Vorplatz nur noch einiges bröcklichte Gemäuer. Gefragt, wie es ihm droben gefalle, erwiderte der Kaiser: Die Aussicht sei schön, der Vordergrund weniger. Auf diese Andeutung hin verschwanden bald jene Trümmerreste. Nun wurde vor der jetzigen Burgfeste alles eingeebnet und abgeböscht und, nach einigen Erneuerungsarbeiten am obern Theil des westlichen Thurmes, erhielt die Anlage ihre heutige Gestalt. Schön ist diese im allgemeinen nicht, aber die Habsburg ist ein ehrwürdiges Denkmal der Geschichte, welches eine pietätvolle Erhaltung verdient. Sie mahnt uns an kampfdurchtobte Zeiten und an das mächtige, freiheitliche Ringen eines mannhaften Volkes, sie mahnt uns an den alten Ruhm eines Geschlechts, das dem deutschen Reiche manchen tüchtigen Herrscher gab und dessen Sprossen heute noch den Herrschersitz mäch-

tiger Länder inne haben, den Oesterreich-Ungarns und den Spaniens.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21182 6885